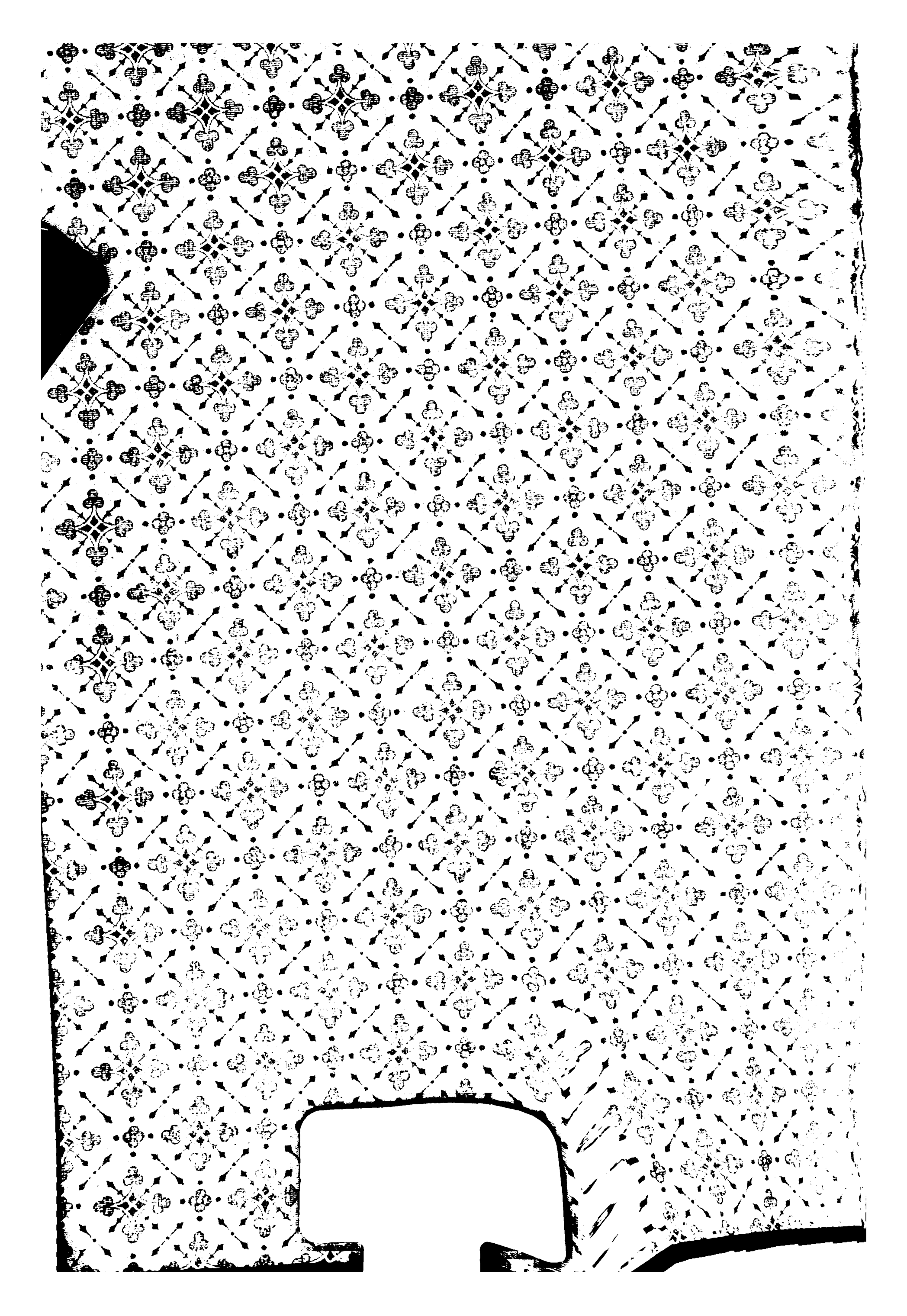
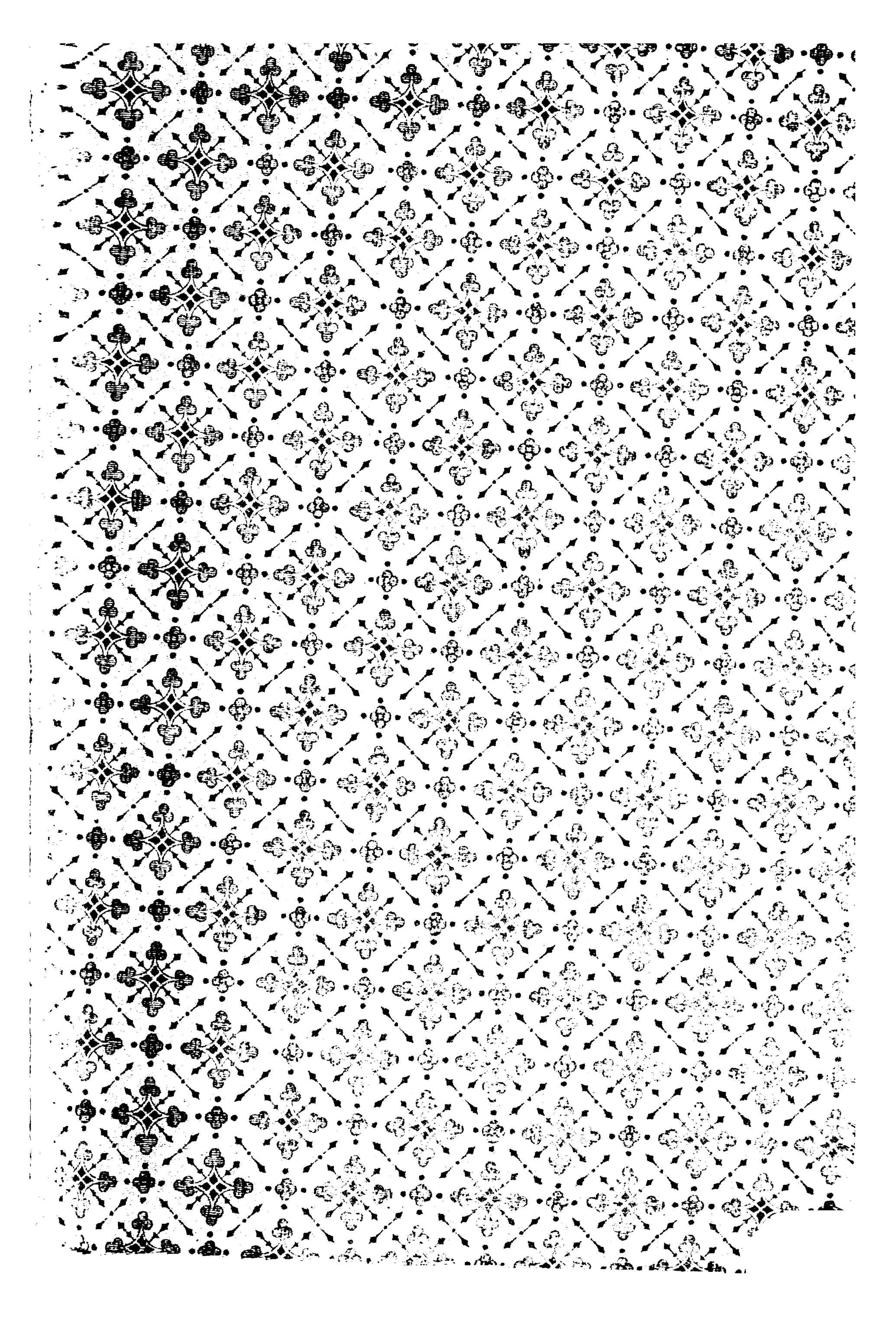
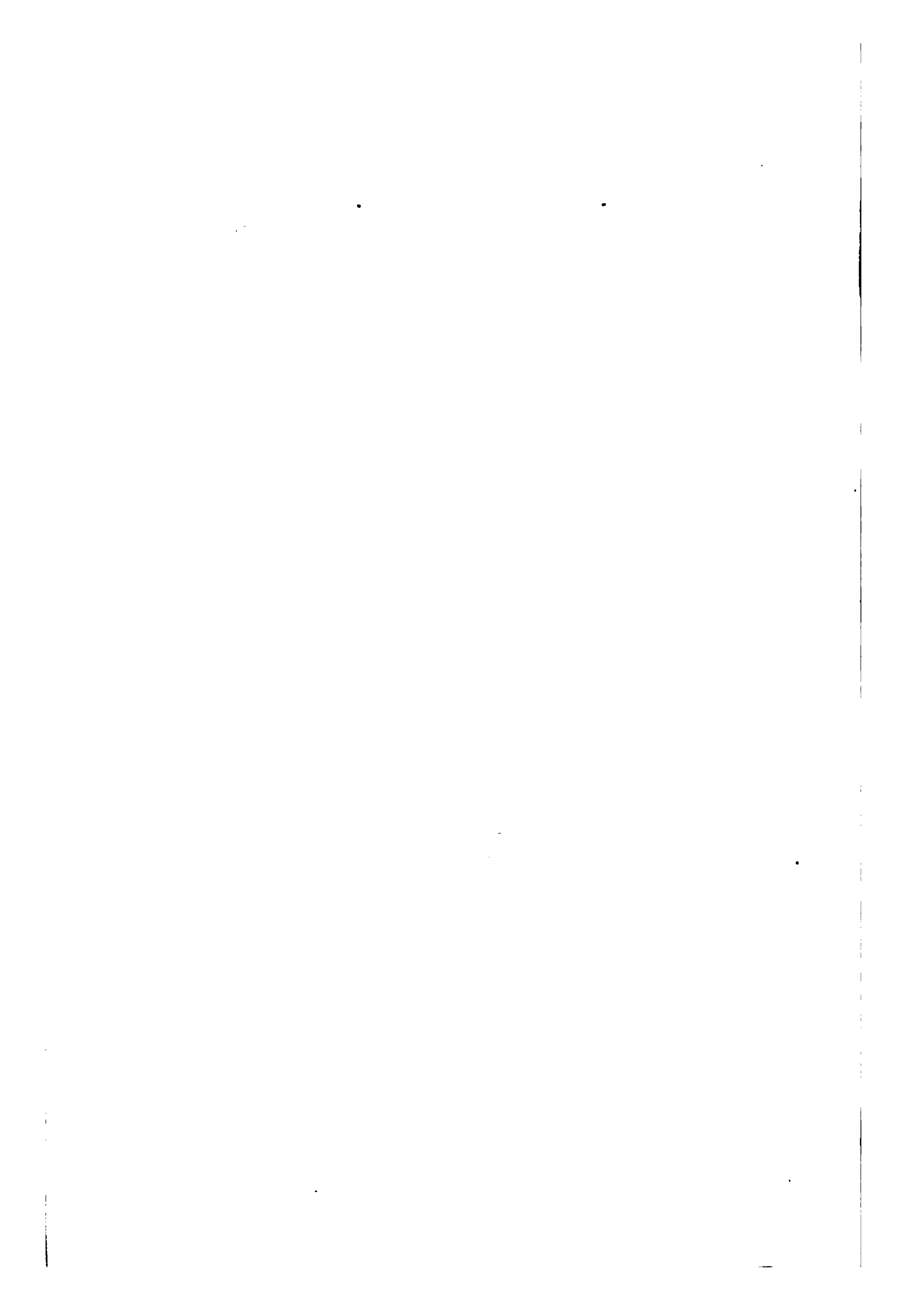



Georg Freiherr von Ompteda
Der Zeremonienmeister





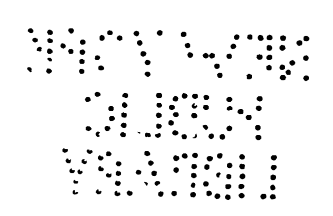
[illegible], German



Der Zeremonienmeister

Von **Georg Freiherrn von Ompteda** erschien im gleichen Verlage:

Von der Lebensstraße und andere Gedichte.
Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Die Sünde. Geschichte eines Offiziers.
Drohnen. Moderner Roman.
Vom Tode. Novellen.
Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten.
Unser Regiment. Ein Reiterbild.
Die sieben Gernopp. Eine lustige Geschichte.
Leidenschaften. Männliche weibliche sächliche Geschichten.
Sylvester von Geyer. Ein Menschenleben.
Maria da Caza. Roman.
Ossit: Ilse.



Der Zeremonienmeister

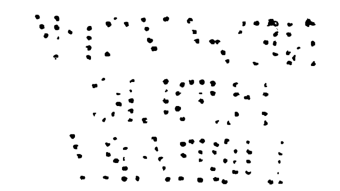
Roman

von

Georg, Freiherrn von Ompteda



Berlin W
F. Fontane & Co.
1898



Hans und Jutta Krug von Nidda

in

alter Anhänglichkeit

zu eigen

1.

Endlich begann es zu herbsten. Ein Wettersturz brachte kühle Tage, die Blätter wurden vom Oktobersturm herabgeweht, und die Natur bereitete sich mählich zum Winterschlafe vor.

Nun kehrte man auch von den Gütern heim und von der Reise. Dresden ward wieder lebendig. Auf der Straße schüttelten sich die Bekannten die Hand, einander zu fragen, wie man den Sommer verbracht, wo man gewesen, ob man sich erholt, wen man aus der Gesellschaft getroffen.

Die Damen suchten die Schneiderin auf, um für die Winterkleider Vorsorge zu treffen. Oper, Schauspiel, Operette zeigten vollere Häuser. Vereinzelt fingen schon die Diner-einladungen an einzulaufen.

Jetzt war die ganze Familie Sonntheim auch wieder in Dresden versammelt, und wie jedes Jahr, vereinte sie sich Sonntags. Es ward immer reihum gegessen — das Eltern-haus machte den Anfang.

Der Zeremonienmeister außer Dienst Freiherr von und zu Sonntheim besaß ein langgestrecktes Haus auf der Bürger-wiese, dessen ersten Stock er mit seiner Tochter zweiter Ehe bewohnte, während über ihm Gräfin Elise Scheppang, eine Tochter aus erster Ehe, das oberste Geschoß inne hatte.

Um sieben Uhr fanden sich die Familienglieder zusammen.

Schon vorher erschien der alte Freiherr im großen Salon, der nach den Anlagen der Bürgerwiese ging, einen Zerstäuber

in der Hand, mit dem er, von Zeit zu Zeit spritzend, „Tannenduft“ verbreitete. Der Kronleuchter, ein alter Venetianer aus weißem Glase, brannte, an den Wänden fanden sich Armleuchter verteilt, die ihr Licht auf den Raum warfen. Geschnitzte Schränke und Truhen, eingelegte Tische und Tischchen, Etageren, Ölbilder und Radierungen, Draperien, Vorhänge und Decken gaben ihm ein künstlerisches Ansehen.

Der Zeremonienmeister war ein Sechziger, mit kurzem, spitzen, weißen Vollbart, einem scharfgeschnittenen Gesicht, aus dem ein paar dunkle Augen noch immer jugendlich leuchteten. Seine gerade, schlanke Gestalt hatte etwas fast Jugendliches im langen, eng in der Taille anschließenden, schwarzen Gehrock.

— Du hast deine Blume vergessen, Väterchen! — klang es lachend von der Thür her, und Grete Sonntheim hielt ihm ein weißes Chrysanthemum entgegen.

Der Vater wandte sich herum zu seiner Tochter, um sich die Blume ins Knopfloch stecken zu lassen. Es hatte etwas Ritterliches, wie er sich herabbeugte zu dem jungen Mädchen und ihm, nachdem das volle, schöne Chrysanthemum auf seinem Rocke prangte, zärtlich einen Kuß auf die weiße Stirn drückte, dicht unter dem gewellten Blondhaar.

Als sie nun eiligst nach einer Ecke des Salons lief, eine schwelende Lampe einzudrehen, sah ihr der Zeremonienmeister nach und ließ seinen Blick wohlgefällig auf dem kindlich offenen, hübschen Gesicht der Tochter ruhen. Im selben Augenblicke klingelte es, und Grete rief:

— Da kommen sie.

— Wer ist es? — fragte der alte Herr.

Sie horchte einen Augenblick.

— Elise klingelt nicht so stark, Wolff viel stärker, Erich, nein, ich glaube nicht, also werden es wohl Behnens sein.

Einen Augenblick darauf trat Gräfin Behnen ein, die

älteste Tochter des Zeremonienmeisters, eine große, schlanke Erscheinung mit kühlem, ruhigen Gesicht von regelmäßigen, schönen Zügen. Ihr folgte ihr Mann — trotz seiner zweiundfünfzig Jahre fast älter ausschauend als sein Schwiegervater — mit seinen beiden Söhnen Botho und Egbert.

Die Gräfin ließ sich von ihrem Vater etwas steif küssen, indem sie nur die Wange hinhielt. Ihre Schwester umarmte sie wie eine Mutter, dann setzte sie sich sofort in eine Ecke und begann — da sie die Verwandten seit ihrem Sommeraufenthalt noch nicht wiedergesehen — zu erzählen, wie es in Ostende gewesen und dann in Baden-Baden. Es war, als redete sie nur, um überhaupt zu sprechen, einer Gewohnheit folgend, die sie nicht, ohne zu unterhalten, bleiben ließ, wäre es auch bloß eine Minute gewesen.

Nur Grete hörte ihr zu. Der alte Freiherr bewillkommnete seine beiden Enkel, von denen der ältere seit einem halben Jahre Student war, während der jüngere sich zu seinem stillen Ärger noch in der Sekunda befand, obwohl er schon eine Sicherheit des Benehmens besaß, als stünde er jahrelang im Leben.

Er erzählte dem Großvater eifrig von der neuen Equipage, die sich ein paar Bekannte angeschafft, woran er manches zu tadeln fand. Lächelnd hörte der Zeremonienmeister den Enkel an, bis er ihn, da eben die andern Kinder eingetreten, mit leisem Spott unterbrach:

— Egbert, du solltest Kutscher werden!

Verblüfft schaute der Jüngling darein.

Wolff Sonntheim, der jüngste Sohn, eben Rittmeister in seinem Regimente geworden, hatte jetzt das Wort. Er war ebenso groß wie der Vater, den er herzlich küßte, wobei er rief:

— Papa, hast du's denn schon gehört?

— Was denn? Was denn?

— Die schwarze Eichapfel ist verlobt!

Nun traten auch die anderen Geschwister hinzu: der älteste Sohn, Kammerherr Freiherr Erich von Sonntheim, und die jüngere Tochter erster Ehe, Gräfin Elise Scheppang, ein weicheres Ebenbild der Gräfin Behnen. Alle machten verdutzte Gesichter, denn sie wußten seit langem, daß Wolff die Absicht gehabt, um Fräulein von Eichapfel anzuhalten. Da sie ihn aber so fröhlich sahen, fingen sie an zu lachen bis auf die Älteste, die bewegungslos sitzen blieb. Der alte Freiherr fragte erstaunt:

— Nun, und das amüsiert dich so, Wolff?

— Allerdings, es ist zum Totlachen. Der schwarze Eichappel verlobt!

— Gegen wen denn? — meinte sehr ruhig Erich, der Kammerherr, indem er sein Einglas fallen ließ. Der Rittmeister zögerte einen Augenblick, bis er es verriet:

— Geheimerat von Marquardt.

Die Sonntheims waren zuerst starr, dann begann allgemeines Fragen, wie das nur gekommen, da der Verlobte dreißig Jahre älter sein mochte als das junge Mädchen. Ob sie Wolff bedauern sollten, wußten sie nicht.

Der alte Freiherr fand den Ausweg:

— Wenn das Mädchen eine solche Vernunftehe schließt — denn das ist es wohl —, so kann sich nur jeder freuen, der sie nicht kriegt.

— Freue mich auch wie 'n Schneefieber! — meinte der Rittmeister und reichte seinen beiden Neffen Botho und Egbert die Arme, denn es ging zu Tisch, und er hatte keine Dame bekommen. Die andern waren schon voraus.

Aber die Freude schien doch nicht so gar groß zu sein, denn Wolff verhielt sich beim Essen gegen seine Gewohnheit sehr schweigsam, gleich Botho Behnen, neben dem er saß,

während dessen Bruder Egbert wieder seine Urteile über Dinge und Menschen zum besten gab.

Darin wurde er von der Mutter unterstützt. Sie fand die Frühreife, das vorlaute Wesen ihres Jüngsten sehr am Platze. Graf Behnen achtete kaum auf seine Knaben, sondern war mit seinem Schwager, dem Kammerherrn, in ein Gespräch politischer Natur vertieft. Der Graf gehörte der Ersten Kammer an.

Der Zeremonienmeister warf hier und da ein Wort ein, hörte zu, wie seine älteste Tochter immer weiter von Ostende erzählte, wie sie dort alles kennen gelernt, wo die Leute her gewesen, mit wem sie verwandt, wie sie gekleidet, was sie gesprochen, ob sie vermögend gewesen, gute Verbindungen gehabt. Am liebsten aber wendete er sich zu Grete, und jedesmal, wenn er ihr etwas sagte, glitt ein heller Zug über sein Gesicht.

Das junge Mädchen sah den Vater immer mit solchem Liebesblick an, wie die Braut den Mann ihrer Wahl.

Elise Scheppang saß neben der kleinen Schwester, einfach gekleidet, in dunklen Farben, und drückte ihr manchmal verstohlen die Hand. Sie machte den Eindruck, als könne sie nicht aufkommen neben Klara — der Gräfin Behnen —, die sie ganz überragte und erdrückte. Dazu lag etwas Trauriges auf ihr: vor mehreren Jahren war ihr Mann mit dem Pferde gestürzt, hatte sich eine schwere Kopfverletzung zugezogen und befand sich seitdem in einer Anstalt — unheilbar.

So war sie Witwe, ohne Witwe zu sein. Die Kinderlose fühlte sich schwer vom Schicksal gebeugt. Und man achtete in der Familie ihren Schmerz: mit keinem Worte durfte ihr Mann erwähnt werden, sonst brachen der verlassenen Frau sofort die Thränen aus den Augen.

Nach Tisch setzten sich alle in einer Ecke zusammen, und es begann eine allgemeine Unterhaltung. Der alte Freiherr

hatte seinen Enkel Egbert durch eine spöttische Bemerkung zur Ruhe verwiesen, so daß er nun seine Weisheit nicht mehr vordrängte. Da nun Wolff wieder lebendig geworden, so fühlte sich der Sekundaner, der vom Großvater keine Cigarre bekommen, nicht mehr so sicher und verschwand in einer Ecke, um in einem „Prachtwerke“ zu blättern.

Den Kaffee bereitete Grete. Der Zeremonienmeister bot seinen Söhnen und dem Schwiegersohn Cigarren an, indem er fünf verschiedene Kistchen herumreichte, genau die Eigenschaften jeder Sorte auseinandersetzend.

Als er seine eigene Havanna in der Hand drehte, betrachtete er sie liebevoll von allen Seiten, schnitt die Spitze ab und ließ sich von seinem Enkel Botho ein Streichholz geben. Dem jungen Mann, der Nichtraucher war, um zu sparen, wie er meinte, klopfte er freundschaftlich auf die Schulter:

— Dir entgeht riesig viel, mein lieber Junge! So 'ne gute Cigarre nach Tisch, und dazu eine anständige Tasse Kaffee, wie sie Grete zu bereiten versteht, das sind doch erlesene Genüsse im Leben. Wenn man älter wird, weiß man's zu schätzen.

Nun fragte der Rittmeister nach der Quelle, wo das Kraut her sei, denn er wußte, daß es seinem Vater Spaß machte. Aus Hamburg, hieß es. Dort war der alte Freiherr in jungen Jahren, als er noch Diplomat war, oft gewesen. Eine Senatorstochter hatte es ihm angethan gehabt, wie er den Kindern schmunzelnd erzählt. Aber es war nichts daraus geworden.

— Ich glaubte, ich würde es nicht überleben! — hatte er gemeint und war doch ein paar Jahre darauf mit seiner ersten Frau sehr glücklich geworden. Dann hatte er ein zweites Mal geheiratet, Gretes Mutter, und nun war er Witwer seit seiner Jüngsten Geburt — siebzehn Jahre.

Es war die Rede davon, daß das junge Mädchen den Winter zum erstenmal „ausgehen“ würde. Zu Neujahr sollte sie am Hofe vorgestellt werden. Wolff meinte, sie müsse sich mit ihm gut stellen, sonst würde er allen Herren abraten, mit ihr zu tanzen. Sie that, als wäre ihr das gänzlich einerlei, doch Gräfin Behnen, die keinen Spaß verstand, versprach der jungen Stiefschwester, ihr in jeder Beziehung behilflich zu sein.

— Wir werden Grete schon richtig lancieren! — fügte der Kammerherr hinzu. Und es stand bei den Sonntheims fest, die Schwester auf jede Weise zu unterstützen. Wenn sie sich alle für sie bemühten, so würde sie schon ihren Weg machen, ganz abgesehen davon, daß sie hübsch war und schon dadurch keinen Schwierigkeiten zu begegnen hätte.

Gräfin Behnen versank in Gedanken. Sobald vom „Ausführen“ Gretes die Rede gewesen, überlegte sie bereits, wer von den Unverheirateten in der Gesellschaft wohl die geeignete Partie sein könnte für ihre Schwester. Sie wollte die Sache schon einrichten, denn es war gar nicht gleichgültig, wer sie bekam, sondern der Zukünftige mußte an Herkommen, Stellung und Vermögen in die Familie passen. Zwei Schwestern hatten schon Grafen geheiratet, warum sollte es die dritte nicht auch! Es brauchte ihr ja nicht gerade ein solches Unglück zu geschehen wie der armen Elise, und das war mit jedem Manne möglich, der Kavallerieoffizier war — denn nur die Kavallerie kam in Betracht.

Am besten wäre schon ein Diplomat gewesen, das gab Stellung und brachte in der Welt herum.

Gräfin Behnen gab ihrem Gedankengange Ausdruck:

— Du überläßest uns doch Grete zum Ausgehen, Papa?

Aber der alte Freiherr machte ein pfiffiges Gesicht, betrachtete liebevoll seine Cigarre und sagte gedehnt, während er langsam den Dampf in spitzer, grauer Wolke von sich blies:

— Wenn ich sie nicht selbst ausführe!

Nun brach ein Sturm los von allen Seiten. Wolff lachte, daß er rot wurde:

— Papa, du die Grete ausführen? Und wenn nun an dem Abend d'Albert ein Konzert giebt, oder sonst einer, den du gern hörst, dann gehst du doch nicht auf den Ball, sondern ins Konzert. Und wenn in der Oper oder im Schauspiel einer gastiert?

Elise, die sonst wenig sprach, wenn die ganze Familie versammelt war, erhob auch ein Bedenken mit leiser Stimme:

— Und wenn in der Zeitung steht: in Nizza blühen die Veilchen, und bei uns liegt Schnee?

Der Kammerherr wechselte die Beinstellung, indem er das rechte herabnahm und das linke darüber schlug:

— Dann reist Papa am andern Morgen an die Riviera.

— Der Zug geht abends, Onkel! — rief Egbert dazwischen, indem er sein Buch sinken ließ. Doch niemand achtete darauf, weil Graf Behnen eben, seiner Frau zur Hilfe kommend, versichert hatte, es würde ihnen wirklich viel Vergnügen bereiten, die kleine Schwägerin in die Gesellschaft einzuführen.

Da stand der Zeremonienmeister auf und durchmaß in langen Schritten den Salon. Seine Kinder mochten schon ein wenig recht haben: es würde ihm schwer werden, einen Kunstgenuß preiszugeben einer thörichten, gesellschaftlichen Unternehmung halber. Er hatte ja den Abschied genommen in voller Rüstigkeit und Manneskraft, um eben den Pflichten und Plagen der Gesellschaft zu entgehen, die ihn ein Menschenalter hindurch in Banden gehalten und ihm die freie Luft zum Atmen benommen.

Als Fünfziger war er, dem immer der Sinn nach Kunst und Schönheit gestanden, zum erstenmal sich bewußt geworden,

daß all das Leben und Treiben, das er bis dahin beinahe für nötig gehalten, doch eigentlich nicht notwendig war. Daß es sich auch leben ließe ohne alles das, ja daß es sich für eine Natur wie die seine besser leben ließe in voller Freiheit.

Bis dahin hatte ihn ein unbestimmtes Sehnen erfüllt, sich auszuleben, die Welt zu sehen, alles Höchste zu kosten und zu genießen, das Menschengeist ersonnen, Natur hervorgebracht. Nun war ihm damals plötzlich die Binde von den Augen gefallen, und eine Art Besorgnis hatte ihn überkommen, wenn er das alles sah, er möchte keine Zeit mehr finden und alt werden und sterben vorher.

Jene Periode seines Lebens nannte er die „Auferstehung", was vorher gewesen die „Zeit der Tumbheit" und seinen Lebensabend nun: „die Jahre der Gnade".

Sollte er sich die Jahre der Gnade schmälern? Aber er hatte Pflichten! Und seine Grete liebte er über alles. Einmal, das mußte er sogar wünschen, würde sie ihm doch verloren gehen durch die Ehe. Mußte er nicht bei ihr sein, solange sie ihm noch blieb? Und war es nicht auch ein Glück, sein höchstes Glück, ihre Erfolge, ihr erstes Auftreten in der Welt mit anzuschauen, wie sie zagend, unsicher sich hineinwagte in den Strom des Lebens, wie sie Fortschritte machen würde, wie er ihr raten könnte mit seiner Erfahrung, mit seiner Führung, sie erziehen, sie bilden, den rechten Mann suchen für sein Kind? Einen Mann nach seinem und Gretes Herzen, nicht aber nach dem Wunsch der Ältesten, deren Oberflächlichkeit und weltlicher Sinn, deren Nützlichkeits-Weltanschauung ihm so oft wehe gethan?

Der alte Freiherr strich sich den schönen, weißen Bart, blieb stehen und sprach zu seinen Kindern, die längst die Unterhaltung wieder aufgenommen hatten und eben wieder bei der Verlobung des Fräulein von Eichapfel waren:

— Paßt mal auf, diesen Winter opfere ich mich und werde wieder Zeremonienmeister, wenn auch nur privatim und a. D. Ein paar schöne Bilder, ein Konzert, ein Theaterabend wird schon noch abfallen für mich.

Die übrigen waren es zufrieden. Schließlich blieb die älteste Schwester ja immer noch für Notfälle übrig. Sie allein, denn Elise ging seit dem Unglück ihres Mannes nicht mehr in Gesellschaft. So konnte sie auch Grete keine Auskunft geben, die wissen wollte, ob diesen Winter viel getanzt werden würde.

— Es wird nicht arg werden, die Dicke hat Trauer, die Stumpfen auch. Donnerwetter, die Blechkanne ebenfalls. Lindenbergs sind nach Leipzig versetzt, der Pfau soll ballmüde sein, Poldi Derndorff geht nach Abbazia. Es wird nicht arg werden! — meinte Wolff, die Namen und Spitznamen an den Fingern herzählend, die Grete nur vom Hörensagen kannte und nicht einmal alle.

Allmählich hatte der Cigarrenrauch den Salon erfüllt, und Gräfin Behnen wedelte geziert mit dem Taschentuch, als ob sie es nicht mehr aushalten könne. Es wurde noch von einigen Bekannten gesprochen, die diesen Winter auch Töchter ausführen würden, dann erzählte Graf Behnen mit einem müden Gesicht, als sei er ein paar Nächte hindurch über seiner Arbeitslast nicht zu Bett gekommen, welche Vorlagen der Kammer in diesem Winter zur Beratung zugehen würden.

Wolff dagegen berichtete von seiner Schwadron, von den kleinen Vorkommnissen des Dienstes, einem widerspenstigen Rekruten, der Führung der Strafbücher, einem Scherz mit seinem Burschen, wie seine neue Stute einschlüge, die er seinem Freunde Einbeck abgekauft, weil der völlig mit ihr „fertig" gewesen.

Sobald er nur einen Augenblick schwieg, begann sein

Schwager Behnen mit seinen Landtagsgeschichten, aber wenn er nur die geringste Pause eintreten ließ, fiel ihm sofort Wolff ins Wort:

— Ja, ja, Heinrich hat ganz recht, aber da habe ich mindestens ebenso viel zu thun, denn denkt euch mal . . .

Und nun folgte eine neue Geschichte, bei der er die Schwestern für sich hatte, während, wenn Graf Behnen sprach, mehr die Herren zuhörten.

Von Zeit zu Zeit erhob auch der Kammerherr seine Stimme, erzählte irgend ein Vorkommnis vom Hof oder aus seiner militärischen Vergangenheit, als er beim selben Dragonerregiment wie Wolff in Bautzen gestanden.

Elise und Grete saßen Hand in Hand, ohne ein Wort zu sprechen. Botho lauschte mehr seinem Vater, Egbert gab mehr auf die Dienst- und Pferdegeschichten acht.

Der alte Freiherr saß in der Mitte seiner Kinder und hörte, behaglich rauchend, in gelassener Ruhe zu. Er nickte hier und da teilnehmend und schwieg, ohne sein Interesse mehr dem Schwiegersohn als den Söhnen zuzuwenden, als müsse er unparteiisch über allem stehen, sich für alles gleichmäßig interessierend, was seine Kinder betraf.

Gräfin Behnen lauschte den Landtags- und Verwaltungsgesprächen ihres Mannes, und als sie bemerkte, wie Wolff allmählich ganz die Unterhaltung an sich riß, stand sie plötzlich würdevoll auf und sagte, ohne ihren Bruder fertig erzählen zu lassen:

— Heinrich, ich glaube, es ist Zeit. Du hast noch zu arbeiten, und Egbert muß morgen in die Schule.

Ihr Sohn wollte dagegen reden, doch da er nicht zu Worte kam, so machte er eine gleichgültige Gebärde, die so viel heißen sollte, als: — Pah, die Schule, das ist ja ganz gleich, ich bin erwachsen und kann auch später zu Bette gehen.

Alles hatte sich erhoben. Die Gräfin näherte sich ihrem Vater, um sich, genau wie es beim Kommen der Fall gewesen war, auf die Stirn küssen zu lassen, wobei sie seine Hand, die er ihr auf den Arm gelegt, vorsorglich ergriff, in der Befürchtung, der Sammet des Puffenärmels möchte leiden.

Die beiden Jünglinge gaben dem Großvater einen herzhaften Kuß, ebenso ihrer Tante Grete — jünger wie Botho und deshalb von ihnen einfach beim Vornamen genannt.

Graf Behnen drückte seinem Schwiegervater die Hand und schritt leise gebeugt, wie er sich zu halten pflegte, hinaus. Der Kammerherr folgte. Er hatte einigen Bekannten versprochen, sie zu treffen.

Als sie fort waren, trat eine Minute Stillschweigen ein, dann warf sich Wolff in einen Stuhl:

— Man soll nichts Böses von seinen Geschwistern reden, aber was zu kühl ist, ist zu kühl. Als ob wir alle auf 'ner Nordpolreise wären! Den ganzen Sommer haben wir uns nicht gesehen, und ich habe von meiner trefflichen Schwester Klara nicht mal 'nen Kuß gekriegt! Hab' ich nicht recht, Papa?

Der Zeremonienmeister zuckte lächelnd die Achseln. Es war sein Grundsatz, des lieben Friedens willen niemals gegen eines seiner Kinder etwas Ungünstiges von einem der andern zu sagen. Und auch als Grete ihm um den Hals fiel und ihn beschwor: — Väterchen, nun sei mal nicht so verstockt. Nun rede mal! — ging er nicht darauf ein. Nur in der Erinnerung daran, daß ihm vorhin seine älteste Tochter die Hand herabgestreift, meinte er mit komischer Besorgnis:

— Grete, ich sage dir nur eins, zerdrücke mir mein Chrysanthemum nicht!

— Ach was, Väterchen, du kriegst ein anders. Jeden Tag ein anders, denn du sollst schön sein, Väterchen. Immer schön aussehen mußt du mit deinem schönen, weißen Bart!

Sie streichelte ihm den Bart und zog daran, bis er schrie. Darauf küßte sie ihn, fragte, ob sie ihm denn etwa weh gethan, bat um Verzeihung, sprang um ihn herum, lachte und tollte und fiel schließlich über ein Fußkissen, das im Wege lag.

Besorgt hob er sie auf:

— Hast du dir weh gethan, Grete?

— Nein, gar nicht, gar nicht, Väterchen!

— Ein bißchen!

— Bißchen!

— Warum sagst du dann nicht gleich die Wahrheit?

Sie blickte ihren Vater an, wurde eine Sekunde verlegen und sprach:

— Ich thu's nicht wieder.

Der Vater umarmte sie:

— Immer wahr sein! Auch in den geringsten Kleinigkeiten! —

Aber es hatte nichts Pedantisches und Belehrendes, wie er das sagte.

Als Wolff nun trocken meinte:

— Grete ist mit ‚Sohlen geklappt'! da fingen sie alle herzlich an zu lachen, bis der Rittmeister plötzlich nach der Uhr sah:

— Donnerwetter, mein Zug!

— Wann geht er denn?

— Noch zwanzig Minuten!

— Dann erreichst du ihn gerade noch! — meinte der alte Freiherr, aber er trieb zur Eile, und Wolff gab schnell beiden Schwestern einen Kuß, drückte dem Vater die Hand und rannte spornstreichs davon mit den Worten:

— 's ist nämlich der letzte nach Bautzen!

Sie sahen ihm nach:

— Immer derselbe! — rief Grete fröhlich. Elise fügte herzlich hinzu:

— Aber Wolff ist ein guter, lieber Mensch!

Und diesmal gab auch der Zeremonienmeister ein Urteil ab:

— Das ist er!

Nun wollte auch Elise gehen, doch der Vater mochte nichts davon wissen. Er schritt zum Flügel, klappte ihn auf mit der Bitte, Elise möge ihnen etwas vorspielen. Sie fragte, was. Den ‚Aufschwung‘ bat er sich aus.

— Das war eines der Stücke, die mich zu meiner ‚Auferstehung‘ führten!

— Gut, Vater, den ‚Aufschwung‘! Ihr hört ja zu. Die andern begreifen das ja nicht.

Sie rückte den kleinen, runden Drehschemel vor die Tasten und begann das Stück, ein wenig vornübergebeugt, wie es ihre Gewohnheit war beim Notenspielen, denn sie war kurzsichtig.

Der alte Freiherr saß mit Grete in einer Ecke, leise den Arm um ihre Schulter gelegt, den Kopf rückwärts gebeugt, die Augen geschlossen, um zu genießen. Er ließ die Töne durch seine Seele rauschen, schwingen und beben, nachzittern in ihr. Er dachte Jahre zurück bei diesen Klängen, siebzehn Jahre, als ihm, dem Fünfziger, dem Witwer, der Lenz neu das Herz gerührt und in ihm, der da meinte, tot und erstorben zu sein für das Weib, wieder die Liebe entzündet.

Er dachte zurück an Gretes Mutter, an das junge, liebreizende Ding, er dachte zurück, wie er gebangt und gezagt, ob er es thun sollte, ob er es dürfte, sie an seine Seite zu ziehen. Alle die Kämpfe fielen ihm wieder ein, die er mit der Vernunft, mit dem eigenen Herzen ausgefochten, als er sich für zu alt gehalten, als er gemeint, ein Unrecht zu begehen, die junge Mädchenknospe für sich zu begehren.

Dann hatte er es gethan. Sie hatte ihn nicht zurückgewiesen. Sie war die Seine geworden.

Die Spielerin ließ die letzten Töne in aufjauchzenden Akkorden verklingen.

— Ich danke dir, Kind! — sagte der Zeremonienmeister, stand auf, trat ans Klavier, nahm Elisens Gesicht zwischen die Hände und streichelte ihr die Wange. Da begann sie ganz von selbst, weil sie wußte, wie er es liebte, das Largo von Händel zu spielen.

Er blieb am Flügel stehen. Oft hatte er die Musik von ihr gehört, aber heute abend berührte sie ihn besonders. Drüben, halb im Schatten eines großen Lampenschirmes, saß Grete, das Ebenbild der Mutter, als ob sie dort wäre, derselbe Schnitt, das Haar, die Augen, die Figur. Er konnte wähnen, die Zeit sei noch nicht verflossen, die siebzehn Jahre nicht verrauscht, sein Haar und Bart noch schwarz, die Gestalt noch elastischer und jünger.

Und er sah im Geiste die geliebte Frau wieder auf ihrem letzten Lager, wie sie sich das Kind geben ließ, es an sich zu drücken, ehe sie schied. Er hörte das Largo tönen, das sie sich bestellt zu ihrem letzten Gange, dasselbe Largo, das eben an sein Ohr drang.

Da wurden ihm, wie er sich überlegte, daß er vielleicht nun auch bald seine Tochter hergeben müsse, plötzlich die Augen naß. Er schämte sich, wendete sich um, damit Grete die Weichheit nicht bemerken sollte, und da sah Elise die quellende Thräne glänzen.

Sie hörte jäh auf zu spielen.

— Du weinst, Vater?

Auch das junge Mädchen sprang auf und hing sich an ihn:

— Nicht weinen, Väterchen! Ich habe dich noch nie weinen sehen!

Er lächelte schon wieder. Nun trösteten sie ihn beide, und Elise fragte:

— Was hast du?

— Ich habe an etwas gedacht.

— An was, Väterchen? — fragte Grete.

Der alte Freiherr hatte wieder seine Ruhe und Festigkeit gefunden:

— An deine Mutter! Und daß ich vielleicht bald ganz allein sein werde.

— Ich bleibe bei dir, Väterchen! — schmeichelte Grete.

Elise dachte an ihre eigene Einsamkeit und schwieg.

Die Stimmung ging vorüber. Sie wurden wieder guter Dinge, nur die Musik fing nicht wieder an, jetzt hätte sie traurig gemacht. Es war spät geworden. Gräfin Scheppang sagte Vater und Schwester gute Nacht. Der Diener war da, der sie die Treppe hinaufgeleitete, wie jeden Abend, wenn sie heruntergekommen.

Als sie gegangen war, meinte das junge Mädchen ernst:

— Väterchen, siehst du, wie gut du es hast! Nun ist die arme Elise wieder allein, und wir?

Sie blickten sich an und lachten. Der alte Freiherr hatte seine ganze gute Laune wiedergefunden, seine Behaglichkeit und Freude am Sein. Er schickte sein Töchterchen zu Bett, denn die Uhr auf dem Kamin schlug Mitternacht.

— Eigentlich schon viel zu spät für so'n Guckindiewelt wie du!

— Und wenn ich nun auf die Bälle gehe? Bis drei wird doch sicher getanzt. Ich jedenfalls habe mir's vorgenommen, Väterchen!

— Als ob du überhaupt gefragt würdest! — lachte er ihr nach. Dann ging der Zeremonienmeister in sein Zimmer hinüber, setzte sich an den Schreibtisch und begann gemächlich ein Paket zu öffnen, das dort lag.

Es waren die neuesten Erscheinungen, die der Buchhändler zur Ansicht geschickt: Romane, Geschichtswerke, Gedichte, Novellen, Memoiren.

Er schob den großen Lutherstuhl nahe an die Tischplatte heran, rückte die Lampe zurecht, zündete sich noch eine Cigarre an und begann ohne Glas mit seinen jung gebliebenen, scharfen, klaren Augen in den Werken zu blättern, hier und dort naschend wie einer, der sich den Genuß aufsparen und nur den Mund wässerig machen will.

2.

Es war eine tote Zeit: die Herbstvergnügungen zu Ende, das letzte Rennen draußen in Reick gelaufen, aber die Gesellschaften noch nicht im Gang, die guten Konzerte erst in Sicht. Besondere Vorstellungen gab es noch nicht in den Theatern, man konnte nicht mehr in die Umgebung im offenen Wagen fahren, ohne sich zu erkälten, und doch war der Winter noch nicht hereingebrochen.

— Jetzt müßte man eigentlich fort! — sagte der Zeremonienmeister zu Professor Denger von der Kunstakademie, den er auf dem Altmarkt getroffen. Beide fragten einander, warum sie nicht gingen, und beide mußten gestehen, die Pflicht halte sie zurück. Der eine blieb wegen der Tochter, der andre wegen seiner Schüler.

Der Maler, der mehr wie ein Major in Zivil ausschaute mit seinem kurzgeschorenen Kopf, dem wettergebräunten Gesicht, in dem ein kleiner, blonder Schnurrbart leuchtete, blieb plötzlich stehen und sagte:

— Und doch denke ich manchmal, ‚Pflicht‘ ist überhaupt nur Einbildung!

— Wieso? — fragte der alte Freiherr, zuerst doch etwas erstaunt.

— Nun, wer hindert mich daran, den ganzen Akademiekrempel in die Ecke zu schmeißen und plötzlich wieder als freier Mann mit meinem Farbenkasten loszuziehen, wohin es mir gefällt? Am Ende ließen sich die Akademiepflichten auf irgend eine Weise beilegen. Man würde schimpfen. Ich wäre kontraktbrüchig — sehr richtig. Ich hätte ja auch unrecht, gewiß, unbedingt, aber weiß der Teufel, man lebt doch nur einmal! Und wer dankt es einem, wenn man fein artig sitzen bleibt und seinen Schülern Zeugs beibringt, das jeder selbständige Kopf unter ihnen nach einem Jahr oder zweien, wo er allein arbeitet, doch wieder verwirft!

Der Zeremonienmeister, der, seit er sich in den Jahren der Gnade gefunden, gern einmal eine freie Ansicht, irgend ein Paradoxon hörte und sich leicht begeistern ließ, sann nach. Er schüttelte aber dennoch den Kopf:

— Lieber Professor, nehmen Sie mir's nicht übel, da kann ich denn doch nicht mit!

Der Maler sprach ganz ernst:

— Wer giebt einem die verlorenen Jahre zurück? Schließlich ist's doch die Hauptsache, sich ausgelebt zu haben. Ganz seiner Persönlichkeit leben, so individuell als möglich. Wenn man alt ist, ist's zu spät.

Sie waren in die Schloßstraße gekommen und strebten am Schlosse vorüber dem Georgenthore zu, das auf den freien Platz an der Elbe führte, wo geradeaus die Brücke über den Strom nach der Neustadt ging. Professor Denger meinte, ihre Wege trennten sich hier.

— Ich begleite Sie noch bis an die Akademie! — ant-

wortete jedoch der alte Freiherr, und als sie, die katholische Hofkirche und das Opernhaus im Rücken, langsam die Stufen zur Brühlschen Terrasse hinanstiegen, fragte er den Maler listig:

— Nun, lieber Professor, weshalb schmeißen Sie denn nicht den ganzen Akademiekrempel in die Ecke?

— Die Pflicht! Die Pflicht! — meinte der andre.

Da lachte ihn der Zeremonienmeister aus:

— Sehen Sie! Und was haben Sie da vorhin alles geredet!

— Ja, wenn man noch jung wäre! Vor zehn Jahren, da hätte ich noch Unternehmungsgeist gehabt, aber heute! Und nun kommt die Sorge um Frau und Kind. Man ist eben nicht mehr so leichtsinnig, dem Philister näher. Vielleicht schon ehrsamer, guter Bürger, Hausvater. Es ist traurig, wie man versimpelt, und wie man alt wird.

Jetzt begann der Zeremonienmeister zu lachen:

— Alt? Wie alt sind Sie denn, Verehrtester?

Traurig gedehnt, gewichtig klang die Antwort zurück:

— Ach, fünfundvierzig!

Der alte Freiherr lachte immer mehr:

— Und da wollen Sie von Alter reden? Was sollte ich denn da machen? Was meinen Sie denn, wie alt ich bin?

— Na, Sie sind weiß! Das täuscht leicht. Aber ich denke . . . na, ich kann mir's ja ausrechnen.

— Nein, nicht ausrechnen, sagen Sie's, so wie Sie glauben auf den ersten Blick. Aber nicht schmeicheln!

— Thue ich nie.

— Also?

— Ich würde meinen — fünfzig oder ein-, zweiundfünfzig. Ich bemerke immer: der weiße Bart macht Sie älter. Und ich weiß, daß Sie auch älter sind. Sie sind wohl so achtundfünfzig, denke ich.

Freiherr von Sonntheim hatte den Professor schelmisch lächelnd betrachtet. Nun zog er sich den langen, englischen Überzieher zurecht, rückte am Cylinder, hustete, reckte sich hoch auf und sprach:

— Fünfundsechzig!

— Ist nicht möglich!

— Wahrhaftig!

— Donnerwetter! Donnerwetter!

— Ja, ich habe mich eben gut erhalten!

Sie lachten alle beide. Dann blieben sie vor dem Akademiegebäude am Geländer der Terrasse stehen und schauten auf das Bild, das sich ihren Blicken bot: auf den Strom, den vier Brücken überspannten, mit seinem Leben von Elbzillen, die zu Thal gingen, während an den Quais die grünweiß gestrichenen Dampfschiffe lagen; auf die Neustadt drüben, über dem Häusermeer, mit langgestreckter Reihe von Kasernen bekrönt; auf die Aussicht, hinüber nach den Loschwitzer Bergen mit ihren Schlössern und Villen von der Elbe bis hinan zu den Höhen.

— Ich freue mich jedesmal über die Schönheit dieses Blickes! — meinte der Professor, doch der alte Freiherr führte die Gedankenreihe von vorhin fort:

— Lieber Professor, Sie haben gesagt: Ja, wenn man noch jung wäre! Es ist traurig, wie man alt wird! Nun, ich muß Ihnen offen gestehen, ich fühle gar nicht das Bedürfnis, wieder jung zu sein, ich möchte nicht wieder meine vergangenen Jahre durchmachen. Solange Gott mir die Gesundheit schenkt, bin ich so glücklich jetzt. Ich fühle mich nicht alt!

Seinen Stock ließ er dabei durch die Luft pfeifen und dachte an das Glück, das ihm ein genußfähiges Alter beschert. Der Maler dagegen, der einmal als vermeintliches Genie die Welt

durchbraust und nun im Hafen eines wohl sicheren und starken Talentes, aber doch eben nur Talentes gelandet und sich nun nicht genug thun konnte, sich in unbefriedigter Sehnsucht verzehrend, meinte nachdenklich:

— Ja, wir haben umgekehrt gelebt: ich habe mich vielleicht verausgabt schon . . . ja . . . ja . . . vielleicht . . . hoffentlich nicht, aber doch vielleicht, und Sie haben erst in späten Jahren eigentlich zu leben begonnen. Die Lebenskunst kommt meistens spät, die Kunst früh oder nie. Und es ist schwer, daß sie in voller Glut ein Menschenleben aushalten soll — geschweige denn, noch glühender zu werden. Ach, wenn ich wieder zwanzig Jahre wäre!

Damit gaben sie sich die Hand und schieden. Der Maler ging in sein Atelier, der alte Freiherr schritt den Weg zurück über die Terrasse, wie er gekommen. Er ging langsam, behaglich. Die Sonne hatte sich ein wenig durchgerungen und leuchtete schräg herüber über die Kuppel der Frauenkirche, sie glitzerte auf dem Strom, der in scharfer Fahrt durch die Brückenbogen schoß.

Der Zeremonienmeister sann nach über das, was sie eben gesprochen. Die Ergebung, ja Niedergeschlagenheit des Professors verstand er nicht. Warum immer nur auf das Vergangene schauen, als ob es nichts mehr zu genießen gäbe auf dieser Erde! Die Zukunft lag noch rosig vor ihm. Er war tapfer und mutvoll. Gewiß war es für ihn nicht mehr Frühling, gewiß nicht Sommer mit reifer Frucht und reicher, schwerer Ernte, aber Winter deswegen noch nicht, sondern ein milder, langer Herbst stand ihm bevor.

Im Herbst reiften die Trauben, im Herbst gab es noch immer schöne Tage, herrliche Zeit. Sein Tagewerk war gethan für dieses Dasein, nun wollte er sich nur der Früchte freuen.

Er nahm den gleichen Weg wieder zurück über den Schloßplatz durchs Georgenthor in die Schloßstraße. Jetzt war es gerade die Stunde, wo man alle Bekannten traf, die aus Künstlerkreisen, die Fremden, die Verwandten, die alten Freunde, die Gesellschaft.

Und er bummelte gemächlich die Straße hinab.

Nur wenige Droschken kamen gefahren, aber die Bürgersteige waren voll Menschen, die sich ergingen, ihre Besorgungen machten, die Läden besahen, einander begrüßten und ein Stück zusammen schritten, bis ihre Wege sich trennten, oder sie andre trafen, die sie dann mitnahmen.

Elise war mit Grete ausgegangen, vielleicht begegnete er ihnen unterwegs.

An einer Kunsthandlung blieb er stehen: neue Radierungen waren im Schaufenster ausgestellt. Früher hatte er sie nicht verstanden, jetzt, wo ihn die Künstler, die in seinem Hause verkehrten, darauf aufmerksam gemacht, besaß er eine schöne Sammlung, im Laufe der Jahre zusammengebracht.

Es fand sich nichts Besonderes im Laden, und er ging weiter. Kaum hatte er einige Schritte gethan, als ein herrschaftlicher Wagen vorüberfuhr, etwas altmodisch und unmodern gehalten. Ein dicker, alter Herr saß darin, mit rotem Gesicht, in der Mitte des Sitzes, beide Hände seitwärts auf die Polster gestützt, als müsse er die Kugel, die sein Oberkörper darstellte, vor dem Hinundherkollern bewahren.

Als er den Zeremonienmeister grüßte, ließ er nur so kurze Zeit als nötig, um den Hut abzunehmen, die Stütze los.

— Der alte Dietz sieht doch unglaublich aus! — tönte da eine Stimme neben ihm, und Major a. D. von Santerski, ein eleganter, schlanker Mann, mit großer Sorgfalt gekleidet, etwas geziert gehend und sprechend, streckte ihm die Hand entgegen. Er hatte ein Gut in der Nähe von Dresden und ein

Absteigequartier auf der Waisenhausstraße für die Zeit der Gesellschaften im Winter.

Der Zeremonienmeister fragte gedehnt:

— Ach, was machen Sie denn hier, Herr von Santerski? Ich denke, Sie sind in Italien? Und ich beneidete sie schon?

— Wir haben's uns anders überlegt und bleiben hier.

— So.

— Ja.

Sie schritten eine Weile nebeneinander her, ohne etwas zu sagen. Der alte Freiherr mochte den Major nicht leiden wegen seiner Unnatur und Gespreiztheit und weil er vor mehreren Jahren einmal eine alberne Bemerkung über Gräfin Behnen gemacht, die auf einem Balle, wie Herr von Santerski behauptet, seiner Frau einen Stuhl beim Cotillon weggenommen. Nur mit Mühe und Not war damals die Sache beigelegt worden, denn der Major, der geborene Krakehler, wollte sich durchaus nicht zufrieden geben.

Deshalb kam es dem Zeremonienmeister sehr erwünscht, in einem Seiden- und Band-Geschäft seine Töchter zu sehen. Er entschuldigte sich und trat in den Laden ein.

Eine Weile mußte er noch warten, bis die Einkäufe erledigt waren, dann gingen die drei auf die Straße. Gerade in diesem Augenblick kam der alte Graf Dietz in seiner altmodischen Karosse wieder vorüber und grüßte von neuem, was ihm beinahe den Sitz zu kosten schien.

Als er vorbei war, fing Grete an zu lachen, daß sie dunkelrot ward.

— Du mußt wirklich nicht so lachen! Was sollen denn die Leute denken! — meinte, selbst mit ihrer Fröhlichkeit kämpfend, Gräfin Scheppang.

Die Schwester sammelte sich ein wenig:

— Er sieht aber wirklich zu komisch aus, Elise!

Leicht schob der Vater seinen Arm in den ihren:

— Kannst du dir vorstellen, Grete, daß Graf Dietz einmal einer der hübschesten, schlanksten Leutnants gewesen ist, die es gab?

— Aber so brauchte er doch nicht auszusehen, Väterchen! — meinte entrüstet das junge Mädchen.

Er antwortete erklärend:

— Nun, dafür ist er auch schon über siebzig Jahre!

— Pfui, ich möchte nicht so alt werden!

Sie zog die Nase kraus.

Der alte Freiherr meinte vor sich hin:

— Na, es kommt darauf an! Man braucht ja nicht so dick zu werden!

Dabei faßte er an den Überzieher und rückte ihn sich zurecht. Galant nahm er Elise ein kleines Packet ab, daß sie trug. Nun schritten sie zu dreien nebeneinander den engen Bürgersteig hinab. Immerfort mußte ausgewichen werden, und immer ließ er die Töchter voran. Ein paarmal mußten sie wieder grüßen: ein ehemaliger Angestellter aus dem Ressort des Zeremonienmeisters ging vorbei, darauf zwei jüngere Herren, von denen keiner der drei eigentlich wußte, wer sie seien, endlich Frau von Schaff, eine Nichte des alten Grafen Dietz, deren Mann Minister war, eine große, schöne Frau, die sehr freundlich grüßte.

— Die ist doch immer nett! — meinte Elise, und der Zeremonienmeister nickte beistimmend. Er dachte daran, wie allgemein behauptet wurde, die jetzige Frau von Schaff habe ihn gern heiraten wollen, als er damals zum zweitenmal Witwer geworden, und im stillen kam ihm plötzlich die neugierige Frage, wie sie wohl jetzt denken würde, wenn sie noch frei wäre. Jung war sie auch nicht mehr, wenigstens ganz jung nicht.

Aber er? — Nein, o nein. Er war so glücklich, so. Er begehrte nichts mehr auf dieser Erde, als die Schönheit der Welt noch mit tiefen Zügen in die Seele einzusaugen.

Nun kamen sie am Viktoriahause vorüber. Am Juwelierladen blieben sie stehen. Elise hatte kein besonderes Interesse mehr dafür, und Grete, die als junges Mädchen außer einem einfachen, schmalen, goldenen Kettenarmbande keinen Schmuck trug — noch nicht. Aber der Zeremonienmeister fand seine Freude an den glänzenden Steinen. Er hielt die andern zurück.

Er besah die Ringe und Broschen, Armbänder, Ketten, Diademe, die im hellen Lichte lagen.

— Es ist doch schön, wenn's so funkelt und glitzert! Nur ein schlanker Hals fehlt darunter! — meinte er zu Gräfin Scheppang, indem er sie noch auf einzelne, besonders edle und zierliche Formen aufmerksam machte, mit genießendem Blick des Wohlbehagens. Kaffeelöffel, Pariser Arbeit, im Stil Louis XVI., hatten es ihm besonders angethan, und es kränkte ihn fast, bei seinen Töchtern nicht dieselbe Begeisterung zu finden.

— Der Teufel noch mal, Kinder, ihr solltet euch freuen über so was. Diese Feinheit! Die Dinger sind wirklich süß. Aber ihr habt eben noch nicht den genügenden Sinn dafür. Das kommt erst mit den Jahren. Es ist auch besser, Grete, es kommt später, sonst bliebe euch ja kein Fortschritt mehr und nichts zu wünschen übrig. Nichts ist gräßlicher als Blasiertheit. Es giebt immer Neues zu sehen und zu lernen in der Welt. Was wäre sonst die ganze Geschichte wert! Ach, Gott erhalte uns junge Herzen!

Sie gingen weiter. Wieder mußten sie grüßen: eine Bekannte kam aus dem Juwelierladen und stieg in ihren vor dem Hause wartenden Wagen.

— Heute trifft man aber auch alles! — meinte Grete seufzend.

Der Vater machte es ihr nach:

— Es ist schrecklich, nicht wahr?

Darauf beschleunigten sie etwas den Schritt, um nach Haus zu kommen. Von weitem erblickten sie auf der Prager-straße, die sich in gerader Linie hinaufzog, nur am Schluß durch den Eisenbahnhochbau abgeschlossen, Graf und Gräfin Behnen. Er hatte etwas Müdes im Gang, sie blieb immer die schöne Frau, in gerader Haltung, gemessen, würdig, viel Platz auf dem Wege beanspruchend, gnädig, wenn sie gegrüßt ward.

Sonntheims konnten sie nicht mehr erreichen, sie mußten abbiegen zur Bürgerwiese.

— Wir sehen sie morgen in der Oper! — tröstete Grete, doch Elise fragte erstaunt:

— Morgen?

— Ich denke.

— Morgen ist doch nichts Besonderes?

Behnens gingen für gewöhnlich bloß ins Theater, wenn der Hof erschien oder ein berühmter Gast sang. Es stellte sich heraus, daß das junge Mädchen sich im Tage geirrt hatte und Klara eine Karte geschrieben, sie hätte Plätze für heute geschenkt bekommen von einem Freunde ihres Mannes, der abgehalten wäre, die Oper zu besuchen.

Es war Sonnabend, und Wolff kam, wie regelmäßig, von Bautzen herein, deshalb schlug der alte Freiherr vor, auch ins Theater zu gehen. Er fragte, was gegeben würde, und Grete, die immer den Spielplan für die ganze Woche im Kopfe hatte, antwortete sofort:

— Tannhäuser!

— Wollen wir?

— Natürlich, Väterchen.

— Gern, Papa.

Die Kasse war noch geöffnet, so schickte der Zeremonienmeister den Diener, um eine Loge zu bestellen.

Zum Frühstück kam Elise herunter, denn Wolff hatte telegraphiert, er würde zur richtigen Zeit da sein. Aber er erschien erst, als die Familie fast fertig war mit Essen. Das war man schon so gewohnt und es wunderte sich niemand darüber, auch nicht, als er ein fürchterliches Abenteuer erzählte, das ihm passiert, so daß er den Zug, mit dem er hatte eintreffen wollen, verpaßt. Es geschahen immer ganz absonderliche Dinge, wenn er abreiste.

Einmal war der Zug unerhörterweise eine ganze Minute vor der fahrplanmäßigen Zeit abgelassen worden, ein andermal hatte er sich beim Rasieren in der Eile geschnitten, so daß ihn die zu stillende Blutung zehn Minuten gekostet, endlich hatte er sein Taschentuch vergessen und mußte noch einmal in seine Wohnung zurück.

Heute war der Krümperwagen an der Verspätung schuld:

— Denkt euch, Kinder, mein Krümperkutscher — übrigens ein famoser Kerl sonst — hat den Bolzen am Ortscheit nicht richtig festgemacht, und wie ich von der Kaserne zum Bahnhof fahre — es war überhaupt schon allerhöchste Eisenbahn — geht das Ding plötzlich los und der Gaul ohne Wagen fort. Durch den Ruck war mein oller, braver Kutscher — Süßmilch heißt er . . .

— Ich denke Klette . . ., — unterbrach ihn trocken, aber im Innern mit dem Lachen kämpfend der Vater.

— Klette heißt der bei der vierten Schwadron, bei meiner heißt er Süßmilch. Also der Kerl fliegt durch den Ruck herunter und verliert die Zügel. Bis wir nun den Gaul angeschirrt hatten — war der Zug weg.

— Ach! — machten die andern drei im Tone des tiefsten Bedauerns, und Wolff rief ganz eifrig:

— Wahrhaftig! Der Zug war weg!

— Das glaube ich schon!

— Na ja, natürlich, Grete, sonst wäre ich doch hier gewesen.

— Stimmt!

Grete nahm eine würdevolle Miene an, und die kleine Zwischenunterhaltung der Geschwister war erledigt. Man wartete noch, bis Wolff fertig gegessen hatte, dann standen sie auf und gingen hinüber in des Zeremonienmeisters Zimmer. Dort steckten sich die beiden Herren Cigarren an. Elise und Grete verschwanden.

Der Rittmeister erzählte allerhand von seinem Dienst, wie er immer zu berichten pflegte. Sein Vater war, ehe er in den Hofdienst getreten, in jungen Jahren Kavallerieoffizier gewesen und hatte Verständnis für alles, was ihm der Sohn mitteilte. Er wußte, daß Wolff trotz seiner vermeintlich leichten Art ein Offizier war, der es mit seinem Berufe ernst meinte und der bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben stand. Ein großer Truppenführer und Generalstäbler steckte nicht in ihm, wohl aber ein vortrefflicher Kavallerist, der einmal als Regiments- oder Brigadekommandeur seinen Platz ausfüllen würde, wenn auch nicht als Stratege mit gemischten Waffen.

Trotz seiner lustigen Laune vorhin schien der Rittmeister heute ernster gestimmt. Er legte plötzlich ärgerlich die Cigarre fort mit den Worten:

— Was hat das eigentlich für einen Zweck, Papa, die ganze Geschichte? Einmal wird man doch abgehalftert, und wenn man mal a. D. ist, dann vermehrt man nur die Zahl der Unzufriedenen. Davon giebt es wahrhaftig genug.

— Ich bin doch auch a. D., sowohl als Militär wie als

Hofschranze! Und ich bin nicht unzufrieden! — meinte behaglich der Zeremonienmeister, indem er sich einen Aschenrest von der Weste stäubte.

— Ja, du, Papa! du! Du bist aber so eine großartig angelegte Natur! Du hast so was Olympisches, so 'ne Ruhe!

— Glaubst du, ich sei immer so gewesen?

— Du bist's aber doch eben, Papa, du bist der großartigste alte Herr, den ich je gesehen habe. Neulich noch hat mir's eine Dame gesagt.

Ein wenig geschmeichelt fragte der alte Freiherr:

— Eine Dame?

— Jawohl.

— Wer denn?

— Eine junge, hübsche Dame.

— Von hier?

— Ja und nein.

— Was heißt das?

— Nun, sie ist hier, aber keine Einheimische.

Jetzt ward der Zeremonienmeister aufmerksam. Das machte ihm doch Scherz, daß eine junge, hübsche Fremde seinem Sohne etwas über ihn gesagt haben sollte. Er fragte fast mit einem Anfluge mädchenhafter Verlegenheit:

— Kenne ich sie denn?

— Ich weiß nicht, Papa, aber ich glaube nein.

— Eine Fremde, sagst du, Wolff?

— Jawohl, aber sie geht oder wird ein bißchen ausgehen hier.

— Nun, hier in Dresden braucht man ja eigentlich dann bloß zu fragen: England oder Amerika?

Wolff hielt inne, faßte sich an die Stirn und rief:

— Donnerwetter, das weiß ich nicht!

— Das weißt du nicht?

— Nein, wahrhaftig nicht! Ich kann nie unterscheiden, ob England oder Amerika.

Der Vater meinte zwar, das sei nicht schwer, an Aussprache, Kleidung, Manieren, ja sogar am Äußern, am Typ müßte man die beiden Völker auseinander halten können, doch Wolff blieb bei seinem Zweifel. Er wußte nur zu sagen, daß die Fremde Miß Bancroft heiße. Das war alles, und nachdem sie noch ein paar Worte darüber gewechselt hatte, war die Sache vergessen.

Der Zeremonienmeister suchte seinem Sohne Mut einzusprechen, sich nicht so in seinen Stimmungen gehen zu lassen, die ihm gar nicht einmal stünden und nicht die geringste Berechtigung bei ihm hätten.

Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, schlug er ihm eine Spazierfahrt im großen Garten vor. Er ließ anspannen, und bald fuhren Vater und Sohn im Dogcart die Bürgerwiese hinab. Der alte Herr pflegte jeden Nachmittag auszufahren — immer eigenhändig die Zügel führend.

Er fragte Wolff um seine Meinung wegen der neuen braunen Stute, die er eingespannt, und freute sich, ein zustimmendes Urteil zu hören.

Das Wetter war immer besser geworden, und die Sonne schien warm auf die Straße, die von Spaziergängern belebt war. Der Sonnabend nachmittag hatte ihnen mehr Zeit gelassen und die warme Luft sie herausgelockt.

Die große Allee des Parkes war belebt: heute konnte man ruhig im offenen Wagen fahren. Ein Viererzug kam vorbeigebraust und überholte den Dogcart. Der Zeremonienmeister grüßte mit der Peitsche. Es war Prinz Ludwig Trenn mit Frau und Töchtern, der in Blasewitz einen schönen, schloßartigen Besitz hatte.

Dann kam eine Kavalkade geritten: ein Stallmeister mit

einem halben Dutzend Ausländerinnen, zu Wolffs Vergnügen alle mehr oder weniger schief auf den Pferden hängend, die den Begleiter in ständiger Aufregung zu halten schienen, ob sie aus dem wüsten Galopp, den sie angeschlagen, parieren könnten oder nicht.

Wie Schatten huschten Radfahrer vorbei, und drüben unter den nun schon fast entlaubten mächtigen Bäumen, die den Fußweg umstanden, ergingen sich die Spaziergänger: alte Damen und alte Herren, langsam des letzten herbstlichen Sonnenstrahles genießend, vorsorglich mit dem Tuche den Hals geschützt, junge Mädchen, in ganzen Reihen als Pensionat, einzeln mit der Freundin, oder schüchtern mit einem Herrn, der ihnen schöne Dinge zu sagen schien.

Alles freute sich über das letzte Lächeln der Sonne, ehe der Winter einbräche. Der alte Freiherr zog wohlig in seinem dicken Winterüberzieher mit dem warmen Krimmerkragen die Schultern in die Höhe und trieb die brave Stute durch einen leichten Zungenschlag an, ihr Tempo ein wenig zu schärfen.

— Das Tier hat ein schönes Gangwerk, Papa! — meinte Wolff, indem er beobachtete, wie regelmäßig die Braune ausgriff.

Wieder mußten sie grüßen, als sie eben aus der Hauptallee bogen nach dem großen Teiche zu, der hinter dem den Park beherrschenden Schlößchen lag. Wolff fragte:

— Wer war denn das, Papa?

— Professor Fischer vom Polytechnikum.

— Du kennst aber doch jeden Menschen! Und auch so aus ganz andern Kreisen.

— Na, es ist doch kein Wunder, wenn ich die Leute kenne, nachdem ich so viel Jahre hier bin, hier geboren bin und hier zu sterben hoffe! Oder vielmehr, daran denke ich nicht gern.

Wolff meinte, dazu hätte der Vater auch wirklich keine Veranlassung. Unberufen. Dabei klopfte er, um es nicht zu „beschreien", auf das Schmutzleder über dem Rade.

Der Zeremonienmeister erzählte vom Professor Fischer, bei dem er im vergangenen Jahre Kollegien gehört über Kunstgeschichte und Litteratur. Wolff würde ihn kennen lernen, denn er habe ihm versprochen, diesen Winter zu den Abenden zu kommen, an denen im Sonntheimschen Hause jeder Zutritt hatte, der seine Karte abgegeben. Da wurde musiziert und geplaudert. Der Zeremonienmeister war die Seele des Ganzen, brachte die geeigneten Elemente zusammen, trennte die ungeeigneten, gab hier und da Gesprächsstoffe, regte an, unterhielt, ließ sich belehren von den Fachleuten, vermittelte Bekanntschaften und fühlte sich selbst am glücklichsten von allen seinen Gästen.

Als sie am großen Gartenteich hinfuhren, auf dessen Wasser das Licht glitzerte, ward von drüben her das Café sichtbar, vor dem an den Tischen, die in den letzten Tagen der Witterung halber verödet gewesen, wieder die Menschen bei Kaffee und Bier in der wärmenden Sonne saßen. Als nun eine ganze Abteilung frischer, junger Mädchen im Vorübergehen die Schwäne fütterte, wieder ein paar Wagen mit Bekannten vorbeirollten, da drehte der Zeremonienmeister lustig die Peitsche mit zusammengerollter Schnur, neigte sie vor der schönen Gräfin Steffeck, die eben, ihr Tandem selbst lenkend, vorbeischoß, und sagte behaglich lächelnd zu seinem Sohne:

— Dresden ist zwar nicht Rom, Florenz, Berlin oder Paris, aber leben läßt es sich auch hier. Nicht wahr, Wolff?

Der Rittmeister nickte zustimmend:

— Sehr richtig, Papa! Nur muß man es verstehen!

3.

Der Theaterplatz begann sich allmählich zu beleben.

Vor dem Opernhause standen einzelne Gruppen, die sich noch unterhielten, immer das Auge zum gegenüberliegenden Schloßturme, hart neben der katholischen Hofkirche, wo ihnen das Zifferblatt der Uhr sagte, ob es Zeit sei zu gehen. Aus dem Schloßportal mit den beiden Infanteriedoppelposten kamen mehr und mehr Menschen. Damen in Abendmänteln, eine Spitze über den Kopf gezogen, das Opernglas in der Hand. Rechts und links auf der Fahrbahn rollten die Droschken und herrschaftlichen Wagen heran, sich vor den Thordurchfahrten des Opernhauses in langen Ketten stauend.

Das schöne Wetter des Nachmittags hatte angehalten, deshalb ließ der Zeremonienmeister seine Damen allein fahren und ging zu Fuß mit Wolff und dem Kammerherrn, der zu Tisch erschienen, dem Theater zu.

Wie er so zwischen seinen Söhnen schritt, war er noch immer der Stattlichste von den dreien, und am Denkmal des Königs Johann, mitten auf dem Platze, sagte ein junges Mädchen, das dort mit einer Freundin stand, von der sie sich verabschiedete, weil sie kein Billet mehr bekommen hatte:

— Das ist mal ein schöner, alter Herr!

— Der ist doch nicht alt! — meinte die andre.

Im Foyer strömten die Menschen von allen Seiten zusammen. Die Kasse war ausverkauft heute abend. An den Garderoben schob und drängte man sich. Die Logenschließer hatten alle Hände voll zu thun, die Karten abzunehmen und die Zettel dafür einzuhändigen. Das Haus war noch nicht voll erleuchtet, durch die halb offene Thür der Sonntheimschen Loge drang ungewisses Dämmer herein, und man hörte das Stimmen einzelner Instrumente, das Summen und Surren

der Eintretenden, Klappen der Sitze, Zuschlagen einer Thür, die der Hand entglitten war.

Im Wandelgang hinter dem ersten Rang blieb es noch still. Die Sonntheims waren fast die ersten, die erschienen. Der Kammerherr hatte einen Blick in die Loge geworfen, ob die Schwestern schon da wären:

— Sie müssen wohl gleich kommen!

Wolff erbot sich, auf Grete und Elise zu warten, damit der Vater sich immer auf seinen Platz begeben könnte, doch der alte Freiherr wollte nichts davon wissen, und als seine Damen endlich eintrafen, ließ er es sich nicht nehmen, Gräfin Scheppangs langen, weißen Ballumhang dem wartenden Diener selbst einzuhändigen.

Nun, wo die Schwestern in großer Gesellschaftstoilette mit halbem Ausschnitt nebeneinander standen, fiel es fast noch mehr auf als sonst, daß sie sich nur wenig ähnlich sahen, indem Elise mehr dem Vater ähnelte, im großen Schnitt ihres Gesichts, die kleine, blonde Grete dagegen ihrer verstorbenen Mutter.

Sonntheims traten in die Loge. Die Damen nahmen auf den Vordersitzen Platz, hinter ihnen der Zeremonienmeister und der Kammerherr, ganz hinten Wolff.

Der alte Freiherr setzte sich nicht gleich, sondern blieb stehen, das sich füllende Haus musternd. Er trug bei solchen Gelegenheiten niemals ein Ordensband im Knopfloch und legte überhaupt auf Auszeichnungen, deren er eine große Menge besaß, kein Gewicht.

— Es sind ja doch alles Frühstücksorden, die ich nur meiner früheren Stellung verdanke, richtig verdient habe ich mir keinen, — pflegte er zu sagen und ließ sich dafür sein weißes Chrysanthemum von Grete an den Frack stecken. Das trug er gern und immer, darin zeigte er eine gewisse Eitelkeit.

Immer mehr füllte sich der Zuschauerraum. Das Stimmen der Instrumente ward stärker, das Summen im Hause lauter. Die obern Ränge des in Weiß und Gold gehaltenen stolzen Semperbaues waren schon beinahe besetzt, das Parket wimmelte von hellen Kleidern, dazwischen die Fräcke der Fremden, Engländer, Amerikaner, Polen, Russen, Skandinavier, und die dunklen Röcke der Einheimischen.

Am spätesten wurde es in den Logen des ersten Ranges lebendig, aber auch diese füllten sich allmählich. Dort kannten Sonntheims fast alle, die eintraten, oder wußten doch wenigstens, wer es war.

— Sonderbar, heute ist ja ganz Dresden versammelt, während sonst die Kunst im ersten Rang meist den Fremden zu genießen überlassen wird, — meinte der Zeremonienmeister, ein paar Bekannte gegenüber grüßend.

Der Kammerherr erklärte:

— Weil die Gesellschaften noch nicht losgegangen sind. Wenn Grete ausgeht, wirst du auch seltener hier sein, Papa!

— Leider!

— Du bist zu wenig ausgegangen, Papa, die letzten Jahre. Es freuen sich alle, daß du wiederkommst.

— Na, na, Erich! Übrigens bin ich mein genügendes Teil früher dabei gewesen — ja — denn . . .

Er wurde zerstreut und blickte nach der entgegengesetzten Seite, wo eben Behnens erschienen. Die Verwandten begrüßten sich durch Kopfnicken von weitem. Gräfin Behnen sah sehr schön aus in großer Toilette. Das stand ihr am allerbesten. Sie trat in einer Art und Weise in ihre Loge, daß sich sofort alle Operngläser auf sie richteten. Dabei hatte sie nichts Geräuschvolles und Auffallendes, aber ihre ganze Erscheinung brachte es mit sich, daß sie die Blicke auf sich zog, während ihren müde ausschauenden Gemahl niemand beachtete.

Neben Behnens blieb eine Loge leer, sonst war jetzt die ganze Reihe besetzt.

Der alte Freiherr neigte sich zu Grete vor und erklärte ihr mit gedämpfter Stimme die Menschen, damit sie sich ihr Eintreten in die Welt erleichtern sollte, indem sie eine möglichst große Zahl von Leuten, wenigstens von Angesicht schon, kannte. Wo er auch die Namen nicht zu nennen wußte, halfen Wolff und Erich, während Elise schweigsam blieb.

Ihr waren die Leute gleichgültig.

Neben der Sonntheimschen Loge befanden sich Fremde, die keiner kannte: drei ältere Damen, offenbar Schwestern, und ein Herr mit Vollbart und rasierter Oberlippe. Der Tonfall ihres Englisch verriet die Amerikaner.

Dann folgten Trenns. Prinz Ludwig Trenn und seine Frau, eine geborene rheinische mediatisierte Prinzessin, groß, mager wie er. Die beiden Töchter etwas zu einfach gekleidet, zwei junge, frische, nichtssagende Dinger.

Der Kammerherr wandte sich zu Grete, in eifrigem Tone:

— Hast du die Prinzessin gegrüßt? Du kennst sie doch! Sie sahen eben her!

— Nein! — entgegnete einfach das junge Mädchen, das seine Aufmerksamkeit mehr dem Orchester zugewendet hatte, in dem eben durch die kleine Seitenthür der Kapellmeister erschien.

Erich ärgerte sich:

— Ja, hör mal, Grete, das ist aber sehr wichtig. Du mußt die Prinzessin grüßen.

Wolff hatte manchmal Anwandlungen von Freiheitsgefühl, auch regte sich der Widerspruchsgeist in ihm, weil es ihn oft belustigte, mit welch blutigem Ernst der Kammerherr alle gesellschaftlichen Angelegenheiten behandelte, als ob sie die letzte Weisheit des Lebens bedeuteten. Darum sagte er seinerseits der Schwester:

— Die Prinzessin ist ja so wurscht!

Sofort ereiferte sich der Bruder und setzte auseinander, die Trenns könnten Grete noch einmal sehr nützlich sein, wären überdies eine der ersten Familien. Doch Wolff machte das nicht den geringsten Eindruck. Er fing nur an, Witze darüber zu reißen. Behauptete, Erich hätte den „Fürstenvogel", und verstieg sich endlich dazu, woran er selbst gar nicht glaubte, zu versichern, die ganze Familie drüben bestände aus „Idioten".

Das war dem Zeremonienmeister zu viel:

— Wolff, du schüttest wieder mal das Kind mit dem Bade aus. Gewiß sind diese Trenns nicht gerade Genies und besonders geistreich, aber ich kann bloß sagen, es sind sehr brave Leute. Leute, die außerordentlich bescheiden sind und absolut nichts vorstellen wollen! Und nun vertragt euch mal wieder und hört lieber zu, denn es wird gleich anfangen.

Der Kapellmeister musterte das Haus, reichte zerstreut den Konzertmeistern die Hand, indem er einige Worte sagte. Dann setzte er sich vor sein Pult, auf das er die Partitur des ersten Aktes gelegt. Fast im selben Augenblicke klang auch das Glockensignal, er klopfte auf, und die Ouvertüre begann.

Das Schwatzen und Sichbewegen hatte aufgehört, im Parkett hatte man sich herumgedreht und gesetzt: die sinnlich wilden Weisen der Pariser Bearbeitung des Venusberges tönten von dem riesigen Orchester, unvergleichlich gespielt.

Die Schwestern vorn in der Loge machten sich auf Feinheiten aufmerksam, und als der Vorhang stieg, stießen sie sich leise mit den Ellenbogen an.

Jetzt lag das Haus verdunkelt, nur die Bühne leuchtete herüber im phantastischen Farbenspiel des Venusberges. Frau Venus lag in einer mächtigen, thronartig aufgebauten Muschel, Tannhäuser ihr zu Füßen, das Haupt an sie gelehnt, in dessen Lockenhaar sie ihre Hand vergraben. Halb war ihm die Laute

entglitten. Und rundum schwirrte der bacchantische Tanz, der sich im Prospekt des Hintergrundes verlor, als schiene sich der Venusberg nach allen Seiten noch unendlich auszudehnen.

Vor der Bühne sah man die abgeblendeten Lampen des Orchesters, die dunkle Gestalt des Kapellmeisters mit scharfen Armbewegungen und manchmal, als nun die Handlung begann, mit erhobener Hand, um die Einsätze der Sänger zu bezeichnen.

Der Zeremonienmeister hatte so oft den „Tannhäuser“ gehört, daß er jeden Takt kannte. In früheren Jahren hatte er ihn in dienstlicher Eigenschaft oft erlebt, wenn er zu Fest- und Galavorstellungen gegeben ward. Damals hatten ihm die Obliegenheiten des Dienstes den Genuß gestört — heute war er frei. Heute hörte er ihn freiwillig immer wieder.

Er hatte seinerzeit, als er seine geistige Wiedergeburt erlebt, seine künstlerische Renaissance, die Auferstehung gefeiert, eine Zeit des wildesten Wagnertaumels durchgemacht. Alles andere wurde verworfen. Richard Wagner hieß allein der Gott. In Bayreuth, das er noch heute — des „Parsifals“ halber — besuchte, opferte er seinem Gotte.

Die Jahre der Gnade hatten mit dem Meister begonnen, aber allmählich rang er sich doch zu andern Göttern durch, neben dem einen. Er ward reifer und geklärter in der Musik. Er ließ sich von Beethoven bis in die tiefste Seele erschüttern. Die „Iphigenie“ rang ihm Thränen ab. Mozarts lichte, naive Schönheit, fing er an zu begreifen. Es gelang ihm wieder, sich am alten „Freischütz“ zu erfreuen wie in seinen ersten Leutnantsjahren. Bach griff ihm ins Herz, und ein Genießer, wie er geworden, konnte er sich mit vorurteilslosem Gefühl für ein Werk der Neuen, der Jungen begeistern.

Er ließ die Töne an sein Ohr klingen und gab sich ganz der Stimmung hin: wie nun der Venusberg mit letztem Klage- und Lockrufen der Venus jäh versank und aus der schwülen,

sinnlichen Farbenatmosphäre der Welt des Genusses plötzlich das fromm-süße Idyll des Waldthales mit der Wartburg stieg, das erschütterte ihn jedesmal.

Frisch und hell, unschuldsvoll in seiner Melodie, tönte das Lied des Hirtenknaben im Gegensatz zum wilden Begehren der Venus.

Diese Scene hatte den alten Freiherrn immer besonders ergriffen. Auch heute wieder lief ihm ein Schauer über den Rücken, und er faßte die Lehne des Stuhles vor ihm, auf dem Grete saß:

— Kinder, Kinder, was, das ist doch schön!

Die Tochter drehte sich herum und blickte im Einverständnis dem Vater in die Augen.

Da sah er rechts eine Helle, eine geöffnete Thür, schaute unwillkürlich hinüber und bemerkte, wie jemand in die neben Behnens frei gebliebene Loge trat.

Es waren zwei Damen. Ohne daß er wußte, wie es kam, richtete er dorthin seine Aufmerksamkeit. Die beiden Erscheinungen hatten ihn sofort gefesselt. In dem verdunkelten Hause konnte er nichts erkennen als Umrisse, einen allgemeinen Eindruck, doch die Art und Weise des Eintretens, das Bild im Ganzen hatte ihn getroffen.

Vergebens versuchte er, sich nicht stören zu lassen und wieder auf die Handlung zu achten: er konnte der Versuchung nicht widerstehen, sein Opernglas hinüber zu richten.

Er sah zuerst, die Stelle suchend, das ein wenig erstaunte, ein wenig hochmütige Gesicht seiner Tochter nach der Nebenloge gewendet. Sie ärgerte sich offenbar über die Störung oder wollte doch wenigstens so thun, als ob sie aus ihrem — in Wahrheit nicht allzu tiefen — Kunstgenuß herausgerissen worden sei. Ihre Züge hatten einen Ausdruck wie „Unglaublich, zu spät zu kommen“, während es ihr selbst, die nur aus

äußerlichen Gründen, weil es einmal so Stil war, man Bekannte traf und gesehen wurde, das Theater besuchte, nichts verschlagen hätte, auch wenn es sein mußte, den letzten Akt zuerst zu hören und den ersten zuletzt.

Graf Behnen hatte gleichfalls den Kopf zu den Neuankömmlingen gewandt. Sein müdes, gleichgültiges Auge ward lebhafter und ruhte auf den Damen neben ihm. Eine ganze Weile noch betrachtete er sie genau, statt auf die Bühne zu sehen, und rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her.

Es waren, wie der erste Blick nicht im Zweifel ließ, Mutter und Tochter. Sie schienen die Loge allein inne zu haben. Die Mutter, eine ältere Dame — einst hübsch gewesen — mit grauem Scheitel, trug ein schwarzes, viereckig ausgeschnittenes Gesellschaftskleid. Sie blickte sich erst eine Weile im Theater um, knöpfte an ihren Handschuhen, schob den Stuhl, legte Opernglas, Fächer, Theaterzettel, sowie einen Rokokoseidenbeutel zur Aufnahme des Glases genau zurecht, dann nahm sie eine Schildpattlorgnette und suchte mit bewaffnetem Auge die Logen ab.

Die Tochter hatte sich still niedergelassen. Ohne anderwärts einen Blick zu senden, wandte sie sofort die ganze Aufmerksamkeit der Bühne zu.

Sie lehnte sich zurück und starrte zur Scene. So blieb sie unbeweglich.

Lange sah sie der Zeremonienmeister an, ohne sein Glas abzusetzen, mit tiefem Wohlgefallen an ihren klaren, reinen Zügen, edel geschnitten, wie eine schöne alte Gemme.

Sie trug ihr schwarzes Haar ohne irgend welchen Kunstgriff, ganz glatt gescheitelt, im griechischen Knoten am Hinterkopf zusammengesteckt. Ihr Ballkleid ließ einen schmalen, feinen Hals erkennen, runde Schultern, schlanke Arme. Der weiße Hermelinumhang mit hohem Stuartkragen, halb nach

hinten hinabgeglitten, umstand sie wie ein Königsmantel. Von ihm hoben sich scharf ihre schwarzen Haare ab.

Leicht hielt sie die Hände ineinander gefaltet. Alles war natürlich und ungezwungen.

Sie kam dem alten Freiherrn wie ein vollendetes Bild vor, als sei sie so hingesetzt, um gemalt zu werden, und er sagte sich, die verwöhnten Augen den Genuß einsaugen lassend: „Du bist schön! So etwas habe ich noch nicht gesehen!“

Nun blickte er gar nicht mehr zur Bühne hinüber, wo eben unter dem Gekläff der Meute des Landgrafen der Akt zu Ende ging, sondern nur zu der neuen Erscheinung.

Beifallklatschen störte ihn aus seinem Betrachten auf. Der Vorhang hatte sich gesenkt, die Musik schwieg, und es war hell im Hause geworden.

Grete wandte sich zum Vater um. Sie wollte auf irgend etwas aufmerksam machen, das ihr besonders gefallen. Und im selben Augenblicke drehte sich drüben die Dame herüber, daß man ihr Gesicht von vorn sah, sehr schmal, mit dunkelbraunen Augen, hübsch, doch nicht ganz den Erwartungen entsprechend, die das Profil erregen mußte.

Der Zeremonienmeister hatte es sich so völlig anders gedacht, daß er fast erschrocken war, in seinem ersten Staunen sich sofort abkehrte und mit dem stillen Gedanken: „Sie ist ein Blender!“ seiner Tochter antwortete.

Das Summen des Zwischenaktes begann von neuem. Man richtete gegenseitig die Operngläser aufeinander, um sich zu betrachten, bewundern, bespötteln, beneiden, erkennen. Im Parkett drehten sich die Leute gegen die Ränge um. Im Orchester liefen die Musiker durcheinander. Der Kapellmeister war auf die Bühne gegangen.

Wegen des Zwischenaktes verließ man hier und da den Zuschauerraum.

Auch der Kammerherr war gegangen, er wollte den Herren vom Dienst in der Hofloge Guten-Abend sagen und bei verschiedenen andern, wie Prinz Ludwig Trenn, Gräfin Steffeck, seine Aufwartung machen. Wolff, der ein paar Kameraden im Parkett zugenickt, drängte es gleichfalls fort:

— Bleibst du hier, Papa? — fragte er in einem Tone, der so viel als den Wunsch bedeutete, er möchte doch ja nicht fortgehn. Der Vater that ihm auch den Gefallen, und der Rittmeister stürmte davon.

Behnens hatten ihre Loge verlassen und kamen herüber auf dem Wege zum Prinzen Trenn. Auch sie hielten die Begrüßung dort fast für wichtiger als die bei den eigenen Verwandten. Sie blieben nur einen Augenblick, doch da noch ein paar Herren von den Bautzener Dragonern erschienen, verließen alle Sonntheims die Loge, in der kein Platz mehr war.

Im Wandelgange hinter dem ersten Rang trafen nun die Bekannten von allen Seiten zusammen. Für gewöhnlich blieb man hier und trat höchstens in die Gänge zum Treppenhause hinaus, nicht aber in den eigentlichen Foyer draußen, in dem sich die große Menge hin und herschob.

Einige Herren ließen sich Grete vorstellen, die jedem nach des Vaters Anweisung sofort die Hand entgegenstreckte:

— Das kann man jetzt thun. Früher war's nicht Sitte für ein junges Mädchen, aber heutzutage sieht es welterfahrener aus. Zugleich erregt es den Eindruck, als ob die Dame höflich und zuvorkommend wäre. ‚Wir haben uns ja die Hand geschüttelt', denkt jeder Herr. Mit einem Wort, es bringt näher.

So hatte ihr der alte Freiherr gesagt.

Elise kannte die meisten Leute. Sie stellte Grete ein paar ältern Damen vor, die dann gnädig sagten:

— Sie werden diesen Winter ausgehen, nicht wahr?"

— Nun, wir sehen uns ja bald wieder, wenn's erst richtig anfängt.

— Meine Tochter geht auch aus. Kennen Sie sie schon?

Man begrüßte sich untereinander meist mit den nichtssagenden Redensarten:

— Haben Sie ‚Tannhäuser' schon einmal gesehen?

— Nicht wahr, die Bretoni (die heutige Venus) ist großartig?

Der Kammerherr fühlte sich hier in seinem Element. Er ging von Gruppe zu Gruppe, küßte den Damen die Hand, flüchtig oder mit besonderer Ergebenheit, fragte, wer mit der großen Geselligkeit diesen Winter wohl den Reigen eröffnen würde, bewunderte einen alten Empirefächer der Gräfin Steffeck, erkundigte sich, wie ein Diner vor mehreren Tagen bekommen, rümpfte die Nase über den Champagner, der ihm wo anders vorgesetzt worden, gegen eine Dame, die, wie er wußte, die Gastgeberin nicht leiden mochte, und machte vor allem Trenns den Hof.

Der Prinzessin bot er an, er wolle ihr vom Büffett eine Erfrischung holen, dem Prinzen sagte er Schmeichelhaftes über die neue Zusammenstellung seines Viererzuges, den Töchtern erzählte er allerhand und erklärte ihnen die Fabel des Tannhäuser, den sie zum erstenmal heute hörten.

Rittmeister Graf Steffeck, der Schwager der schönen Gräfin, der gleichfalls in Bautzen stand, ein untersetzter, einfacher Truppenoffizier, der immer ohne Rücksichtnahme mit seiner Ansicht herauspolterte, meinte, das Wesen des Kammerherrn beobachtend, zu einem andern Offizier:

— Dieser Sonntheim will wohl Adjutant beim ollen Trenn werden? Verflucht, da ist mir Wolff freilich lieber. Ich kann diese geschniegelten und gebügelten Lackonkels nich verdragen.

— Aber die kleine Sonntheim ist nett! — meinte der andre, und sie wandten sich dem jungen Mädchen zu, das sie

eben erst kennen gelernt. Sobald sie auf ihren Bruder Wolff zu sprechen kamen, fanden sie sich, und unter Lachen und Scherzen riß das Gespräch gar nicht mehr ab.

— Da ist ja Poldi Derndorff! — rief jemand.

Man blickte sich um, und Poldi Derndorff erschien, ein großer, hagerer Mensch mit langem Gesicht, das keinen wesentlichen Verstand verriet. Er war der Liebling der Gesellschaft, warum, wußte eigentlich niemand so recht, denn er war weder besonders liebenswürdig noch geistreich, leistete nichts, machte kein Haus. Aber Leopold von Derndorff, ein Diplomat, aus dem wegen Mangel an Gaben nichts geworden, galt als einer, ohne den es nun mal nicht gut ging.

In jeder Gesellschaft fragte man: „Kommt Poldi Derndorff?“ Ein Ball ohne Poldi Derndorff war in den Augen vieler nichts Gelungenes. Poldi Derndorff mußte überall dabei sein, und auch jetzt bemühte man sich sofort und fragte von allen Seiten, warum er denn nicht in Abbazzia wäre, wie das Gerücht sagte.

Etwas schläfrig antwortete er:

— Ich konnte mich aus Dresden nicht fortfinden.

Und das wurde mit größter Heiterkeit aufgenommen, als wäre es ein besonders guter Witz. Es war ja auch nicht denkbar, daß er ginge. Ohne Poldi Derndorff wurde man eben nicht fertig.

Der Zeremonienmeister hatte sich abgewendet und ließ seine Damen mit den Offizieren. Er trat in die Loge und blickte stehend in das vor ihm gähnende Haus hinab. Die Gespräche da draußen langweilten ihn: es war ja doch immer dasselbe, immer der gleiche Gesichtskreis, der abgehandelt ward. Und in diesem Gefühl, bei seinesgleichen wenig Anregung zu finden, winkte er einem jungen Schriftsteller, der ihn vom Parkett herauf sehr bescheiden grüßte, überhöflich zu, obwohl ihm der

junge Mann nur einmal flüchtig in einem Künstlerkreise vorgestellt worden.

Als er aufblickte, sah er Wolff drüben in der Loge sitzen bei den beiden Damen, die erst später gekommen. Sie schienen gerade von ihm zu sprechen, denn alle drei schauten herüber, und nur Mutter und Tochter lenkten ihr Auge ab, als sie bemerkten, daß der alte Freiherr auf sie aufmerksam geworden. Der Rittmeister dagegen lächelte und hob sein Opernglas vor das Gesicht, indem er den Vater betrachtete.

Wieder sah der Zeremonienmeister das Profil der jungen Dame, und wieder entzückte sein genußoffenes Auge die Reinheit dieser Linien. Er mußte doch wissen, wer sie eigentlich sei. Wolff kannte sie natürlich, — wen kannte der nicht, der überall herumlief, wo eine Geige oder ein Klavier zum Tanze klang.

Unwillkürlich dachte der alte Freiherr daran, wie wohl diese fremde Dame aussehen müßte, wenn sie tanzte. Genau so, meinte er: leicht den Kopf geneigt, das Auge zu Boden geschlagen, den Arm leise auf der Schulter ihres Herrn. Er tanzte nicht mehr. Jahre schon hatte er es aufgegeben; und er war ja auch in keine Gesellschaften gegangen, in denen der Endzweck ein Walzer war.

Aber jetzt, wie ihm der Gedanke genaht, erwachten in ihm leise ferne Klänge aus vergangener Zeit, und plötzlich überkam ihn die Lust, zu seinen alten Göttern der Weltlust zurückzukehren, als er noch die Nächte hindurch über das glänzende Parkett geglitten, ohne auszusetzen. Auch das bot das Leben, hatte es ihm einmal kredenzt, und gerade das hieß jung sein.

Da füllten sich die Logen wieder. Grete und Elise traten ein, verabschiedeten sich von den Offizieren. Der Kammerherr erschien und erzählte irgend etwas, wie es ihm selbst dünkte,

wohl sehr Wichtiges, wie es dem Zeremonienmeister schien, völlig Gleichgültiges. Trenns hatten Platz genommen, Behnens waren drüben angelangt, und Wolff hatte zu gleicher Zeit die Loge mit den beiden Damen verlassen.

Der neue Akt begann. Während der Musik öffnete sich hinten leise die Thür, und der Rittmeister glitt herein, bestrebt, möglichst wenig Lärm zu machen.

Sofort wandte sich der alte Freiherr zu ihm um:

— Sage mal, wer sind denn die beiden Damen, in deren Loge du eben warst?

Wolff sprach leise dem Vater ins Ohr:

— Miß Bancroft und ihre Mutter.

Dann schwieg die Unterhaltung. Sie lauschten beide der Musik. Erst während des Einzuges der Gäste in die Wartburg fragte der Zeremonienmeister noch einmal:

— Hast du mir nicht heute schon etwas von Miß Bancroft gesagt?

— Ja, Papa, ich dächte, ich hätte dir erzählt, wie sie über dich urteilt.

— Aber sie kennt mich ja gar nicht?

— Doch, vom Sehen.

— Also äußerliches Urteil.

— O nein, ich habe mit ihr viel über unsern guten Papa geredet.

— So, wie kamst du denn darauf, Junge?

— Nachher, Papa, das ist jetzt zu lang, und ich glaube wahrhaftig, es hat schon irgendwo einer ‚Pst‘ geschrieen.

Ihre Köpfe gingen auseinander.

Sonst verurteilte der alte Freiherr streng jedes Sprechen während der Vorstellung. Jetzt war er neugierig geworden, und es geschah ihm zum erstenmal, daß er den Vorgängen auf der Bühne nicht folgte.

Unwillkürlich glitten seine Blicke hinüber zu Miß Bancroft. Sie saß noch immer unbeweglich in ihrer Profilstellung und lauschte mit angespannter Aufmerksamkeit der Musik. Das gefiel ihm, denn es schien keine Neugierde, kein persönliches Interesse für irgend einen der Ausführenden auf der Bühne zu sein, wie bei fast allen Damen, sondern reiner Genuß der Kunst.

Als der Zeremonienmeister fast den ganzen Akt sich durch die Fremde hatte zerstreuen lassen, raffte er sich endlich auf und zwang sich, auf die Oper zu achten. Er fand sich selbst ein wenig lächerlich in der Rolle des Beobachters, und nun freute er sich, da es ihm heute doch nicht recht gelingen wollte, in Stimmung zu kommen, wie Grete angespannt lauschte und mit Auge und Ohr dabei war.

Sie beugte sich vornüber und hielt sich krampfhaft an der Brüstung der Loge, als wohne sie einem wirklichen Vorgange bei. Wenn die Spannung nachließ, lehnte sie sich dann ein wenig zurück, um Atem zu schöpfen. Im nächsten Augenblick war sie wieder mit allen Sinnen bei der Sache.

Zärtlich betrachtete der Vater seine Tochter: das gute Ding, das jetzt erst begann, ins Leben hinauszusteuern, dem alles und jedes noch zum Ereignis wurde!

Er liebte die Jugend, er liebte sie zu sehen, sich in ihre Gedankenwelt zu versetzen, mit ihr wieder jung zu werden und jung zu sein.

Und er fühlte sich ja selbst noch so: ein Neugieriger, der die Welt mit lernendem, aufsaugendem Auge betrachtet, um noch den letzten Schimmer von der Bewegung, Lust und Kraft, Wonne und Schönheit des Daseins in seine Seele fallen zu lassen.

Der Vorhang war gesunken. Nun konnte Wolff erzählen, aber zuerst wandte sich der alte Herr an Grete:

— Nun, Gretl, wie gefällt's dir denn? Bist du zufrieden?

Sie drehte sich zu ihm um und sprach nur:

— Es ist so schön!

Dann drehte sie sich nach der andern Seite. Sie hatte Thränen in den Augen. Elise flüsterte leise mit ihr.

— Sie ist noch das reine Kind, die Grete! — meinte der alte Freiherr zu seinem Sohne Erich, der schon im Aufstehen war, um keine Zeit zu verlieren, während des Zwischenaktes seine Bekannten zu begrüßen.

— Ja, ganz, Papa! — antwortete er nur kurz und ging.

Betrübt kam es von des Vaters Lippen, und diesmal ließ er sich gehen, ein Urteil vor den Geschwistern über ihren Bruder zu fällen:

— Ich weiß wirklich nicht, was ich bei Erich — und übrigens auch bei Klara — an der Erziehung verfehlt habe, daß die aber auch so gar keinen Fonds besitzen. Das ist ja der reine Holzklotz, die reine Komplimentiermaschine! Ein andermal geh' ich allein!

Der Rittmeister antwortete nicht. Er machte nur ein trübseliges Gesicht wie ein armer Sünder:

— Papa, ich bin auch nicht besser, denn, weißt du . . . weißt du . . . der ‚Tannhäuser' ist ja wirklich schön und ergreift mich immer, aber weinen könnte ich nun doch nicht, beim besten Willen nicht!

— Du bist auch ein Mann.

— Nein, Papa, es ist auch noch was andres. Sieh mal, ich möchte ja ganz gern, wie du immer verlangst, bei den Dingen in die Tiefe gehen. Aber ich weiß nicht, es will mir doch noch nicht so recht gelingen. Und mir fehlt auch zu viel. Wahrhaftig!

— Was soll dir denn fehlen?

Wolff rückte hin und her und zuckte die Achseln:

— Gott, Papa, ich weiß das selbst am allerbesten. Mir fehlt so viel. Ich habe zu wenig schöne Sachen gesehen und gehört. Ich habe auch nicht die Zeit dazu, Papa. Andre Leute, die riesig großartig Klavicimbel spielen, oder wunderbar pinseln, oder meinetwegen irgend was, die können auf der andern Seite wiederum nicht reiten, keine Schwadron führen. Und es muß doch auch Rittmeister geben. Am Ende hätten wir 1870 nicht gewonnen, wenn wir bloß Mathematiker oder Petrefakten-Auguste oder so was gehabt hätten!

Der Zeremonienmeister lächelte über die Rede seines Sohnes.

— Wolff, — sagte er, — du brauchst dich ja gar nicht so zu verteidigen. Du bist unser guter, alter Kerl, und wir haben dich lieb, wie du bist. Nicht wahr, Elise, nicht wahr, Gretl?

Die Schwestern nickten ihrem Bruder zu, und er fühlte sich dadurch etwas in seinem geknickten Selbstgefühl gehoben. Aber er schüttelte dennoch den Kopf:

— Sieh mal, Papa, ich merke meine Inferiorität sozusagen immer dann, wenn ich mit jemand sprechen muß, der mir über ist. Mit unsern meisten jungen Mädchen kann ich ganz gut plaudern. Einmal ist's ziemlich Wurst, was man redet, wenn man nur überhaupt redet, und bei denen kann ich mit und sie können mit. Jede hat einen Bruder oder wenigstens Vetter, der Offizier ist, wenn nicht gar mit mir bekannt. Untereinander kennen sie sich alle. Sie wollen alle mal Offiziersfrauen werden, oder doch wenigstens die meisten. Da soll sie der Teufel holen, wenn sie sich nicht für unser Mieter interessieren. Es sind also Anknüpfungspunkte genug da. Nun kommt aber eine hier hereingeschneit, wildfremd, mit niemand verwandt oder verschwägert — wie es beim untersuchungsführenden Offizier heißt. Die hat keinen Vetter, der Offizier

ist. Sie kennt die andern nicht, weiß nicht wer Trenns sind und ob man die grüßen muß oder nicht. Ahnt nicht die Bedeutung von Poldi Derndorff. Und das mußt du doch zugeben, das ist bös hier bei uns! Aber sie hat was anders: sie kennt mehr als Dresden und Bautzen, sie ist in der Welt herumgekommen. Sie ist gereist. Sie hat Blick, Standpunkt. Und sie interessiert sich für alles, für Malerei, Bildhauerei, Violinspielen, Klimpern, hat alles gelesen, weiß, wer Dante war — von dem ich bloß weiß, daß ihn der König Johann übersetzt hat, und daß er immer einen Lorbeerkranz trug. Sie hat die Venus von Milo gesehen, während ich nur immer als guter Reitersmann in der ‚Sportwelt' von Mister Milos Rennstall lese . . .

Da fing Elise an, ihn zu unterbrechen:

— Pfui, Wolff, so bist du gar nicht! Mache dich doch nicht schlechter, als du bist!

Er war doch ein wenig geschmeichelt, daß anerkannt wurde, wie er übertrieb:

— Nun, wenn auch nicht ganz, so bin ich wenigstens bald so! Also, nun hört mal, höre mal, Papa! Siehst du, wenn ich es nun mit so einer Dame zu thun habe, dann kommt bei mir der blödsinnige Zustand, daß ich dann nicht mehr mit kann. Und als Mann ist das scheußlich unangenehm! Ich versuche es immer wieder, aber, offen gestanden, mir geht einfach der Stoff aus! Da habe ich ein großartiges Mittel gefunden, um dem zu begegnen, Papa: ich erzähle von dir! Ich erzähle von deinen Interessen und allem, kurz und gut, wir sprechen von dir! Die Dame ist nämlich diese Miß Bancroft da drüben!

Wolff hatte, während er sprach, fortwährend hinüber nach der Loge geblickt, so daß man keinen Augenblick im Zweifel sein konnte, wen er meinte.

Nun antwortete der Vater und streifte auch die Loge drüben mit einem Blick:

— Das hatte ich mir gedacht!

— Dann weißt du auch nun, warum die Miß so begeistert ist von dir, Papachen!

— Weil du's ihr eingeredet hast!

— Nun, das nicht gerade, Papa. Sie möchte dich überhaupt gern kennen lernen.

Der Zeremonienmeister wollte nicht recht daran gehen. Er rückte hin und her und fragte:

— Wozu?

— Weil sie so viel von dir gehört hat.

— Das liebe ich nun nicht gerade, Wolff. Es ist, finde ich, nicht mal angenehm für mich!

— Aber, Papa! Papa! — bat der Rittmeister und ward von den Schwestern unterstützt. Grete sagte ganz eifrig:

— Das möchte ich zu gern sehen, Väterchen!

Nun wurde er aber wirklich ganz verlegen und meinte zu den beiden Damen, die Mistreß und Miß Bancroft jetzt aufmerksam betrachteten, Gräfin Scheppang mit dem Opernglase, Grete, die als junges Mädchen ihr Glas nicht auf das Publikum richten wollte, mit ihren guten, scharfen Augen:

— Ihr wollt euch alle über euern alten Vater lustig machen, Kinder!

Sie versicherten zugleich das Gegenteil, und Wolff stand auf:

— Papa, kommst du mit?

— Wohin?

— Zu Bancrofts?

Er wollte nicht. Der Rittmeister bat:

— Du mußt mich nicht sitzen lassen, Papa. Ich habe immer mit dir renommiert, da kannst du mir und ihr doch

die Freude machen. Ich glaube sicher, daß sie dich interessieren wird.

Halb war er schon bereit, doch er wehrte sich noch mit der Entschuldigung:

— Es ist schon zu spät. Der letzte Akt wird gleich anfangen.

Aber das wollte Wolff nicht gelten lassen, und schließlich überredete er den Vater, mitzukommen. Sie schritten hinten im Wandelgang um die Logenreihe herum, und der Rittmeister rief den Logenschließer herbei, um die Thür, die zu den Damen führte, zu öffnen.

Der alte Mann im grünen, silbereingefaßten Rock kam nur unwillig der Aufforderung nach und sagte dabei in starkem Sächsisch:

— Na, Herr Rittmeester, die Musik wird aber cheden Momang losgehen.

Das genügte dem Zeremonienmeister abzuwinken und sofort den Rückweg anzutreten:

— Ein andres Mal! Ein andres Mal!

Und nun konnte der alte Freiherr ruhig genießend den letzten Akt verfolgen, ohne daß es ihn reizte, nach der Loge hinüber zu sehen. Es war ihm, als ob die Fremden kein Interesse mehr für ihn besäßen. Er hatte sie kennen lernen wollen, es hatte nicht sollen sein. Vielleicht ein andres Mal, vielleicht gar nicht.

Als müßte er nun von besonderer Zärtlichkeit gegen seine Kinder sein, hüllte er Grete und Elise nach Schluß der Oper mit väterlicher Sorgfalt fest in ihre Ballumhänge und Shawls ein, damit sie sich ja nicht erkälten sollten.

Wolff verabschiedete sich eiligst, er hatte die Absicht, bis sein Zug ging, mit den Kameraden noch ein Glas Bier zu trinken und fürchtete, sie zu verfehlen.

Als er eben davoneilen wollte, trat Poldi Derndorff an ihn heran mit der Frage:

— Sagen Sie mal, Herr von Sonntheim, wer war denn bloß die schöne Erscheinung da drüben in der Loge? Sie scheinen der einzige zu sein, der sie kennt.

— Warum? — antwortete Wolff flüchtig.

— Ein paar Damen möchten es gern wissen.

— Miß Bancroft!

— Wie? — fragte der Lange, der den Namen nicht verstanden. Doch der Rittmeister war schon davon, und Poldi Derndorff blieb mit offenem Munde und entsetzlich thörichtem Ausdruck stehen.

IV.

Der Zeremonienmeister hatte mit Grete nun alle offiziellen Besuche gemacht, die für das Ausführen des jungen Mädchens erforderlich waren. Jetzt ruhten sie sich beide erst einmal aus von den Anstrengungen des fortwährenden Herumfahrens.

Grete verlor allen Mut, sie hatte in wenigen Stunden so viel verschiedene Gesichter gesehen und Namen gehört, daß ihr ganz wirr im Kopf geworden war und sie behauptete:

— Ich werde nicht einen einzigen Menschen wiedererkennen!

— Du mußt immer so thun, als ob du die Leute kenntest, das ist das beste, — meinte der Vater.

Sie fragte jedoch:

— Und wenn es nun herauskommt, daß ich sie nicht kenne?

— Ganz gleich, dann sagst du sofort, du habest die

Absicht gehabt, dich vorstellen zu lassen. Das wirkt immer, denn jeder hält sich selbst doch natürlich für so wichtig, daß es ihm gar nicht denkbar scheint, er könnte übersehen werden!

Sie saßen in seinem Zimmer nach Tisch und tranken Kaffee. Heute waren die beiden ganz allein, denn Elise, die sonst an allen Mahlzeiten teilzunehmen pflegte, aß beim Prinzen Trenn.

Der Zeremonienmeister hatte seiner Tochter zugeredet, hinzugehen. Er fand, daß sie sich zu sehr zurückzöge und absperre. Bälle und große Einladungen brauchte sie nicht mitzumachen, aber bei solch einer Gelegenheit — vor allem, da es nur ein kleiner Kreis war — konnte sie sich schon zeigen.

Nun rückte sich der alte Freiherr einen Stuhl zur Lampe und begann die Zeitung zu lesen, während Grete stickte. Ab und zu teilte er ihr etwas davon mit, was in dem Blatte stand. Er las ihr irgend etwas für sie Passendes aus dem lokalen Teile vor, das komisch war, oder er schimpfte über Politik, wovon sie nichts verstand:

— Diese verfluchten Kerle, diese verdammten . . .

— Aber Papa! — rief Grete, die nicht gewohnt war, daß der Vater sich in Gegenwart von Damen gehen ließ. Dann war wieder Stille.

Plötzlich legte der Zeremonienmeister das Blatt fort, schlürfte mit Behagen seine Tasse Kaffee und that die fast aufgerauchte Cigarre in den Aschenbecher. Dann lehnte er sich hintenüber, schlug die Kniee übereinander und fing an, sich seinen Gedanken zu überlassen.

Er dachte an Miß Bancroft.

Seit jenem „Tannhäuser-Abend“ waren nun vierzehn Tage vorübergegangen, ohne daß er sie wiedergesehen hatte. Es fiel ihm selbst auf, daß er noch an sie dachte, denn er

wußte es in diesem Augenblick: er hatte sich schon öfters ihrer erinnert, hatte schon manchmal im Theater unwillkürlich die Logen abgesucht, um sie zu finden.

Das war ihm doch sonst nicht geschehen!

Er war nicht mehr jung genug, um sich nich von allen seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. In früheren Jahren hätte er an so etwas gar nicht gedacht. Früher that er dies und das oder that es nicht. Warum? Diese Frage kam ihm niemals. Er durchbrauste das Leben, wie es sich ihm bot.

Jetzt gab ihm alles Veranlassung zum Nachsinnen, zum Prüfen. Seit er sich in den Jahren der Gnade befand, ward ihm alles zum Genusse, und er machte es sich zum Genusse, jedes kleinste Vorkommnis des Daseins, auf das er früher nicht einmal etwas gegeben hätte.

Aus allem und jedem konnte man lernen. Überall gab es zu beobachten, immer that sich eine Perspektive auf, die sich ihm bis dahin noch nicht geboten. Alles, was um ihn vorging, ward ihm zum Ereignis, und als Unterton klang leise, ihm selbst nicht einmal offenbar, das Gefühl und Bewußtsein mit: Du bist an der Neige, du mußt haushalten mit dem, was dir noch blüht, und doppelten Genuß, verzehnfachte Freude und Anregung aus dem ziehen, was dir noch kredenzt wird.

In jungen Jahren konnte man ausgeben und ausgeben, um sich werfen mit Lust und Kraft, in seinem Alter galt es zu sparen, solange noch zu sparen war, damit es auch bestimmt reichen möchte.

Wenn er spazieren ging, erfreute ihn alles. Lachte die Sonne, so wärmte er sich in ihren Strahlen, war der Himmel düster umzogen, so bestaunte er das Naturschauspiel, machte seine Beobachtungen über das Gewitter und empfand doppelte Genugthuung, daß endlich doch das Tagesgestirn wieder zum

Vorschein kam als Bestätigung seiner Philosophie: aus allem und jedem den guten Kern zu ziehen.

Er erinnerte sich dann des Dichters aus seinen jungen Jahren: Geibel, mit dem er hatte Juniuslieder singen und empfinden dürfen, dessen Wort er sich zur Richtschnur gemacht: „Es muß doch Frühling werden."

Wenn ihn die Umstände zwangen, sich zu langweilen, so wußte er auch daraus noch Gutes zu ziehen. In der ödesten Gesellschaft fand er noch irgend etwas, das ihn entschädigen konnte. Dann setzte er sich mit irgend einem beiseite und drang in sein Wesen ein, machte sich ein Bild, stellte sich zusammen, was er alles erlebt und gehört.

Am liebsten war ihm die Jugend, mit ihr wollte er jung sein, von ihr sich anregen lassen. Das gab ihm ein unausgesetztes Studium. Er versetzte sich in die Gedankenwelt der jungen Mädchen, er konnte mit ihnen Spaß machen, „kälbern", wie er es selbst nannte, er konnte sich von ihnen ihre kleinen Leiden und Schmerzen anvertrauen lassen.

Und wie der alte Freiherr sich das überlegte, wie er auf seine Tochter sah, die regungslos drüben bei der Lampe saß und stickte, da hatte er plötzlich wieder Miß Bancroft vergessen. Ein zärtlich überströmendes Gefühl ergriff ihn, und er sagte:

— Grete, du bist ja so fleißig!

Sie sah von der Arbeit auf:

— Ja, Väterchen, das muß fertig werden zu Weihnachten.

— Was ist es denn?

— Was ganz Neues, was sehr Schweres, Väterchen!

Das war etwas für ihn. Auch Handarbeiten machten ihm Spaß. Für schöne Stickereien hatte er Sinn und Verständnis. Hier gab es gar etwas Neues, wovon er nichts wußte:

— Zeig mal her, was es ist!

Sie stand auf und setzte sich neben den Vater. Dann begann sie ihm genau alles auseinanderzusetzen, wie gestickt werden mußte, wo man diesen Stich anwendete und wo jenen, wo man Fäden herauszog.

— A jour nennt man das, Papa.

— A jour, — wiederholte er und sah sich die Arbeit aufmerksam an. Dann stickte sie weiter, um es ihm zu zeigen, und er blickte hin und suchte dahinter zu kommen, worauf es ankäme. Allmählich schweiften seine Gedanken wieder ab, bis sie ihn mit den Worten unterbrach:

— Machte Mama auch viel Handarbeiten?

— Sie arbeitete viel, Grete! — kam es gedehnt zurück, und er sagte weiter nach einer Weile: — Aber nicht lange! Es hat ja nicht lange gedauert.

Grete sah ihren Vater traurig an, legte ihre Arbeit beiseite, rückte ihren Stuhl ganz nahe an ihn heran und meinte, indem sie ihn anblickte und seine Hand nahm:

— Du mußt nicht traurig werden, Väterchen.

— Nein, nein! — beruhigte er sie und streichelte Gretes Wange. — Nein, nein! Es war ja auch gut, daß Mama starb. Sie hätte keine Freude mehr am Leben gehabt, denn die Ärzte meinten ja, ans Bett oder wenigstens an die Chaiselongue würde sie doch immer gefesselt geblieben sein. Die arme Frau, da ist's ja schon besser so . . .

— Armes Väterchen, und du bist ganz allein geblieben . . .

Er schüttelte den Kopf:

— Sie hat mir ein Erbteil hinterlassen . . . oder eigentlich zwei . . . einmal hat sie mir den Sinn für die Kunst ins Herz gepflanzt, die Freude am Schönen, die Lust am Leben . . . und endlich . . . dich, Gretel . . . dich . . .

Da zog der alte Freiherr seine Tochter an sich, küßte sie auf die Stirn, und strich ihr das Haar aus dem Gesicht,

ein-, zweimal, dann mechanisch fortwährend ganz leise. Sie blieb unbeweglich wie ein Hündchen, das gestreichelt wird. Endlich wurden seine Bewegungen langsamer, und er ließ die Hand ruhen, so daß Grete sich erhob:

— Väterchen, wie kommt es, daß du dich gar nicht beschäftigst heute abend?

— Nun, ich habe doch die Zeitung gelesen!

— Nur eine Viertelstunde, dann hast du gar nichts mehr gethan.

— Darf ich denn das nicht?

— O ja, Väterchen, aber es wundert mich nur.

— Nun, nun, warum denn?

— Sonst kommt's nicht vor. Immer hast du was, womit du dich beschäftigst, entweder ein neues Buch, oder Zeitungen, oder, oder, oder . . . genug . . . vielleicht die Zeitung, vielleicht schreibst du . . . Und jetzt thust du plötzlich gar nichts . . .

Der Zeremonienmeister tätschelte ihr lächelnd die Backe:

— Gretel, darf ich denn nicht mal nachdenken?

— Ja, aber du sollst was thun dabei.

— So, findest du? Machst du denn immer was andres, wenn du nachdenkst?

— Ja.

— Das wäre?

— Nun, ich sticke zum Beispiel.

— Und dabei denkst du nach?

— Immer, Papa!

Er machte ein ganz ernstes Gesicht, wendete ihren Kopf gegen das Licht und fragte inquisitorisch:

— Nun, dann gestehe sofort, an was du gedacht hast jetzt, während du sticktest!

Aber sie machte Ausflüchte, sie wisse es wirklich nicht mehr. Das wollte er nicht gelten lassen. Sie stritten sich

hin und her. Endlich behauptete sie, an so viel verschiedene Dinge gedacht zu haben, daß sie sich das alles nicht habe merken können.

— An was hast denn du gedacht, Väterchen? — fragte Grete plötzlich.

Er wollte sagen: — An Miß Bancroft! — Doch er unterließ es aus unbestimmtem Gefühl und wich aus. Das brachte ihn wieder darauf, nachzudenken, warum er seiner Tochter nicht die Wahrheit sagen wollte. War etwas dabei? Warum wollte, mußte oder wünschte er wenigstens, es ihr zu verschweigen.

Da trat der Diener ein und meldete:

— Frau Gräfin läßt fragen, ob die Herrschaften nicht zu ihr heraufkommen wollten, sie hätte Besuch bekommen.

Unwillkürlich faßte der alte Freiherr an seinen kurzen, verschnürten Hausrock, den er nach Tisch anzuziehen pflegte, wenn sie allein waren und er es sich gemütlich machen wollte:

— Wer ist denn da?

Der Diener besann sich einen Augenblick auf den Namen, dann radebrechte er:

— Miß und Miß Bahn . . . Bahn . . .

Der Zeremonienmeister hatte es sofort erraten, obwohl er nicht begriff, wie die Damen zu seiner Tochter kämen:

— Es soll wohl heißen: Bancroft? Mistreß und Miß Bancroft?

— Zu Befehl, Herr Baron.

Der alte Freiherr ließ sich niemals bei seiner Charge nennen. Er überlegte einen Augenblick, dann sagte er, sie würden kommen.

Grete, die im Theater nichts von Bancrofts gehört und gar nicht darauf geachtet hatte, in welche Loge Wolff gegangen war, fragte erschrocken:

— Um Gottes willen, wer ist denn das?

— Amerikaner, die hier ausgehen wollen, Gretel. Es ist ganz gut, wenn du sie kennen lernst auf diese Art und Weise. Je mehr Leute du näher siehst und sprichst, desto besser. Ich komme gleich zurück, will nur einen andern Rock holen.

Er ging in sein Schlafzimmer hinüber, legte die Hausjacke ab und zog einen zweireihigen Gehrock an. Doch er nahm nicht gleich den ersten, sondern schwankte zwischen zweien und ertappte sich auf der Eitelkeit, den moderneren, besseren zu wählen. Während er mit Grete die Treppe hinaufstieg, ging es ihm fortwährend im Kopf herum, wie denn wohl eigentlich die beiden Amerikanerinnen zu seiner Tochter kämen.

Sie traten in den Vorsaal, der oben genau so lag wie unten, nur anders eingerichtet, bescheidener, wie es bei jungen Eheleuten zu sein pflegt, die noch nicht Gelegenheit, Jahre und Geld gehabt, um darauf viel zu geben. Ein paar Waffen hingen dort, Säbel, Lanzen, Junggesellenstücke des Grafen Scheppang aus seiner Dienstzeit bei den Bautzener Dragonern. Der Diener öffnete die Thür zum Salon, und der Zeremonienmeister immer ritterlich, ließ seine Tochter vorangehen. Elise kam ihnen entgegen:

— Das ist hübsch, Papa! Wir fürchteten schon, ihr würdet euch nicht mehr stören lassen heute abend.

Zwei Damen hatten sich erhoben: Mistreß und Miß Bancroft.

— Ihr kennt euch? — fragte halbleise der Zeremonienmeister, dann machte Gräfin Scheppang die vier miteinander bekannt und erklärte die Begegnung:

— Denke dir, Papa, wie das gekommen ist. Ich war doch heute bei Trenns zu Tisch, und wen treffe ich: — die Damen hier. Wir sitzen die ganze Zeit zusammen und wissen eigentlich, glaube ich, beiderseits nicht recht, wer wir sind ... nicht wahr?

Mistreß Bancroft nickte lächelnd und blieb ruhig stehen, mit übereinander gelegten Händen wartend, bis die ein ganz klein wenig verlegene Erklärung ihrer Bekanntschaft vorüber wäre. Gräfin Scheppang fuhr fort:

— Genug, wir sprechen kaum drei Worte zusammen, da wird aufgebrochen, und es findet sich, daß es in Strömen gießt. In Blasewitz ist natürlich nicht sofort eine Droschke zu haben. Ich hatte nämlich bloß den Diener bestellt. Genug, der Prinz will anspannen lassen, da erbieten sich die beiden Damen, mich in ihrem Wagen mitzunehmen. Und . . . unterwegs . . . finden wir, daß . . . mein armer Fritz . . .

Weiter kam sie nicht, denn immer, wenn sie auf ihren unglücklichen Mann zu sprechen kam, übermannte sie die Rührung, und die Thränen traten ihr in die Augen. Doch Mistreß Bancroft übernahm die weitere Erklärung, indem sie in vortrefflichem, nur leise gefärbtem Deutsch sagte:

— Wir waren nämlich vor einigen Jahren mit Graf Scheppang in Bordighera zusammen und lernten ihn dort kennen. Er war noch nicht verheiratet damals. Der junge, deutsche Offizier war uns sehr sympathisch, wir haben Tennis zusammen gespielt . . . Sie müssen nicht weinen, nicht weinen, Frau Gräfin . . .

Aber die arme Elise überkam ein solches Schluchzen, daß sie plötzlich das Taschentuch vor die Augen hielt und im Nebenzimmer verschwand.

Der Zeremonienmeister blickte seiner Tochter einen Augenblick nach, dann wandte er sich halb entschuldigend zu den Damen:

— Die Arme, Sie müssen sich nicht wundern. Es ist ihr nicht übelzunehmen. Sie wissen, was mit ihrem Fritz geschehen ist . . .

— Wir haben es im Wagen gehört.

— Es ist manchmal. Da bricht es durch. Da kann sie sich nicht mehr halten.

Die alte Dame machte ein ernstes Gesicht:

— Wenn wir das nur geahnt hätten, so hätten wir die Erinnerung gewiß nicht aufgefrischt . . . aber die Gräfin . . . sowie sie hörte, daß wir Graf Schepppang gekannt haben, bat, wir möchten ihr mehr erzählen und immer mehr. Sie konnte gar nicht genug bekommen. Ich glaube, es ist das beste, wir gehen . . .

Und sie wandte sich zu ihrer Tochter:

— Eva . . .

Aber Miß Bancroft stand nicht mehr neben ihnen. Sie war Elise gefolgt, um sie zu trösten.

Der Zeremonienmeister fand die Lage peinlich und machte der alten Dame eine Entschuldigung, doch Elise trat wieder ein, von Miß Bancroft und Grete begleitet. Jetzt schien sie vollkommen gefaßt:

— Wir wollen uns doch setzen! — meinte sie mit einer Handbewegung, doch Mistreß Bancroft bestand darauf zu gehen, in dem Gefühl, zu stören. Sie waren ja überhaupt nur heraufgekommen, weil die arme, verlassene, junge Frau sie darum gebeten, und obgleich sie eigentlich über Graf Scheppang weiter nichts Besonderes mehr erzählen konnten. Damals in Bordighera, wo er einen Urlaub verbracht, waren sie miteinander bekannt geworden, weil sie gemeinsame Bekannte an der Table d'hote gefunden. Sie hatten in dem jungen Offizier einen liebenswürdigen Gesellschafter gefunden, doch ihr Aufenthalt hatte nicht lange gedauert und sie im Grunde genommen keine genaue Erinnerung mehr, — um so weniger, als Jahre dazwischen lagen.

Miß Bancroft hatte noch kein Wort gesprochen. Der Zeremonienmeister näherte sich ihr. Er wollte englisch reden, doch sie sagte augenblicklich:

— Aber bitte, ich verstehe alles und kann alles sagen im Deutschen.

— Ist Ihnen nicht Englisch lieber?

— Offen gestanden, nein.

— Aber, Sie als Amerikanerin?

— Ich meine, man sollte immer die Sprache des Landes reden, in dem man sich befindet.

— Wenn man sie kann!

— Wenn man sie nicht kann, müßte man sie lernen.

Der alte Freiherr blickte ihr in die schönen Augen und nun, wo sie vor ihm stand, bemerkte er erst ihre schlanke Größe.

— So haben Sie Deutsch gelernt!

— Nein, das kann ich von Jugend auf. Meine Mutter ist geborene Deutschamerikanerin.

Elise hatte es nicht leiden wollen, daß die Damen gingen, nachdem sie einmal mit heraufgekommen. Nun setzte man sich wieder. Eine Tasse Thee sollten sie wenigstens trinken, das nahm Mistreß Bancroft auch nach einem kurzen Blick und Gegenblick mit ihrer Tochter an.

Die alte Dame sprach fast immer mit Elise, der Freiherr mit der jungen Amerikanerin, so blieb Grete ohne Partnerin. Sie war sehr verlegen gewesen im Anfang, jetzt saß sie zwischen den vieren, ohne ihrerseits ein Wort anbringen zu können, nur zum stummen Zuhören verurteilt. Das ärgerte sie im stillen, aber sie that, als lausche sie aufmerksam, und zeigte ihre Beteiligung, indem sie von Zeit zu Zeit lächelte, wenn irgend etwas gesagt wurde, das auch nur im entferntesten Gelegenheit dazu gab.

Der Zeremonienmeister war so vertieft in sein Gespräch mit Miß Bancroft, daß er in diesem Augenblick an die Tochter gar nicht mehr dachte.

Er fragte die Fremde, wie ihnen Dresden gefiele, wie sie

Trenns kennen gelernt, ob sie bleiben würden, wo sie sich früher aufgehalten, ob sie die Absicht hätten, in große Geselligkeit zu gehen.

Immer antwortete das junge Mädchen klar und einfach, bescheiden und dennoch sehr sicher, indem sie ihre nußbraunen Augen ruhig, ununterbrochen auf ihrem Gegenüber ruhen ließ. Sie fand Dresden reizend, kannte es jedoch schon von früher, da sie mit ihrer Mutter schon einmal, jedoch nur acht Tage im Frühling dagewesen. Lächelnd meinte sie:

— Im Frühjahr ist die Stadt schöner!

— Wegen der Umgebungen?

— Ja, auch. Aber überhaupt. Im Frühjahr ist alles lachender, heiterer, schöner, überall, in allen Städten.

— Kennen Sie denn viele?

— O ja, denn wir sind immer gereist.

— Dann werden Sie wohl auch nicht lange hier bleiben?

— Diesen Winter schon, länger kaum, denn das Frühjahr sind wir gewöhnlich in Paris.

Der Zeremonienmeister dachte an herrliche Tage, die er dort verlebt, an die Museen, an die Umgebungen, an das ganze, kunst- und naturfrohe, heitere Treiben dort, und dem alten Lebenskünstler entfuhr ein melancholisches:

— Ach ja, Paris! Ja, ja . . .

Weil er so sehnsüchtig dabei aussah, meinte die Amerikanerin sofort:

— O, aber Dresden ist ja auch schön. In andrer Art, ganz andrer, aber auch schön.

— Es ist ruhiger . . . es ist wohl mehr für ältere Leute . . . für Leute, die still leben wollen . . . die abgeschlossen haben . . . mehr die Stadt der Resignation.

Da fing sie an zu lachen, und er fand, es stehe ihr gut. Sie betrachtete ihn mit besonderm Blick:

— Aber Sie sind doch nicht resigniert?

— Warum?

— Ich kann es mir nicht vorstellen.

— O, wie wollen Sie das beurteilen?

— Man macht sich doch so seine Gedanken.

— Aber was wissen Sie von mir?

Miß Bancroft meinte unbefangen, indem sie ihn nicht losließ mit den Blicken:

— Ich kenne Sie ganz genau.

— Oho! Wir sehen uns doch hier zum ersten Male! Und wenn wir uns jetzt nicht getroffen hätten, wer weiß, ob ich überhaupt die Freude gehabt hätte, Sie kennen zu lernen!

— Ja allerdings, daß wir gekommen sind, ist ein Zufall. Hätte der Prinz nicht die Liebenswürdigkeit gehabt, uns einzuladen, so hätten wir Gräfin Scheppang nicht getroffen, und hätte es nicht geregnet oder hätten sie einen Wagen gehabt, so wären wir nicht gefahren, hätten die Bekanntschaft mit ihrem armen Gatten nicht zur Sprache gebracht und wären nicht hier. Aber deswegen würde ich doch Ihre Bekanntschaft gemacht haben, wenn nicht heute, so morgen. Irgendwo gewiß ...

Es reizte ihn, sie zu necken:

— Aber wenn ich mich Ihnen nun nicht hätte vorstellen lassen ... O ... sagen Sie nicht nein ... das kommt heutzutage immer mehr auf ... wenn die Gesellschaft nur halbwegs groß ist, läuft man aneinander her und kennt sich nicht.

Doch sie ließ sich nicht abweisen:

— Sie nicht, o nein. Sie hätten sich mir bekannt machen lassen. Ganz bestimmt. Das sind vielleicht die jungen Herren, die das nicht thun, aber ein Mann wie Sie, nein, da kenne ich Sie anders!

Es schmeichelte ihm doch, mit solcher Bestimmtheit von Miß Bancroft darauf geschätzt zu werden, artig zu sein, und er fragte, indem er sich unwillkürlich in seinem Stuhl vornüberbeugte, als müsse er ihr näher sein:

— Woher kennen Sie mich denn aber nur?

— Durch andre!

Sie erzählte ihm, wie Wolff immer von seinem Vater berichtet, wie sie von einigen andern Damen und Herren etwas über ihn gehört. Sie kannte Professor Denger, den sie in einer Gesellschaft getroffen. Der Maler hatte ihr vom alten Freiherrn, „seinem Freunde", erzählt, und im gleichen Künstler-Gelehrtenkreise, der sich bei einer schöngeistigen Polin zusammenfand, hatte auch Professor Fischer vom Polytechnikum gesagt: „Mein Freund und Gönner, der Zeremonienmeister." Dann hatte der unvermeidliche Poldi Derndorff, der jede neue Erscheinung sofort begutachten mußte, ihre Bekanntschaft gemacht, und nach fünf Minuten waren sie beim alten Freiherrn gewesen. Auch junge Mädchen erzählten von ihm.

Der Zeremonienmeister hörte aufmerksam zu, wie Miß Bancroft sprach, so natürlich, so einfach, als ob das alles gar nicht anders möglich sei, als ob man eben von ihm reden müsse, wenn man nun einmal zufällig nach Dresden käme. Halb freute es ihn, halb empfand er jedoch ein Gefühl der Beschämung. Was das junge Mädchen ihm sagte, war ja keine Schmeichelei, aber der Kultus, der gewissermaßen mit ihm getrieben wurde, setzte ihn in Verlegenheit. Er meinte abweisend:

— Aber ich bin doch keine Dame, über die man so reden könnte.

Die Amerikanerin war erstaunt:

— Ärgert es Sie, daß ich Ihnen das erzähle?

— Nein, ärgern, nein . . .

— Aber es macht Ihnen auch keine Freude?

— N . . . nein.

— Wenn's mir aber nun Freude macht? Würden Sie mir die Freude nicht gönnen?

— Gewiß . . . wenn's Ihnen Freude macht . . .

Elise näherte sich ihnen mit einer Tasse Thee, so daß ihr Gespräch für den Augenblick ein Ende fand. Nun gelang es auch Grete, ein paar Worte zu sagen, denn Mistreß Bancroft redete sie an. Sie fragte nach allgemeinen Dingen, wie zwei miteinander sprechen, die durch Altersunterschied getrennt sind und sich nicht kennen.

Bei ihren Antworten benahm sich Grete ungeschickt. Der Ärger steckte noch in ihr, so fünftes Rad am Wagen gewesen zu sein, und sie sagte nicht viel mehr als ja und nein, so daß sich die ältere Dame sofort wieder Gräfin Scheppang zuwendete.

Da begann denn auch wieder das Gespräch zwischen dem alten Freiherrn und der jungen Amerikanerin.

Es war ihm, als habe er sie nicht erst in diesem Augenblicke kennen gelernt, sondern als kennten sie sich seit langen Jahren. Überall, wo er anrührte, wußte sie Bescheid. Nicht immer übermäßig tief und gründlich, aber den hellen, klaren Verstand verratend, der die Welt der Menschen und Menschentreiben klug betrachtete. Sie erschien ihm älter als ihre Jahre, viel fertiger und reifer. Er meinte sie höchstens auf fünfundzwanzig schätzen zu sollen. Der Verkehr in der Welt, das Reisen hatte ihren Horizont erweitert.

Gern pflegte er mit jungen Mädchen zu reden. Wenn er in Gesellschaft war, ließ er, nachdem er die nötigen Begrüßungen abgemacht, meist die ältern Leute allein und hielt sich zur Jugend. Dann pflegte er sich mit einem Kreise von jungen Damen zu umgeben, und mit diesen machte er seinen

Scherz, freute sich an ihren kleinen Intriguen und Späßen, an ihren Dummheiten, ihren Eifersüchteleien, an ihrer Naivität und Unerfahrenheit, machte ihnen wohl etwas weis, das sie zuerst glaubten, bis sie endlich hinter die Wahrheit kamen, und beobachtete sie in ihrem Verkehr, ihrem Wachsen und Werden.

Nur eines pflegte ihn manchmal zu betrüben, wenn sie gar zu oberflächlich und unwissend waren. Dann tröstete er sich wohl damit, daß sie zu jung wären, um weiten Blick und große Kenntnisse zu besitzen, daß sich die Interessen eben mit Alter und Jahren erst einzustellen pflegten. Aber er hätte gern bei jungem Gesicht einen scharfen Verstand gefunden.

Bei Miß Bancroft traf es zu: ihre Interessen schienen weit zu sein, sie konnte überall mit, sie hatte etwas gesehen, sie verstand, wenn er nur mit einem Worte anrührte, augenblicklich.

Das eine Wort Cascinen fand schon einen Widerhall bei ihr, denn sie waren nicht umsonst in Florenz gewesen. Wenn er von Dagnan-Bouveret sprach, so hatte sie Gemälde von ihm gesehen. Kam ihm das Wort globe-trotter auf die Lippen, so verband sie damit einen Begriff. Sie wußte, wie Puschkin gefallen, und als sie einen Augenblick im Hinundhergehen des Gesprächs von Liszts Mazeppa gesprochen, hatte sie sofort die Erinnerung bei der Hand:

— Nicht wahr, mit einem Beckenschlag hebt das Orchester an?

Sie sprachen ununterbrochen miteinander und merkten nicht, wie die Zeit enteilte. Der alte Freiherr war gefangen: so hatte er sich noch nie mit einem jungen Mädchen unterhalten. Seine Augen leuchteten, er strich sich den Schnurrbart in die Höhe, er erhob die Stimme, erzählte und schilderte, fragte dazwischen.

Miß Bancroft blickte ihn immer groß, ruhig, unbefangen an mit ihren nußbraunen Augen. Es war, als ob sich zwei Männer miteinander unterhielten, nichts vom Verschämten, das so viel junge Damen hatten, dem Immer-auf-der-Hut-sein, dem Instinkt des Weibes, nichts von Verlegenheit, daß sie zu eindringlich und lange etwa miteinander redeten, oder daß sie auch einmal mit einem andern sprechen müßte. So war sie, so redete sie, so handelte sie. Wem es nicht gefiel, der ließ es sein. Den Eindruck machte ihr Wesen.

Dabei blieb sie immer weiblich, stets anmutig in allen Bewegungen. Etwas Geschmeidiges lag in ihrer Art, sich zurückzulehnen oder vorzubeugen, die Tasse Thee zu nehmen und fortzusetzen. Ihr ruhiges, leichtes Händespiel, während sie redete, paßte zu allem, war nicht übertrieben und unterstützte den Sinn der Sprache doch immer durch die Gebärde.

Die Handschuhe hatte sie anbehalten, sie verrieten eine lange, schmale Hand, einen schönen Arm. Schmuck trug sie nicht. Ihr Kleid war elegant und doch einfach im Gegensatz zu ihrer Mutter, die etwas zu gesucht Jugendliches, Überladenes hatte in ihrem Anzug.

Der Zeremonienmeister konnte nun in der Nähe sehen, wie der erste Anblick im Theater nicht getrogen: ihre Schönheit blieb das Profil; von vorn verlor sie, so daß sie vielleicht nicht einmal besonders hübsch zu nennen gewesen wäre, ohne den Ausdruck, den sie beim Sprechen gewann.

Als Mistreß Bancroft sich nun erhob, um endgültig Abschied zu nehmen, war der alte Freiherr ganz erstaunt, so schnell war ihm die Zeit enteilt:

— Sie wollen schon gehen?

Die Amerikanerin sah nach der Uhr und erschrak:

— Es ist elf Uhr vorbei.

— Nicht möglich, — rief der Zeremonienmeister. Schnell verabschiedeten sich die Damen.

Die Mutter bedankte sich bei Gräfin Scheppang für den Abend und versprach, in den nächsten Tagen pflichtschuldigst ihren Besuch nachzuholen:

— Wir sind hier hereingekommen durch Ihre Güte, Frau Gräfin, wie die Räuber. Und wir hatten gerechnet, das Diner würde um acht Uhr zu Ende sein . . . Ich glaube, das Theewasser kocht bei uns noch immer.

Der alte Freiherr bot an, die Damen nach Haus zu geleiten, doch sie dankten. Er zog die Hand der Älteren leicht an die Lippen, wie er es stets zu thun pflegte und sich sogar gegen die Sitte auch einmal als Galanterie bei den jungen Mädchen gestattete, wenn er guter Laune war. Dem alten Herrn nahm keine etwas übel. Doch Miß Bancroft drückte er nur die Hand wie einem guten Freunde:

— Auf Wiedersehen!

— Auf Wiedersehen.

Als sich die Entreethür, bis wohin er das Geleit gegeben, hinter den Amerikanerinnen schloß, war es dem alten Freiherrn, als hätten ihn liebe Bekannte verlassen. Nachdenklich trat er in den Salon, wo seine Töchter zurückgeblieben waren. Er fühlte sich frisch und angeregt, zufrieden über den Abend.

Doch er fand Grete mit bösem Gesicht zur Seite stehen und Elise ihr zureden. Er fragte:

— Was ist denn?

Gräfin Scheppang nahm für die jüngere Schwester das Wort:

— Ach, nichts, Papa, sie ist ein bißchen traurig.

— Traurig? Warum denn das?

— Sie hat sich gelangweilt, das arme Ding!

— Wer heißt sie sich langweilen? Das ist ihre eigene Schuld.

Da brach Grete in Thränen aus, denn sie war nur Liebe von dem Vater gewöhnt, und sein Ton hatte fast grob geklungen. Nun ärgerte er sich darüber, daß sie weinte, dann aber sah er es ein, wie sie sich vielleicht hatte unglücklich fühlen müssen, trat an sie heran, streichelte ihr den Blondkopf mit den Worten:

— Das ist nun mal so im Leben. Die Jugend muß schweigen und zuhören. Später ganz allmählich wird es anders. Gretel, siehst du, das wird dir aber wohl noch öfters im Leben so gehen!

Grete schmiegte sich an ihn und schluchzte:

— Ich war so unglücklich! So furchtbar unglücklich!

Er lächelte und streichelte sie, während sie hervorbrach:

— Ich wollte immer weinen, den ganzen Abend! Wenn ich doch unten geblieben wäre!

— Aber du mußt dich an Geselligkeit gewöhnen!

— Diese dummen Amerikaner!

Da stutzte der Zeremonienmeister und runzelte die Stirn, doch er vergab ihr und bemühte sich im Gegenteil, sie zu trösten:

— Weißt du was, Gretel . . . Donnerstag ladest du deine Freundinnen zum afternoon tea ein!

Nun hob sie den Kopf mit immer noch thränenden, doch jetzt glücklichen Augen:

— Ich danke dir, Väterchen! Ich danke dir, du bist zu gut!

Wie verwandelt war sie, wischte sich die Lider, lief zu Elise und sagte glückstrahlend:

— Donnerstag lade ich alle ein! Alle! Ich will gleich schreiben.

Gräfin Scheppang sagte, sie liebkosend:

— Gretel, es ist bald halb zwölf.

— Dann morgen!

— Gut, morgen! — antwortete der Zeremonienmeister, gab Elise den Gutenachtkuß und ging mit Grete am Arm, während der Diener leuchtete, die Treppe hinab.

5.

Gerade am Donnerstag nachmittag, wo Grete ihre Freundinnen eingeladen, erschienen Behnens. Als sie hörten, was bevorstand, erklärten sie sofort, gehen zu wollen, blieben aber doch noch sitzen, obwohl ihre jüngere Schwester ungeduldig ward. Klara bemerkte nichts davon, so war sie mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigt. Sie erzählte nur von sich: Egbert, der Gymnasiast, war zum nächsten Sonntag eingeladen zu einem „Lämmerhüpfen", bei dem das Bemerkenswerte darin bestand, daß eigentlich bloß Sprößlinge der „Crême" der Gesellschaft sich zusammensanden.

Botho, der Student, der in Leipzig Vorlesungen hörte, sollte in acht Tagen herüberkommen zu einem Diner, das der Minister von Schaff gab, und daß er dazu eingeladen worden, erschien der Mutter von größter Bedeutung.

Endlich hatte am vergangenen Tage Graf Behnen in der Kammer eine fast dreiviertelstündige Rede gehalten über die Notwendigkeit, die Straße Gladau-Serbenfeld auch bis Zuckerroda weiterzubauen. Ein andrer hatte nachgewiesen, Serbenfeld genüge, aber Graf Behnen war es gelungen, die blassen Nützlichkeitsgründe seines Gegners als solche hinzustellen und das ideale Moment, das in dem Weiterbau bis Zuckerroda zweifellos lag, derart zur Geltung zu bringen, daß sich die Kammer seiner Ansicht zugeneigt.

Gräfin Behnen hatte der Sitzung beigewohnt und fühlte sich ein wenig dadurch gekränkt, daß ihr Vater, dem sie das Ereignis durch eine Postkarte angezeigt, sich nicht bewogen gefunden, gleichfalls die Kammer zu besuchen:

— Du hättest Heinrich nur hören sollen, Papa. Der Minister war reizend nett gegen ihn — Heinrich opferte sich doch auch schließlich für die Regierung, die durchaus den Weiterbau wünschte — und schüttelte ihm die Hand. Die andern Herren konnten gar nicht gegen ihn aufkommen!

Sie blickte sich um, als ob ihr Mann als hehrer Sieger auf dem Felde der Ehre gestanden, und wenn man nun Graf Behnen, müde wie immer und fast älter ausschauend als sonst, in seinem Stuhle gebückt sitzen sah, so mußten ihre Worte einen lächerlichen Gegensatz bilden.

Der Zeremonienmeister sagte auch bloß:

— So, so!

Grete sprach kein Wort, weil sie jeden Augenblick die Ankunft ihrer Freundinnen erwartete, und verschwand, um nach den Vorbereitungen für ihren Thee zu sehen.

Gräfin Behnen erzählte noch, Wolff habe sich gar nicht mehr blicken lassen, Erich, der Kammerherr, sei dagegen gestern mit ihnen bei einem Diner zusammengetroffen. Er habe rasend zu thun, wie er gemeint, jeden Tag mehrere Einladungen und zwar meist solche, die sich gar nicht absagen ließen. Er habe förmlich gestöhnt, und wenn es bei ihnen schon jetzt auch arg sei mit Einladungen, so hätten sie doch inniges Mitleid mit dem Bruder empfunden, der in allem Ernste schlecht aussähe.

Dann erwachte Graf Behnen plötzlich aus seiner Stumpfheit:

— Übrigens habe ich bei Tisch gestern neben einer reizenden Dame gesessen!

— O ja! Es geht. Ganz nett! — schwächte die Gräfin

das Urteil ab, doch ihr Gatte fühlte sich nun gemüßigt, erst recht seine Ansicht zu betonen:

— Verzeih, liebe Kläre, ganz nett ist wohl nicht der rechte Ausdruck. Ich kann bloß sagen, wenn man — das Diner wurde gräßlich langsam serviert — wenn man zwei Stunden neben jemand sitzt, dann kann man sich wohl ein Urteil erlauben. Und ich finde die Dame einfach charmant. Einfach charmant. Apropos, Papa . . . sie kennt dich . . . sie erzählte nämlich von einem Abend bei Elise. Das ist ja ein sehr eigentümliches Zusammentreffen gewesen.

Der Zeremonienmeister wurde aufmerksam:

— Du meinst Miß Bancroft.

— Ja, Miß Bancroft. Sie saß mit ihrer Mutter neulich im „Tannhäuser" neben uns. Die scheinen ja mit aller Gewalt in die Gesellschaft kommen zu wollen. Übrigens, wenn alle Ausländer hier, so wären, könnten wir sie gut und gern aufnehmen. Wie gefällt sie dir?

— Ich bin seit langer Zeit keinem Menschen begegnet, der mich so angesprochen hätte! — sagte mit warmem Ton der alte Freiherr. Gräfin Behnen jedoch rümpfte die Nase und meinte wegwerfend:

— Man weiß nie, wer diese Amerikaner eigentlich sind.

— Das braucht man ja auch nicht.

— Nun, man muß doch wissen, mit wem man verkehrt, lieber Vater.

— Wenn die Leute gute Manieren haben, gut aussehen, klug und gebildet sind — was willst du mehr?

Damit war sie jedoch durchaus nicht einverstanden, meinte, oft wären diese Amerikaner drüben Schuster und Schneider gewesen und drängten sich nun hier in die Gesellschaft ein. Dann behauptete sie, Miß Bancroft wäre nicht passend angezogen gewesen, während die beiden Herren hervorhoben, wie,

im Gegensatz zur Engländerin, gerade die Amerikanerinnen fast immer Geschmack zeigten. Endlich fand sie die junge Fremde nichts weniger als hübsch, wozu ihr Vater schwieg, ihr Gatte dagegen das junge Mädchen für eine Schönheit erklärte.

Sinnend saß der Zeremonienmeister dabei, während Behnens noch immer bei dem Thema des Äußern der Miß Bancroft blieben, ohne sich einigen zu können.

Er dachte an das junge Mädchen. War sie hübsch? War sie schön? Er wußte es nicht, er sah nur vor sich ihr edles Profil, er hörte ihre ruhige, klare Stimme, er dachte an das Gespräch, das ihn angezogen und beschäftigt hatte und ihm noch in den Ohren klang. Er würde sich so gefreut haben, sie wiederzusehen. In ein paar Tagen, wenn nur erst die Weihnachtszeit vorüber war, traf er sie in den Gesellschaften, das schien festzustehen.

Ein sonderbarer Zufall hatte ihre Bekanntschaft gefügt, ein sonderbarer Zufall es bis jetzt verhindert, daß er ihr wieder begegnet. Eben hörte er, daß sie auf einem Diner gewesen — er war mit Grete zu denselben Leuten gegangen — einen andern Tag. Einen Kammermusikabend hatte er im Musenhaus besucht — sie war nicht da. Von andrer Seite wußte er, daß Bancrofts diesen Abend in der Oper gewesen. Dagegen als er mit Grete den „Postillon von Lonjumeau" gehört, war sie ins Gewerbehaus gegangen — dort spielte Sarasate.

Auf der Straße hatte er Mutter und Tochter nicht getroffen, weder am Altmarkt, noch auf der Pragerstraße, nicht in den Anlagen der Bürgerwiese, nicht im großen Garten beim Schlittschuhlauf, dem er gern zuzuschauen pflegte. Gingen sie immer zu verschiedenen Stunden aus?

Es fehlte ihm etwas, er hätte sie gern einen Augenblick

nur gesehen, um sie zu fragen, ob es ihr gut ergangen alle diese Zeit.

Während er noch in Gedanken war, klingelte es auch schon. Man hörte an hellen, lachenden Stimmen draußen im Flur, daß es die ersten jungen Mädchen waren, die eingetroffen. Nun wollten Behnens plötzlich fort, aber sie mußten den Eintritt der Damen noch mit erleben, und es war der Gräfin nicht unlieb, dem beizuwohnen, denn sie war neugierig, wen die kleine Schwester wohl eingeladen. Vielleicht konnte sie ihr noch einen Wink geben, welchen jungen Mädchen sie sich enger anschließen sollte, welchen nicht, wen sie noch kennen lernen mußte und welche Bekanntschaften eher schädlich waren, zum mindesten nicht den geringsten Nutzen versprachen.

Die ersten waren die beiden Prinzessinnen Trenn, zwei große, wohlerzogene, echt norddeutsche Mädchen, dann Fräulein von Cypriani, dunkel im Teint und von Haaren, schlank, fast schmal, mit einem Gesicht, das bei seiner Stumpfnase nicht hübsch genannt werden konnte, jedoch einen pikanten Anstrich hatte.

Alle drei waren der Gräfin recht. Das war, fand sie, der geeignete Verkehr für die Schwester: die beiden Trenns, weil sie Prinzessinnen waren, das Fräulein von Cypriani, weil sie sich, man wußte nicht recht wodurch, den Anschein gegeben, als gehöre sie als wichtigster Bestandteil zur Crême.

Wolff pflegte sie kurz in ihrer Art und Weise zu kennzeichnen mit dem Worte: „Comtessengeist österreichischer Observanz.“

Sie fand alles chic, was neu war, rauchte den ganzen Tag Cigaretten, nannte die bekannten Herren, wenn sie von ihnen sprach, stets beim Vornamen, wußte die Gewinnaussichten aller Pferde für die Hauptrennen, fand andre junge

Mädchen, wenn sie ihr nicht paßten, „keine Klasse", wenn sie ihr dagegen notwendig erschienen, „süß", „sweet" und „himmlisch".

Fräulein von Cypriani redete alle Menschen zuerst an, warf mit modernen französischen, vor allem aber englischen Brocken um sich und freute sich, je mehr man von ihr sprach, je unvermeidlicher sie zu sein schien, wie ihr Gegenstück Poldi Derndorff.

Dabei war sie jedoch nicht einmal originell, sondern suchte es einer Anzahl von jungen Fremden, Engländerinnen und Amerikanerinnen, zuvorzuthun, während andrerseits wieder einige junge Mädchen einheimischer Familien in der Befürchtung, von Fräulein von Cypriani nicht für voll angesehen zu werden, dieser nachäfften.

Sofort ergriff sie das Wort, ging auf Grete zu und küßte sie zärtlich, während sie sich dabei im Salon umsah:

— Nein, Gretel, nein, es ist zu reizend, daß Sie uns gebeten haben. Wirklich charmant! Sie süße kleine Katze!

Dann begrüßte sie Graf und Gräfin Behnen und that sehr bescheiden und einfach, indem sie vor der älteren Frau einen tiefen Knix machte. Währenddessen hatten die beiden Trenns etwas verlegen und steif Grete die Hand gegeben.

Der Zeremonienmeister trat auf sie zu:

— Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich störe. Nur einmal hereinkommen möchte ich gern, aber sonst bleiben die Damen allein. Sie haben sich gewiß viel schwierige und wichtige Dinge mitzuteilen. Meine Tochter hat mir nichts verraten. Sie ist verschwiegen wie das Grab, aber ich ahne schon so etwas!

Die Prinzessinnen lachten verlegen, und der alte Freiherr erkundigte sich nach ihren Eltern, bis Fräulein von Cypriani dazwischen fuhr:

— Guten Tag, Herr von Sonntheim. Nein ... nein ... Sie schauen wieder einmal aus wie ein junger Herr. Wirklich, ich schmeichle nicht. Aber ich habe Sie lange nicht gesehen! So lange nicht. Wo waren Sie denn nur?

— In Dresden! — meinte er in größter Ruhe. Sie zog ein Mäulchen:

— Na ja, das weiß ich doch. Aber ich hoffte, ich fände Sie irgendwo. Neulich war 'n Thee bei Poldi Derndorff, lauter Damen ... seine Schwester war eigens dazu aus Berlin gekommen, um die Honneurs zu machen — wissen Sie, die Gräfin Carmer, die in Schlesien das riesige Gut hat. Sie waren nicht da ...

Er zuckte die Achseln, bedauernd, als ob es ein großer Verlust gewesen wäre.

Noch mehr junge Mädchen waren inzwischen erschienen, und Behnens hatten sich still empfohlen. Nun war der alte Freiherr mit den Damen allein, denn Elise ging solch einem Thee aus dem Wege. Von allen Seiten wurde der Zeremonienmeister umdrängt, man gab ihm die Hand, lachte und scherzte mit ihm, erzählte irgend etwas Spaßhaftes. Der einzige Herr schien gar nicht zu stören. Im Triumph führten ihn die Ungeniertesten: Fräulein von Cypriani und Miß Grosvenor, eine schlanke, schöne Engländerin, deren Ausdruck nur, wenn sie lachte, etwas Gassenbübisches haben konnte, in eine Ecke, wo ein paar mächtige chinesische Schirme einen Winkel bildeten.

Dort wurde er hingesetzt, und nun beeilten sich die jungen Mädchen, ihn zu bedienen. Die eine brachte ihm die Tasse, und da in der Eile der Löffel auf den Teppich gefallen war, eine andere einen frischen Löffel. Gräfin Hoyn servierte den Thee, Fräulein von Lindenburg hatte den Zucker gebracht, Fräulein von Eichapfel II die Sahne.

Nachdem eingeschenkt worden, rührte Miß Grosvenor um,

indem sie den alten Freiherrn mit ihren koketten, schönen Augen ansah, daß er über den Blick lächeln mußte:

— Wir machen alles for you, dear baron. Was Sie wollen!

— Dann rühren Sie den Thee nicht weiter. Er schwappt über, — antwortete der Zeremonienmeister, der sich kaum vor den jungen Mädchen zu retten vermochte.

Fräulein von Cypriani sah die Untertasse sich füllen und rief trocken:

— Fußbad!

Dann lief sie zu den andern hinüber, die beim Thee in einer Ecke saßen, und fragte:

— Wißt ihr denn, was jetzt das Fashionableste ist?

— Nun?

— Theecigaretten!

Die jungen Damen lachten, und erinnerten sich, daß sie noch nichts zu rauchen hatten. Miß Grosvenor zog ein kleines, silbernes Etui hervor und steckte sich eine Cigarette an. Ein paar andre folgten.

Grete rauchte nicht. Sie blickte einen Augenblick zu ihrem Vater hinüber, der drüben im Kreise von mehreren ihrer Freundinnen seinen Thee trank, aber es war ihr, als hätte er den Kopf geschüttelt, daß es heißen sollte: „So im Chor raucht meine Grete nicht. Mal aus Scherz, wenn wir unter uns sind, ein winziges Cigarettchen schadet nichts, aber hier, wo die Anführerinnen qualmen wie die Schornsteine, raucht meine Tochter doch lieber nicht."

Fräulein von Cypriani bot den beiden Prinzessinnen Trenn Cigaretten an, doch sie wurden rot und dankten. Spöttische Blicke trafen sie dafür, als sollte es heißen: „Ihr Zurückgebliebenen, ihr, die ihr nicht zur Crême gehört."

Nun wurde das Gespräch allgemein, wenn auch Grete, die Gastgeberin, Trenns, eine kleine Gräfin Steffeck, die Schwägerin

der schönen Frau und Schwester des Rittmeisters bei den Bautzener Ulanen, dann Fräulein von Schaff, Fräulein von Derndorff, eine Cousine von Poldi Derndorff, sich fast gar nicht beteiligten.

Miß Grosvenor und Fräulein von Cypriani führten das Wort. Zwei Amerikanerinnen, Miß Heinemann, ein kleiner schwarzer Teufel mit vorstehendem Gebiß, und Miß Tyndal, rothaarig, aber das Rot von einer goldähnlichen, schönen Färbung, redeten mit hinein.

Die Ausgeh-Aussichten für diesen Winter wurden besprochen, die Anzahl der voraussichtlich stattfindenden Bälle. Dann kamen die Moden an die Reihe, und wer nicht einen gewissen Kleiderschnitt trüge, wäre nicht mitzurechnen. Endlich fingen sie von den Herren an, von ihrer Beliebtheit oder nicht, von ihrem Tanzen, von der Unterhaltung. Am meisten war von Poldi Derndorff die Rede: er hätte das gesagt und jenes, er hätte dies mehr chic gefunden und jenes ganz unfair.

Wolff Sonntheim stand bei den jungen Damen sehr in Gnade:

— Ihr Bruder Wolff tanzt famos! — sagte Fräulein von Cypriani zu Grete, die kaum hinhörte, weil sie eben in der Unterhaltung mit Fräulein von Steffeck begriffen war.

— Heini Dietz auch! — meinte Miß Grosvenor, indem sie sich in ihrem Stuhl weit zurücklehnte und die Beine übereinanderschlug.

— Der hat aber keine Lappen! — antwortete Fräulein von Cypriani, verächtlich mit den Fingerspitzen schnipsend. Miß Heinemann und Miß Tyndal, die auch die Herren hauptsächlich danach beurteilten, ob sie eine gute Partie wären oder nicht, und sich, wie man behauptete, in Dresden aufhielten mit der ausgesprochenen Absicht, eine Geldheirat zu machen, lachten verständnisinnig.

Nun begann ein Teil der jungen Mädchen — Fräulein von Cypriani, Miß Grosvenor, die beiden Amerikanerinnen und die ihnen nacheiferten: Gräfin Hoyn, Fräulein von Lindenburg und Fräulein von Eichapfel II — nur noch von den Herren zu reden. Sie erzählten alle möglichen Geschichten, die dieser und jener gemacht haben sollte, sie teilten sich lachend mit, in welchen Beziehungen der zu jener stünde, sie machten ihre Glossen darüber, daß und warum Heini Dietz immer in Zivil in Dresden erschien.

Endlich ward förmlich eine Liste derjenigen Herren zusammengestellt, die als Tänzer zu bevorzugen wären, für die man auf der Tanzkarte auch ein wenig schummeln dürfe, um ihnen Souperwalzer oder Cotillon zuzuwenden.

Fräulein von Cypriani wußte bei jedem zu sagen, ob und wieviel Geld er habe, das heißt, ob er „satisfaktionsfähig" wäre, wie sie es nannte. Den vermögenden Leuten wurden dann noch einige „poor but sweet fellows" angegliedert, die besonders leichtsinnig waren oder besonders gut tanzten, sich gut anzogen, zum Souper ein paar nette Witzchen machten, wenn sie nur erst eine Flasche Sekt getrunken hatten.

Auf irgend eine Weise hatte Miß Grosvenor eine Cherry-Brandy-Flasche entdeckt, die der Diener mit hereingebracht weil er sie verwechselt, da bei Sonntheims nach Tisch zum Kaffee ein Schnäpschen getrunken wurde. Sie füllte sich mehrmals ihr Glas und suchte etwas darin, zu thun, als ob sie leicht angeheitert wäre, obwohl sie eigentlich ganz nüchtern geblieben.

Grete hatte sich erhoben und war mit ihren engeren Freundinnen, die ihr eigentlich nahe standen, in das Nebenzimmer gegangen, das ehemalige Boudoir ihrer verstorbenen Mutter.

Sie hatte einen Schreck bekommen vor dem Ton, den

die „Crême“ anzuschlagen begonnen. Die Cypriani und die Grosvenor hielt man für ebenso unentbehrlich wie Poldi Derndorff. So hatte sie nicht gewagt, die beiden, die sie immer bei Bekannten traf, auszuschließen. Und meist glaubte sie auch an die Überlegenheit, den Chic der jungen Damen.

Eine Sicherheit besaßen sie im Benehmen, um die sie Grete beneidete, die jedesmal, wenn ihr ein Herr vorgestellt worden, den sie nicht kannte, am liebsten sofort davongelaufen wäre. Das machte ihr doch immer Eindruck. Sie sagte sich nicht, daß Fräulein von Cypriani und Miß Grosvenor gewiß schon fünf bis sechs Jahre in Gesellschaft gingen, sondern sie staunte sie nur an, ohne zu begreifen, daß sie gar keine nachahmenswerten Beispiele darstellten, und von den Guterzogenen, die sie durch die Unverschämtheit ihres Auftretens vergewaltigten, im Grunde genommen über die Achsel angesehen wurden.

Heute zum erstenmal war ihr die ausgelassene Stimmung, die Gespräche der „Bande“, wie Wolff von dieser Clique zu sprechen pflegte, zu viel. Sie sah die andern an, die mit herübergekommen waren, und es war ihr aus der Seele gesprochen, als die älteste Prinzessin Trenn, die etwas entschiedener war, sagte:

— Das ist ja ein eigentümlicher Ton!

Sie blickte sich um, und nun, wo eine ihre Meinung ausgedrückt, wagte es auch die junge Gräfin Steffeck, die jüngste, die auch erst dieses Jahr ausgehen sollte, hinzuzufügen:

— Das finde ich auch.

— Wir sind das nicht gewöhnt, — meinte Fräulein von Schaff.

Fräulein von Derndorff kannte das Wesen der Cypriani-Grosvenor-Clique, sie war schon ein paar Jahre ausgegangen und galt bei den andern, weil sie einfach und bescheiden blieb, für „keine Klasse“, ward über die Achsel angesehen, und die

Herren, die die Clique begünstigten, an der Spitze ihr Vetter Poldi Derndorff, tanzten deshalb nicht mit ihr.

Das bescheidene, einfache, junge Mädchen lachte die Freundinnen aus:

— Habt ihr das nicht gewußt? Wir gelten doch schon lange nichts mehr. Nur was englisch spricht und ist, hat Anspruch auf ‚Crême'.

Grete sann nach. Hatte sie das nur gar nicht bemerkt bisher? Und es begann sie wieder die Furcht anzuwandeln vor der Gesellschaft, in der sie sich nach ihrer Meinung doch immer unglücklich fühlen würde.

Da dachte sie an ihren Vater. Den hatte sie ja, der ging ja mit ihr aus, und sie fragte sich, ob ihr liebes, gutes Väterchen, das doch ganz anders war als Poldi Derndorff sich früher etwa auch einmal so benommen hätte.

Was hielt er wohl von der Clique?

Er hatte ja vorhin mitten unter den jungen Damen gesessen, die den Ton angaben, sich von ihnen verwöhnen lassen von ihnen Thee bekommen, mit ihnen geschwatzt.

Sie trat in die Thür des Boudoirs, um den Salon zu überblicken: die Ecke war leer, wo sie vorhin den Vater gesehen. Da überfiel sie eine Unruhe, und sie begann sich zu langweilen unter den Freundinnen. Sie zwang sich, die jungen Mädchen nicht einfach allein zu lassen und hinüber in des Vaters Zimmer zu gehen.

Grete setzte sich wieder zu den beiden Trenns, und die Älteste erzählte ihr vom Diner neulich, bei dem es so geregnet und wo Mistreß Bancroft Elise mit in ihren Wagen genommen.

Ihr fiel der Abend ein, an dem sie sich so gelangweilt, der ihr zur Belohnung und als Schmerzensgeld den heutigen Thee eingetragen. Der Name Bancroft rief ihr alle ihre Mißstimmung ins Gedächtnis zurück, und sie fragte ängstlich:

— Gehört die Miß Bancroft auch zur Clique?

— O nein! — antwortete Prinzessin Trenn.

— Ich dachte! Ich dachte, die müßte auch dabei sein.

— Warum denn gerade die?

— Sie gefällt mir nicht.

— O, o.

— Nein, sie gefällt mir gar nicht.

— Was hat sie Ihnen denn gethan, Grete?

— Ich kann diese Amerikaner nicht leiden!

Jetzt begann die andre zu lachen und fing an von Miß Bancroft zu erzählen. Sie sei so einfach und nett, so bescheiden und liebenswürdig. Gar nicht zu vergleichen mit Miß Heinemann und Miß Tyndal. Grundsätzlich spräche sie auch deutsch und nicht englisch, kenne, wie sie glaube, die Clique gar nicht, habe jedenfalls nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihr.

Grete war sehr erstaunt und wollte wissen, wie sie denn zu den Eltern der Prinzessin gekommen wäre: Mistreß Bancroft war vor etwa dreißig Jahren in Vevey in derselben Pension erzogen worden wie die Prinzessin Ludwig Trenn — in einer exklusiven Pension, die neben ersten deutschen und österreichischen Familien nur ein paar Ausländerinnen aufgenommen hatte, damit die Mädchen durch den Umgang die fremden Sprachen gebrauchen lernen sollten.

— Mama und Mistreß Bancroft sind gute Freundinnen! — schloß die junge Prinzessin.

Das verschob ein klein wenig das Bild, das sich Grete von den Amerikanerinnen gemacht. Ganz konnte sie sich jedoch nicht überwinden und sagte im Aufstehen zu ihrer Nachbarin:

— Ich hasse sie doch!

Fräulein von Cypriani, Miß Grosvenor, Miß Heinemann, Miß Tyndal, empfahlen sich. Sie gingen heute abend ge-

meinsam ins Residenztheater, wo die „Fledermaus“ gegeben wurde. Da sie in Masse auftraten, meinten sie sich ohne Begleitung einer Mutter behelfen zu können.

Sie hatten sich von der andern Gruppe um Grete, ganz getrennt gehabt, ohne es gewahr zu werden. Die dummen Dinger störten sie nur in ihren Gesprächen. Sie konnten ja doch nicht mitmachen. So war es ganz von selbst geworden und dabei geblieben, daß die Clique hier saß und die „stumpfsinnigen, guten, braven, ledernen Mädchen“ dort. Auf diese Art ward beiden Teilen geholfen.

Nun nahmen sie zärtlich Abschied. Grete gehörte zwar noch zur andern Partei, aber sie war eine Sonntheim, die Tochter des großartigen alten Herrn, Wolff Sonntheims, des Kammerherrn und der Gräfin Behnen Schwester, dazu würde sie als eine der besten Partien bestimmt „Ankratz“ bei den Herren finden. Hübsch war sie auch, sich anzuziehen würde sie gewiß noch besser lernen.

Es schien ausgemachte Sache, daß sie im Grunde genommen zur Clique paßte und ihr doch über kurz oder lang einmal angehören würde.

Deshalb gab ihr Fräulein von Cypriani einen Kuß mit den Worten:

— Es war süß! Süß!

Dann hakte sie Miß Grosvenor unter und ging mit ihr davon, nur oberflächlich nickend, ohne sich groß um die andern jungen Mädchen zu kümmern, die nun auch lebewohl sagten.

Grete geleitete ihre Gäste auf den Korridor, wo der Diener die Umhänge und Jacken anziehen half. Die andern entfernten sich unter erneuten Danksagungen und meistens die Gastgeberin küssend. Nur Fräulein von Cypriani, die wußte, daß die Thür gegenüber zum Arbeitszimmer des Zeremonienmeisters führte, blieb einen Augenblick zurück, nahm ihren Muff in die

linke Hand, schlich sich an die Thür und klopfte ein paarmal kräftig mit der Rechten. Dann wollte sie sich ausschütten vor Lachen, als ob sie einen besonders guten Scherz gemacht hätte, und stürmte die Treppe hinunter.

Der Zeremonienmeister hatte einen günstigen Augenblick benützt gehabt, um in sein Zimmer zu verschwinden. Er setzte sich ans Fenster und sah auf die Straße hinab, auf der ab und zu eine Pferdebahn vorüberklingelte, ein Wagen vorbeirollte. Von Zeit zu Zeit hörte er Lachen aus dem Salon herübertönen, er achtete nicht darauf, seine Gedanken waren fort.

Er konnte jetzt vornehmen, was er nur wollte, immer kam ihm Miß Bancroft in den Sinn. Er fand es beinahe selbst lächerlich, so unausgesetzt an jemand zu denken. Nun zersetzte er sich seine Empfindungen: es war offenbar nur die Freude an ihrer Unterhaltung. Was konnte ihn anders zu dem jungen Mädchen ziehen, die wohl fast vierzig Jahre jünger war als er.

Der Zeremonienmeister stand auf und blickte auf die Bürgerwiese hinaus, auf die kahlen Bäume, die dem Winter entgegentrauerten, die braungewordenen Rasenflächen, die verdeckten Beete.

Und er ward sehr ernst. Er fühlte sich einsam.

Wieder schlugen die Laute von drüben an sein Ohr, das Lachen der Mädchen, das Kreischen der Miß Grosvenor, deren Stimme er genau aus dem Lärm heraushörte. Es klang so grell und aufdringlich, diese lärmende, tobende Schar da drüben. Es beleidigte sein empfindliches Ohr, es schlug wie ein Mißlaut in seine Stimmung hinein.

Da stand, wie er sich gehen ließ und sich ärgerte, Eva Bancrofts Bild vor seiner Seele. Als ob ihn das beruhige, als ob es ein Mittel sei, ihm seinen Gleichmut zurückzugeben, glättete sich seine krause Stirn.

Wie er ein schönes Bildwerk betrachtete, so, meinte er, dächte er an die Amerikanerin. Unwillkürlich hob er die Hand und begann leise an den Fensterscheiben zu trommeln. Immer langsamer wurden die Bewegungen der Finger, zufällig blickte er auf die Ringe, die er trug: am fünften Finger den Trauring seiner zweiten Frau, den er ihr abgezogen, ehe man sie fortgebracht. Zwei andre Ringe deckten ihn fast, aber er schimmerte doch hervor. Und es war ihm von eigner Bedeutung, daß sein Auge den Ring traf: die hatte er geliebt, mit aller Kraft seiner Seele. Als sie von ihm gegangen, war er, der reife Mann, wie ein Irrsinniger gewesen, daß man um seinen Verstand gefürchtet.

Damals hatte er gemeint, nie wieder glücklich und zufrieden werden zu können. Ja, in der Nacht, als er allein war und sie draußen auf dem Friedhofe wußte, als er durch die öde Wohnung schritt — die Älteste war schon verheiratet, Elise auswärts in Pension — als er nun alle die Plätze wieder sah, wo sie gesessen, den Stuhl vor ihrem Schreibtisch, den Sessel am Klavier, die kleine Bank im Erker, von der aus sie immer das Leben und Treiben der Straße beobachtet, da war er zusammengebrochen und hatte Hand an sich legen wollen.

Das Schreien der kleinen Grete drüben im Kinderzimmer, die ihrer Mutter das Leben genommen, hatte ihn wieder zur Besinnung gebracht, und er hatte sich, dem Bart und Haar auch damals schon ergraut waren, an das Bettchen seines Töchterchens gesetzt und hatte geweint und geschluchzt bis zum frühen Morgen, daß die Wärterin meinte, er habe den Verstand verloren.

Geistesabwesend, wie irr war er wochenlang herumgelaufen, niemand wollte er sehen und sprechen, jeden Tag ging er hinaus auf den Trinitatisfriedhof, um das Grab zu be-

suchen. — Da fand er in ihrem Schreibtisch, dem kleinen, zierlichen, spieligen Möbel, das noch heute drüben stand, an dem Grete ihre Briefe zu schreiben pflegte, ein paar Zeilen von der Toten.

Es war wie ein Abschied, ein letzter Wunsch in ihrem „Stammbuche", wie sie eine Art von Album nannte, das sie schon in ihrer Mädchenzeit geführt. Kein andrer durfte sich darin eintragen, es war nur für ihr eignes Auge berechnet, und später hatte sie es ihrem Manne gezeigt, aber sonst keinem, denn es standen kleine Gedichtchen darin, von ihr selbst verfaßt. Unbedeutend, anspruchslos, in Reim und Versbau nicht immer richtig, Dilettantenarbeit, von der die Schöpferin selbst am besten wußte, daß es eine solche sei.

Aber es war ihr ein Trost gewesen in trüben Stunden, eine Freude, wenn das Glück sie überkam. Diese Frau mußte das künstlerische Gefühl auf irgend eine Weise äußern, und sie that es in Worten. Ihr Kunstempfinden war größer als ihr Können.

Gretes Mutter war lahm gewesen und nicht hübsch. Wenn sie auch mehr denn zwanzig Jahre weniger gezählt als ihr Mann, so hatte sie es doch immer als eine Fügung empfunden, daß er sie zur Frau gewählt, und hatte stets gemeint in seiner Schuld zu stehen, denn sie fand ihn so schön und ritterlich, wie sie keinen andern kannte.

Er hatte sich verliebt in ihre — Seele.

Als nun des Zeremonienmeisters Auge den Ring traf, dachte er an diese Abschiedsworte, die ihm sein Leben bestimmt, die ihn zum Genusse des Daseins gebracht, seine Wiedergeburt fortgeführt, ihm die „Jahre der Gnade" geschenkt.

Zugleich dachte er an Eva Bancroft, und als müsse er sich gegen die Gestalt feien, die immer wieder vor seiner Seele aufzusteigen begann, als fürchte er, sie möchte das letzte Bild

seiner geliebten Frau verwischen, sprach er sich die Worte vor, aus dem kleinen Buche:

„Wenn dein armes, häßliches, kleines Entlein einmal nicht mehr bei Dir ist, so mußt Du immer daran denken, daß sie Dich gelehrt hat, wie die reinsten Freuden für uns Menschen in der Kunst blühen. Und wenn Du ihr Gedächtnis gut bewahren willst, so bleibe dem Wege treu, auf dem Du begleitet hast in der glücklichsten Zeit seines Lebens

Dein armes, häßliches, kleines Entlein."

Dem schönen Andersenschen Märchen, das sie besonders gern gehabt, hatte sie für sich den Namen entnommen.

Der Zeremonienmeister fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als müßte er etwas fortwischen, das sich dort eingenistet, dann fing er an zu pfeifen, wie er immer that, wenn ihn Rührung überkam, und trat ein paar Schritte in das Zimmer zurück.

Vom Salon nebenan klang das Gelächter der Clique.

Er faßte schnell einen Entschluß, füllte seine Cigarettentasche von neuem, zog die Schlüssel vom Schreibtische ab und verließ das Zimmer. Er wollte in die frische Luft hinaus, die sollte ihm die Spukgestalt aus Hirn und Herzen fegen.

Als Grete die Thür zu seinem Zimmer öffnete, um ihm zu sagen, daß es Fräulein von Cypriani gewesen, die bei ihm geklopft, trat der Diener herzu mit der Meldung:

— Der Herr Baron läßt dem gnädigen Fräulein sagen, er wäre ein bißchen spazieren gegangen.

— Aber wir essen doch in einer halben Stunde?

— Der Herr Baron würde zu Tisch zurück sein.

6.

Mistreß und Miß Bancroft hatten den Besuch bei Gräfin Scheppang nachgeholt und zugleich auf die Aufforderung der Gräfin Behnen, deren Mann es gewünscht, auch diese aufgesucht. Dafür hatten der Kammerherr und Wolff bei den Damen ihre Karten abgegeben. Der ältere Bruder persönlich, der jüngere, der sich Besuche so viel als möglich sparte, durch ihn.

— Mistreß Bancroft scheint sehr en vogue zu kommen! — meinte Erich, als er Wolff auf der Pragerstraße traf und ein Stück mit ihm ging. Der Rittmeister sagte:

— Miß Bancroft noch mehr! Donnerwetter, sah die wieder aus neulich bei Terschoings!

Es war nun endlich tüchtig Schnee gefallen, und einige Droschken kamen als Schlitten eingerichtet unter Schellenklang daher. Der Kammerherr trug einen schönen Sealskinpelz, während der Rittmeister in seinem Mantel zu frieren schien und kleine Schritte machte, indem er jedesmal die Füße scharf niederstieß. Eine Weile gingen die Brüder so nebeneinander her, bis der ältere sagte:

— Sage mal, Wolff, was machst du eigentlich heute hier in Dresden? Soviel ich weiß, ist doch kein Ball, und ich weiß es doch eigentlich, wenn ein Ball ist!

Der Rittmeister zuckte die Achseln:

— Bloß so. Ich kann doch auch mal so kommen!

— Gewiß! Aber sonst, wenn nichts Besonderes ist, kommst du doch bloß Sonnabends oder Sonntags.

In diesem Augenblick fuhr ein Schlitten vorüber, in dem Miß Grosvenor und Fräulein von Cypriani saßen. Die Engländerin blickte Wolff, während die Herren grüßten, groß an und drehte sich noch ein Viertel um, als sie schon vorbei-

gesaust war. Der Kammerherr hatte es bemerkt und sah schnell seinen Bruder an.

— Was hast du denn, Erich?

— Höre mal, Wolff . . . Wolff . . .

— Was willst du denn?

Wolff war dunkelrot geworden unter dem forschenden Blick Erichs, der nun fragte:

— Du wirst doch nicht etwa Absichten haben?

— Grosvenor?

— Ja.

— Unsinn.

— Ja, allerdings, Unsinn wär's. Riesiger Unsinn.

Nun wurde der Rittmeister ein klein wenig empfindlich:

— Gott, wenn sie Geld hätte . . . wenn sie nur fünf Groschen hätte! 'ne schöne Person ist's doch. Die steckt jedenfalls die ganzen Puttchen in die Tasche, die hier rumkrebsen. Ich weiß gar nicht, was ihr habt. Neulich sagt mir Klara auch: Du, hüte dich vor der Grosvenor. Was soll ich mich denn hüten? Ich falle schon nicht drauf rein. Da könnt ihr Gift drauf nehmen. Hütet euch nur selbst. Du machst der einen Trenn auf Tod und Leben die Cour, siehste Erich, die kannst du auch nicht heiraten. Die kriegst du nicht. Die kriegt bloß so'n Reichsunmittelbarer. Also strenge dich mal gar nicht an. Es hat wahrhaftig keinen Zweck.

Der Kammerherr hatte sich nach den Vorübergehenden umgesehen, ob sie etwa Wolffs Worte hörten, und sagte nun seinerseits in etwas gereiztem Tone:

— So rede doch nicht so laut! Das braucht doch nicht jeder zu hören. Es könnte mir riesig fatal sein. Du mußt das doch auch in der richtigen Art und Weise auffassen. Ich als Bruder darf dich doch, zum Teufel noch einmal, warnen, daß du keine Unvorsichtigkeit begehst!

Doch Wolff schüttelte nur den Kopf:

— Laß mich mit der Grosvenor zufrieden!

Bloß eine kurze Frage stellte noch der Kammerherr:

— Möchtest du, daß deine Schwester wie die wäre?

— Meine Schwester? — Nein! O nein.

— Und deine Frau?

— Meine Frau — wenn ich eine hätte? — Nee.

— Gott sei Dank!

Nun fing Wolff an zu lachen:

— Du hast wohl ernstlich geglaubt, ich hätte Absichten? Nee. Die, die ich heirate, müßte ganz anders sein. Diese ‚Bande‘, diese ‚fast ladies‘, wie der Engländer sagt, heiratet man doch nicht!

— Ja, wozu dann alles das, Wolff?

— Aus Ulk! Ihr macht es Spaß, mir macht's Spaß — also m. w. machen wir!

Der Kammerherr hatte sich vollkommen beruhigt. Von seinen eignen Angelegenheiten sprach er nicht, stillschweigend war er darüber hinweggegangen. Nun schob er freundschaftlich seinen Arm in den des Bruders, und sie redeten von etwas anderm.

An der Ecke der Sidonienstraße, am Europäischen Hof, trennten sie sich. Der Kammerherr wollte sich bei einem durchreisenden, in diesem Hotel abgestiegenen Fürsten einschreiben. Wolff nahm einen Schlitten an und befahl:

— Großer Garten. Carolasee!

Dann zog er sich die Decke eng um die Beine, klappte den Kragen seines Mantels hoch, setzte sich die Mütze fest in die Stirn und schob fröstelnd, aber doch behaglich die Hände in die Tasche, während er über die weiße Schneedecke dem „Großen Garten“ zuglitt. Ein paarmal mußte er grüßen, eine Menge Leute hatten dasselbe Ziel wie er, gingen die

Bürgerwiese und Parkstraße hin, am Zoologischen Garten vorüber. Sie trugen Schlittschuhe in der Hand.

Von weitem tauchte schon die langgestreckte Seefläche auf zwischen den Bäumen, tiefer als das umliegende Gelände gelegen. Auf dem Eise tummelten sich die Schlittschuhläufer, allein Figuren und Bogen laufend, in langen Reihen gleichmäßig ausschreitend nach dem Takte eines Marsches, den eine Musikkapelle blies, oder zu Zweien. Herr und Dame „holländernd" in weitausgreifenden langen Strichen.

Wolff suchte auf dem Eise nach Bekannten, ob er Miß Grosvenors hohe Gestalt sähe, aber er fand niemand und ließ sich, nachdem er den Säbel abgelegt, in dem kleinen Häuschen, das als Garderobe diente, ein paar Schlittschuhe anschnallen. Dann lief er vorsichtig und langsam, weil er ein paar Jahre lang nicht auf dem Eise gewesen war, die Bahn hinunter, durch eine Brücke hindurch auf der Zuschauer standen, dorthin, wo sich der See zu einem runden Becken erweiterte.

Er war so damit beschäftigt gewesen, nicht zu fallen, daß er gar nicht bemerkt hatte, wie er an Grete und seinem Vater vorübergekommen. Sie rief:

— Wolff! Wolff, so höre doch!

Dann lief sie ihm nach und schlug ihn auf die Schulter.

— Gretl, du? Ihr seid hier? Nee, so was!

— Ja, und denke dir, Väterchen auch. Er läuft sogar.

Der Zeremonienmeister war nun auch herbeigekommen. Er lief ganz sicher, nur das Bremsen machte ihm einen Augenblick Not. Ganz erstaunt war er, daß Wolff sich aufs Eis gewagt, der doch sonst immer eine ziemliche Verachtung gegen das Schlittschuhlaufen an den Tag legte und dem Vater spöttisch erklärte:

— Wenn's dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis.

Nach einer Weile, nachdem die zwei Grete in die Mitte genommen und ein paarmal die Runde des Teiches gemacht, fragte der Rittmeister, scheinbar ganz nebenbei:

— Habt ihr nicht Miß Grosvenor gesehen?

Aber Grete ließ sich nichts vormachen, sondern rief sofort:

— Ach, deshalb läufst du also plötzlich! Und wir wundern uns so drüber! Siehst du, Väterchen!

Wolff fing an zu lachen und meinte, diesmal gar nicht empfindlich, sondern sehr guter Laune:

— Warum soll ich denn ein Geheimnis daraus machen? Nun ja, ich bin hergekommen, um mit Miß Grosvenor Schlittschuh zu laufen. Ich sehe eigentlich nicht ein, warum mich die ganze heilige Familie damit aufzieht? Klara hat mir's schon gesagt, Erich eben, und nun kommt Grete auch an die Reihe, fehlt bloß noch Elise, aber die weiß nichts von so weltlichen Dingen. Ich finde, mit der Grosvenor fahren ist doch eigentlich kein Verbrechen!

Der Zeremonienmeister blickte seinen Sohn von der Seite an:

— Nun, und Fräulein von Eichapfel?

— Die ist ja verlobt — außer Gefecht gesetzt, mit Unmöglichkeiten rechnet der Stratege nicht.

Die Musik setzte wieder ein, und sie begannen von neuem zu laufen. Nun zeigten sich allmählich immer mehr Bekannte, die zuerst beim Vorübergehen von weitem begrüßt wurden. Als die Musik eine Pause eintreten ließ, fand sich die ganze Gesellschaft an einem Fleck.

Außer dem alten Freiherrn, dem Rittmeister und dem Major von Santerski, der sich hinzugefunden hatte und wegen der Meinungsverschiedenheit mit Behnens von Wolff etwas kühl begrüßt worden, waren es nur Damen, die liefen. Sie umringten sofort den Zeremonienmeister und sagten ihm Artigkeiten, daß er sich aufs Eis gewagt.

– Nur meiner Tochter wegen, damit sie nicht allein läuft! — erklärte er schmunzelnd, und Grete fügte hinzu:

— Er hat sich aber gar nicht groß bitten lassen.

Das Laufen machte ihm Spaß. Jahrelang hatte er es nicht mehr geübt und gänzlich vergessen, nun, wo die Tochter nicht mehr gut allein laufen konnte wie früher, als sie noch als Schulmädchen gegolten die nicht mitzählte, wollte er doch sehen, ob es nicht noch ging. Und es ging. Das Alter ließ er nicht gelten, er wollte jung bleiben und Körper wie Geist frisch erhalten.

Da kam für Wolff eine Enttäuschung: Major von Santerski, der absichtlich versuchte, mit ihm ins Gespräch zu kommen, erzählte, Fräulein von Cypriani, Miß Grosvenor, Miß Tyndal, Miß Heinemann, kurzum, nahezu die gesamte Clique habe er drüben auf dem großen Teich, dem andern Wasserbecken des Großen Gartens, auf dem auch Eisbahn war, gesehen.

Sofort benützte er die Gelegenheit, flüsterte seinem Vater ein Wort zu, und als der neue Walzer klang und sich allmählich alles in Bewegung setzte nach dem Takte der Musik, blieb er hinter den andern, die ihn in die Kette nehmen wollten, zurück. Dann wandte er sich ab und eilte, so schnell er konnte, davon.

Dabei geschah ihm das Unglück, bei dem Versuche, die steile Böschung hinauf Land zu gewinnen, das Gleichgewicht, das er bisher halbwegs bewahrt, zu verlieren. Als er sich erhob, seinen Überrock abstäubte und auf den Weg hinanklomm, trat ihm Poldi Derndorff entgegen, der sich überall einfand, wo sich zwei oder drei Bekannte trafen. Darin bestand zum guten Teil das Geheimnis seiner Unentbehrlichkeit, denn die heute vom Eise zurückkehrenden Damen würden ja nun jedem erzählen auf die Frage:

— Wer war denn draußen beim Schlittschuhlaufen?

— Poldi Derndorff!

Er rückte sein Einglas im Augenwinkel zurecht und fragte Wolff, ob er sich weh gethan. Dann wollte er wissen, wo er hinginge, und auf des Rittmeisters Antwort: — Nach dem großen Teich, — bot er sofort seine Begleitung an. Während sich Wolff nun die Schlittschuhe abschnallen ließ, den Säbel umband und den Mantel anzog, kam es heraus, daß drüben die Clique ihr Wesen trieb, während hier die andern jungen Damen liefen.

— Dann ist's ja viel amüsanter drüben! — meinte Poldi Derndorff, und sie gingen fort. Nach ein paar Schritten begegneten sie Miß Bancroft mit ihrer Mutter, die auch zum Schlittschuhlaufen gingen. Die Damen fragten im Vorbeigehen, ob Bekannte da wären.

— Eine ganze Menge. Meine Schwester und mein Vater sind auch da, — gab Wolff Auskunft, worauf über Miß Bancrofts Antlitz ein freudiges Leuchten ging. Der verunglückte Diplomat wollte nun eigentlich den großen Teich schwimmen lassen und den beiden Damen den Weg zeigen, obwohl er bis ans Ziel zu übersehen war und sie ihn genau kannten, aber der Rittmeister ließ ihn nicht los:

— Sie wollten einmal mit, nun kommen Sie nur.

— Aber die Damen möchten vielleicht . . .

Seine unvermeidliche Allerweltsnatur ließ ihm keine Ruhe, doch Wolff meinte trocken:

— Die kommen viel besser allein hin. Was wollen Sie außerdem nützen? Wenn sie einbrechen, retten Sie sie doch nicht.

— Oho, bitte sehr — aber bitte . . .

Der Scherz schien doch etwas zu scharf gewesen zu sein, und der Rittmeister verbesserte mit unschuldigstem Gesicht:

— Das Ding ist nämlich höchstens einen Meter und zwanzig tief! So meinte ich's natürlich.

Mistreß Bancroft blieb am Lande und ging langsam auf und ab, während ihre Tochter das Eis betrat und in langen, sichern Bogen über die noch kaum ausgefahrene spiegelblanke Fläche hinglitt.

— Da ist ja Eva! — sagte die ältere Prinzessin Trenn und fuhr ihr ein paar Schritte entgegen. Herzlich gaben sie sich die Hand. Dann folgten die übrigen. Wen sie nicht kannte, wie Fräulein von Derndorff, denen ließ sie sich bekannt machen. Grete hatte bis zuletzt gewartet, nun begrüßten sie sich — die Amerikanerin, herzlich ihr sofort die Hand reichend, Fräulein von Sonntheim mit leiser Befangenheit.

Der Zeremonienmeister war mit Major von Santerski, der nun nicht mehr von ihm ließ, ein bißchen zurückgeblieben. Der schlanke, immer zu sorgfältig, halb Schneider halb Friseur gekleidete Major wollte eine recht familiäre und treffende Bemerkung machen. Er sagte, als Miß Bancroft erschien, seinen Lieblingsausdruck gebrauchend:

— Patente Person, was?

Mit keiner Miene verriet der alte Freiherr, daß er es gehört. Er sah das junge Mädchen wieder mit Wohlgefallen an, die in ihrem dunkeln, krimmerbesetzten, ganz glatten, einfachen Taylorkleide hübsch aussah und vornehm zugleich. Ja, diese Amerikanerinnen hatten Geschmack — wenigstens wenn sie einer guten Klasse angehörten.

Eva Bancroft ließ den alten Freiherrn nicht erst zu sich herankommen, sondern glitt ihm entgegen:

— Sie laufen Schlittschuh?

— Trauen Sie mir's nicht mehr zu?

— O ja, ja natürlich. Ich freue mich nur darüber, Sie

zu sehen! Wir haben uns lange nicht gesehen. Ich dachte immer: Wo werde ich denn nur Baron Sonntheim treffen?

— Sonntheim junior!

— Nein, nein, den habe ich getroffen — eben sogar, mit diesem . . . diesem langen Herrn, der überall ist.

— Poldi Derndorff?

— Ja, ich glaube.

Sie gaben sich kräftig die Hand wie zwei Männer. Wieder hatte die Musik begonnen, und die Kette war schon ein Stück davon. Man hatte die beiden etwas abseits Stehenden nicht mitgenommen, während Herr von Santerski in der Furcht, übersehen und vergessen zu werden, die ihm das Leben verbitterte, sich sofort an die am Flügel laufende Dame gehängt.

Der Zeremonienmeister reichte Miß Bancroft die Hand:

— Wollen Sie es mit mir allein wagen? Aber Sie finden bei mir mehr guten Willen als Kunst!

— Der Wille ist das Beste, — antwortete sie, und sie begannen nach rechts und links auszugreisen. Er liebte diese Gespräche und fuhr fort, um zu sehen, was sie erwidern würde:

— Aber der Wille ist noch nicht die That, das Gelingen.

— Dafür sind wir eben Menschen, denen Grenzen gesteckt sind. Menschen die unvollkommen bleiben müssen.

— Könnten Sie sich einen vollkommenen Menschen denken?

— Nein. Und der würde mir wahrscheinlich schrecklich sein.

— O, ich würde ganz gern einen solchen Wundermann einmal sehen.

— Aber nur von weitem. Ich möchte nicht mit ihm zu thun haben, mit ihm verkehren müssen. Möchten Sie das, Herr von Sonntheim? Wenn Sie nun einen wüßten?

Einen Augenblick überlegte der alte Freiherr, dann meinte er, die Frage zurückgebend:

— Warum möchten Sie es nicht?

Sie verlangsamte plötzlich den Lauf und sagte ernst:

— Weil ich mich grauen würde vor ihm, weil er kein Mensch wäre, nichts mir Ähnliches. Weil ich ihn nicht fassen könnte, und nur — nur — wie soll ich sagen — ihn anbeten müßte.

— Das würden Sie nie?

— Nein. Sie haben einen deutschen Philosophen und Dichter. Friedrich Theodor Vischer. Ich kenne einen Vers von ihm, den ich mir gemerkt habe, weil er mir gefiel. Der Vers heißt:

„Kritik ist keine Sichel,
Zu mähen kurz und klein,
Aber Verehrungsmichel
Kann man doch auch nicht sein!“

— Das ist aus den lyrischen Gängen! — antwortete der Zeremonienmeister, dem der Namensvetter Vischers, der Professor am Polytechnikum mit dem F., den Stuttgarter Dichter zu lesen geraten.

Nun freuten sie sich, wieder einen Berührungspunkt gefunden zu haben. Während sie weiterliefen, ging immer das Gespräch fort. Miß Bancroft meinte, dieser Vers gefalle ihr so, weil sie so oft die Oppositionslust in sich fühle, wenn irgend einem übertriebene Huldigungen dargebracht würden. Sie könne sich ehrlich begeistern für einen Menschen, aber es sei doch nicht nötig, nun jeden Maßstab zu verlieren. Mit den Worten schloß sie:

— Wenn jeder, der Tüchtiges leistet, nun sofort zum größten Genie aller Zeiten gestempelt wird, so bleibt dann, finde ich, für die ganz Großen gar keine Beurteilung, kein Ausdruck mehr übrig. Und bei denen — ja allerdings — da kann ich anbeten.

Der Zeremonienmeister empfand, daß sie recht hatte, und fühlte sich ein wenig wie belehrt, denn er ging leicht in seinem Enthusiasmus zu weit und verherrlichte in seiner kindlichen Naivetät des Genießens, wo ein Anerkennen richtig gewesen wäre.

Er blickte das junge Mädchen von der Seite an: dieser Ernst bei diesen Jahren! Dieses Nachdenken! Diese Auffassung! Da konnte er die Frage nicht unterdrücken, aus der Bewunderung klang:

— Wie kommen Sie zu solchen Gedanken?

Sie errötete leicht:

— Da ist doch nichts Besonderes darin?

— Nun — bei Ihrem Alter!

— Ich bin nicht mehr jung, — antwortete sie schnell, und er lächelnd:

— Nun, was soll ich denn dann sagen!

— Sie, Herr von Sonntheim? Ich bewundere immer Ihre Frische und Jugend.

Er wollte sein Alter nennen, doch es blieb ihm in der Kehle, und er wandte den Satz anders:

— Ich habe einen erwachsenen Enkel, Miß Bancroft.

— Man ist so alt, wie man sich fühlt.

— Dann sind Sie . . . nun, Sie fühlen sich eben doch jung!

Sie blickte ihn groß an, ihm das ganze Gesicht zuwendend, und bei ihrem ernsten Ausdruck sah sie vielleicht doch wie eine hohe Zwanzigerin aus, indem sie sagte:

— Vielleicht sage ich Ihnen das einmal. Ich erzähle . . . ich sage es Ihnen einmal. Nur hier . . .

In diesem Augenblick fegte ein scharfer Windstoß über das Eis, gegen den sie anlaufen mußten. Sie machte die Gebärde des Schweigens, ein ganz andrer, heitrer Zug flog über ihr Gesicht, und sie sprach halb listig, halb besorgt:

— Aber jetzt wird kein Wort mehr geredet, sonst bekommen Sie die schönste Halsentzündung!

Fast zu gleicher Zeit schwieg die Musik. Sie verlangsamten den Lauf und ließen sich noch bis dorthin gleiten, wo die andern bereits in einer Gruppe standen, alle mit emporgezogenen Schultern und krummen Rücken gegen den Wind.

Ein gleichgültiges Gespräch begann. Die jungen Damen meinten, das Eis sei gut, eine fand, es sei im vergangenen Jahre noch besser gewesen. Major von Santerski wollte sich ein wenig Bedeutung verleihen und schlug vor, sie sollten eine Kette bilden, schnell ein Stück laufen und dann in der Richtung der Tangente die letzten davonsausen lassen. Doch der Wind war zu scharf. Dann behauptete jemand, drüben am jenseitigen Ufer stände der alte, dicke Graf Dietz und sähe dem Treiben zu. Es stellte sich jedoch unter allgemeinem Gelächter heraus, daß der vermeintliche Dietz die Kommerzienrätin Gelbke vorstellte, eine beleibte Dame, den jungen Mädchen aus Wohlthätigkeitsbazaren bekannt, wo sie, vermöge ihrer fast unbeschränkten Mittel, durch unglaublich billige Preise ihrer teuren Sachen die andern Damen bei den Käufern auszustechen pflegte.

Wolff pflegte das zur größten Freude der Geschädigten „unlauteren Wettbewerb" zu nennen.

Der Zeremonienmeister und Miß Bancroft standen stumm dabei. Eine Trenn näherte sich ihr, da wendete sie sich mit dieser ab, und sie erzählten sich etwas. So blieb er allein. Er hörte nur mit halbem Ohre zu, denn er, der sich sonst am thörichtesten Geplapper eines Mädchenmundes erfreut, war mit einemmal gänzlich gleichgültig geworden.

Nur seine Grete beobachtete er einen Augenblick, um zu sehen, ob sie etwa müde wäre, aber sie hatte eben einer kleinen Freundin mit so lebhaftem Mienenspiel etwas zu erzählen, daß er beruhigt sein konnte.

In Gedanken wendete er sich von der Gruppe ab und fuhr langsam, alte Fertigkeiten und Künste aus früheren Jahren vorsuchend, kleine Bogen und Figuren.

Da war er nun doch wieder in den Bann der Amerikanerin geraten! Er ertappte sich dabei, daß er schon wieder hinüberblickte zu ihr. Aber war es denn Schlimmes? Er hatte sie doch nicht aufgesucht. Und was wollte er denn von ihr? Er, der alte Mann, der Sechziger! Er überschätzte sich, es war doch einfach lächerlich! Warum sollte er sich denn nicht mit ihr unterhalten, wenn er sie interessanter fand als die andern. Er wollte sich seine „Jahre der Gnade“ nicht verkümmern lassen, Schönheit und Liebreiz, Geist und Verstand suchen, wo sie zu finden waren.

Und immer seine kleinen Bogen und Schleifen fahrend, die ihn in der Zerstreuung immer weiter abbrachten von den übrigen, ward er entschlossener und fester von Augenblick zu Augenblick, nicht Eva Bancroft auszuweichen, sondern ihrem Zauber sich hinzugeben, der heiter seinen sinkenden Tagen ein freundliches Licht lieh.

Er dachte an die Frau, die ihm das kurze, aber reichste Glück seines Lebens geschenkt: was würde sein „armes, häßliches kleines Entlein“ wohl dazu sagen! Wie er sie gekannt, die immer nur sein Bestes gewollt, die ihm Sinn, Auge, Ohr, Herz erschlossen für alles Schöne, Edle, Große in der Welt, meinte er, würde sie das nicht empfinden als einen Abbruch, der ihrem Andenken geschehen, sondern sie würde sich freuen und ihren Segen geben, daß noch im Herbst des Lebens, zwei Jahrzehnte fast, nachdem sie ihn verlassen, ein letztes, mildes Feuer ihm leise im Herzen entbrannt.

Da trafen ihn Evas Worte:

— O, sehen Sie dort, die Sonne!

Er blickte hinüber, wo in rötlichen Nebeln die Sonne

niederstieg zwischen den Bäumen, die den See umsäumten. Ein banaler Walzer schlug an sein Ohr, nachdem die übrigen wieder in der Kette ihre Bogen fuhren. Sie schienen die einzigen zu sein, die nicht liefen.

— Letzte Strahlen! Nur wärmen sie nicht mehr! — meinte der Zeremonienmeister nachdenklich, doch Eva antwortete unbefangen:

— Ich liebe die Mittagssonne nicht, sie blendet die Augen, versengt und ich finde immer — ein Maler in Florenz hat mir's mal gesagt, zur Steuer der Wahrheit —, sie hat etwas Protziges. Ich liebe den Sonnenuntergang am meisten.

Erinnerungen erwachten in ihm von Augenblicken, wo er auf hohen Bergeszinnen gestanden, um das Erscheinen des Tagesgestirnes zu erwarten:

— Und den Aufgang! Das ist kein Ende, sondern ein Anfang, nicht Sterben, sondern Geborenwerden. —

Von der Seite blickte er sie an, als er hinzufügte:

— Der Sonnenaufgang bedeutet die Jugend.

Miß Bancroft meinte schalkhaft:

— Dann muß ich davon wohl nicht viel gehabt haben, denn einen Sonnenaufgang habe ich noch niemals erlebt. Gewöhnlich schlafe ich zu der Zeit. Einmal, als wir auf dem Rigi zum Sonnenaufgang geweckt wurden — gab es natürlich Nebel. Und — und möchten Sie denn wieder jung sein?

Seine Augen, die immer so frisch und jugendlich aus dem vom weißen Bart umrahmten Antlitz glänzten, leuchteten auf:

— Ja, ich möchte wieder jung sein.

— Alles noch einmal erleben? — fragte sie mit fast ängstlichem Ausdruck. Der Zeremonienmeister antwortete scharf:

— Nein, nein, nein.

Sie seufzte auf:

— Ich auch nicht. Weiß Gott, ich auch nicht.

Doch er war so mit der eigenen Gedankenwelt beschäftigt, daß er nicht auf ihre Worte achtete, sondern fortfuhr:

— Das ist ja die bekannte Frage: wie man leben würde, wenn man sein Leben noch einmal durchzumachen hätte. Die meisten Menschen würden es das zweite Mal wohl kaum besser einrichten als das erste Mal. Ich wahrscheinlich auch nicht, aber — ach — ach — ach — ich hätte die Jahre gern zurück. Ich habe nie begriffen, wie einer so leichtsinnig sein kann und sagen: Wenn das und das geschähe — ich gäbe gleich ein ganzes Jahr meines Lebens darum. Wer das behauptet, muß sehr jung sein und sehr — sehr leichtsinnig. Nicht einen Tag gäbe ich. Das Leben ist so kurz, und uns bleibt ein so großer, so erschreckend großer Rest immer, den wir nicht ausgenutzt haben. Es geht zu Ende, und wir haben noch nicht angefangen. Ach, wir sind ja alle nur Stümper in der Kunst, das Leben zu erfassen.

Miß Bancroft war nachdenklich geworden:

— Glauben Sie wirklich, daß es so ankommt auf jede Minute unseres Daseins?

— Sie sprechen wie der Reiche. Ich aber bin arm. Ich habe mein Vermögen bald verthan.

Sie blickte ihn an:

— Sie haben noch viel zu verzehren. Sie sind doch nicht alt!

Ein wonniges Gefühl durchschlich ihn. Er wollte ihr glauben. Er freute sich, daß sie es fand, und er sagte bestimmt, wie einer, dem der feste Wille auch den Erfolg bringen muß:

— Ich will noch lange mit Ihnen leben!

7.

Der erste Ball Gretes bei Geheimrat von Rendt war vorüber, und sie hatte ihn überstanden, ohne, wie sich eingebildet, von Anfang bis zu Ende sitzen zu bleiben. Im Gegenteil hatte sie „sehr gute Geschäfte" gemacht, dank der unausgesetzten Fürsorge der ganzen Famlie, die sie umgeben, wie und wo sie erschien.

Wolff hatte sofort seine sämtlichen Kameraden angeschleppt und sie der Schwester vorgestellt mit den Worten:

— Kinder, so schwer es euch auch werden mag, jetzt müßt ihr eben mal aus Anstandsrücksichten das Tanzbein schwingen. Die einzige Schwester eines guten alten Kameraden! Denn die beiden andern sind ja unter der Haube! Außerdem ist sie wirklich 'n braves, famoses Ding, meine Schwester, natürlich muß man sie näher kennen, dazu müßt ihr aber eben schon mal in den sauren Apfel beißen!

Der Kammerherr hatte ein andres Verfahren angewendet: immer hielt er sich in Gretes Nähe, und immer gab er ihr einen Wink, wenn er fand, daß sie sich einem andern jungen Mädchen bekannt machen lassen mußte. Er nahm sie mit dem Herrn, den ihr Wolff verschafft, beim Souper an seinen Tisch und bezeichnete ihr beim Cotillon diejenigen Herren, denen sie einen Orden bringen sollte. Um es ihr zu erleichtern, hatte er von den Kissen, auf denen sie in den Saal gebracht wurden, sofort ein halbes Dutzend genommen und steckte sie ihr nun heimlich zu, so daß sie etwa noch einmal so viele Schleifchen verteilen konnte als irgend eine andre Dame und sich dadurch, der Eitelkeit der Herren schmeichelnd, schnell in ein vorteilhaftes Licht setzte.

Das übrige übernahm Gräfin Behnen: sie schleppte die kleine Stiefschwester zu sämtlichen älteren Damen, brachte ihr

auch einmal einen bejahrten Herrn und hielt darauf, daß Grete auf ihrem ersten Ball mit möglichst vornehmen Herrn tanzte, oder doch mit solchen, die sehr beliebt und bekannt waren, viel ausgingen oder sehr viel Geld hatten.

Von reichen Leuten gab es nicht viel, aber die wenigen hatten sich zum mindesten vorstellen lassen müssen.

Poldi Derndorff hatte Grete auf Gräfin Behnens verständliche Bemerkung: — Wissen Sie nicht jemand für meine kleine Schwester zum Souper? Es liegt mir natürlich daran, daß das unerfahrene kleine Ding nicht irgend einem Beliebigen in die Hände fällt, sondern an ihrem ersten Balle gleich mit einem unsern Kreisen Nahestehenden debutiert, — sofort zum Souperwalzer engagiert.

Das hatte einen sehr guten Eindruck gemacht und ihre Stellung in der Gesellschaft gewissermaßen dadurch von Anfang an festgelegt. Zwar langweilte sich Grete mit ihm fürchterlich, weil er nur wenig sprach, wie immer, und das wenige Gegenstände betraf, von denen sie nichts wußte, Leute, die sie nicht kannte, aber die Thatsache stand doch fest: Grete Sonntheim hatte auf ihrem ersten Ball, dem ersten des Jahres, mit Poldi Derndorf getanzt! Er hatte ihr sozusagen die Eichung erster Klasse verliehen. Ihr Weg schien gesichert.

Der Zeremonienmeister, für den mit diesem Balle die Reihe der Gesellschaften begonnen, das neue Leben, das ihm für diesen Winter beschieden, hatte sich bald mit dem Hausherrn, einem alten Bekannten, der seine Frau allein schalten und walten ließ, in ein Hinterzimmer zurückgezogen, zu einer Partie Bézigue, das man in seiner Jugendzeit gern gespielt.

Eine Weile sah er dem Treiben zu, beobachtete Grete, führte auch hie und da zu einer alten Dame, irgend einer guten Freundin, aber als er sie dann so gut in den Händen der Geschwister sah, meinte er es verantworten zu können,

wenn er sich zurückzog. Er glaubte das um so mehr, als dieser erste Ball beim Geheimrat von Rendt mehr ein Vorspiel bedeutete und sich nur — ein Hausball — im engeren Kreise abspielte.

Die beste Gesellschaft war da, aber gewisse Kreise fehlten, die zu Rendts keine Beziehungen hatten. Die Clique war nicht in einem einzigen Exemplar eingeladen. Der alte Geheimrat mochte diese Mädchen nicht und schimpfte auf sie in seinem starken Sächsisch in den rücksichtslosesten Ausdrücken.

Etwas von „'nausfliegen", „Gassenjungenton" war dabei, und „fremde Rüpelhaftigkeit" wurde „alten sächsischen, guten Sitten" gegenübergestellt.

Da Frau von Rendt eine geborene Gräfin Steffeck war, so hatten sie alles eingeladen, was in deren Verwandtschaft und Freundschaft gehörte: die Bautzener Ulanen vollständig, sowie alles, was Steffeck, Derndorff, Sonntheim, Schaff, Dietz und Behnen hieß.

Miß Bancroft kannten Rendts nicht, und es erschien an diesem Abend dem Zeremonienmeister, da sie nicht da war, alles andre vollständig gleichgültig.

Am andern Morgen, einem Sonntag, war der alte Freiherr schon zeitig auf, während die Jugend — Wolff übernachtete beim Vater — noch nicht zum Vorschein gekommen.

Der Zeremonienmeister saß in seinem Zimmer und las die Zeitung, behaglich dabei eine Cigarette rauchend. Einen Augenblick ließ er das Blatt aus der Hand, und sein Auge glitt über die Wand ihm gegenüber, an der in hohen Glasschränken seine Bücher standen, alle schön gebunden in demselben Lederband mit rotem Rücken. Er trat heran und musterte die Titel. Das war ihm einer der Genüsse des Daseins, in der ausgesuchten Bibliothek zu stöbern.

Das Feuer knisterte im Ofen, es war behaglich warm,

alles still im Haus, alles schien noch zu schlafen; die Cigarette zog matte, wohlduftende Ringel und Spiralen in der Luft, von der Stadt her klang fern das Geläut der Sonntagsglocken.

Der alte Freiherr las die Titel, wie er ein Menü gelesen hätte, auf dessen Zusammenstellung sich Zunge und Gaumen gefreut. Er zögerte absichtlich, ein Buch herauszugreifen, den Finger ließ er hinuntergleiten und konnte sich doch nicht entschließen, ein geistiger Feinschmecker, der die Karte durchläuft und zögert zu wählen.

In Gedanken las er die Titel, unbewußt, ohne sie auszusprechen: Lamartine: „Jocelyn". — Thackeray: „Markt der Eitelkeiten" (Vanity Fair). — Heyse: „Neue Novellen". — Dante: „Inferno". — Musset: „Gedichte" . . . Geibel . . . Heine . . . Storm . . . Shakespeare . . . Turgenieff . . . Dann kamen neue Namen dazwischen, für die er sich begeistert, weil er mitgehen wollte mit seiner Zeit, weil er jung, nur immer jung bleiben wollte, auch im Geschmack: Hauptmann . . . Maupassant . . . d'Annunzio . . . Bourget . . . Zola . . . Endlich den er als einen glücklichen Fund betrachtet, dessen „intruse" ihn zuerst zum Lachen gereizt, bis er seines Geistes einen Hauch verspürt: Maeterlink.

Am Ende blieb seine Hand an dem größten Namen haften, eine endlose Reihe von Bänden, die gewaltigste Geistesarbeit, die je ein Dichter vollbracht: Goethe.

Er ließ den Finger über die Reihe laufen, die den großen Namen trug, und Goethes späte Liebe fiel ihm ein, die ihm das Herz bewegt wie fast in seinen Jugendtagen. Da begann er zu sinnen und zu sinnen. Er sah den alten Dichter vor sich, den Weltweisen, den Olympier, der, scheinbar weit entrückt in die Sphäre höchster Gedanken, über den Kleinlichkeiten des Lebens stand, und doch gefangen von einem kleinen Mädchenherzen.

Und wieder suchte er in seinem Bücherschatz, griff Grimms „Goethe“ heraus und schlug die Seiten auf, die von Ulrike von Levetzow handeln, in die sich der Alte von Weimar, als er in Marienbad weilte, verliebt, „daß er krank darüber wurde“.

Während er in dem Buche blätterte, blickte er sich um, als könnte jemand ins Zimmer treten und ihn überraschen. Aber es schien noch alles zu schlafen. Es berührte ihn leise unangenehm, als er sich wieder vergegenwärtigte, wie Goethe nach langem harten Seelenkampfe entsagt, weil er eingesehen, daß in seinem Alter an eine Ehe nicht mehr zu denken sei mit dem jungen Mädchen.

Doch plötzlich fiel ihm ein Trost ein: vierundsiebenzig Jahre war Goethe damals gewesen, also fast zehn Jahre älter als er. Und dieser Trost gewann an Stärke, je länger er darüber sann. Er legte es sich zurecht, er wollte es so: es war ein Unterschied, ein großer. Und jener war eben Goethe gewesen, er aber ein Privatmann, nach dem niemand fragte und niemand fragen würde.

Was wollte er denn überhaupt von Miß Bancroft? Nur sehen wollte er sie, nur mit ihr sprechen, nur um sie sein. Er hatte den Damen mit Grete einen Besuch gemacht, und morgen abend sollten sie kommen. Da gab der Zeremonienmeister eine Soiree, halb Leute, die ihn interessierten, halb Gesellschaft, seine Kreise von früher, und ein paar Menschen, die für Gretes Ausgehen wesentlich schienen. Nun dachte er an den kommenden Abend und freute sich, rückte sich behaglich im Stuhl, spann sich ihr Erscheinen aus, ihren Eintritt, wie er sie begrüßen würde, wie sie aussähe.

Ihr Gesicht trat wieder vor seine Phantasie: die edle lange Linie der Stirn, der Nase, der energische Mund, der schlanke Hals und der Kopf, umrahmt von schwarzem Haar. Wie er sie zuerst im Theater erblickt, so erschien sie ihm: leise

das Antlitz geneigt, als wäre sie in Sinnen versunken, vom Stuartkragen des Hermelinumhanges umrahmt, der steif krausenartig abstand wie auf einem alten Bilde.

Er seufzte leise.

So war er in Gedanken versunken gewesen, daß er Gretes Eintritt nicht bemerkt, die zu ihm getreten war, seinen Kopf nun in beide Handflächen nahm und ihn küßte:

— Aber, Papa! Väterchen, du bist wohl eingeschlafen? Siehst du, das kommt von dem frühen Aufstehen! Du solltest länger liegen bleiben. Du holst es ja doch jetzt nach!

Er klappte den Band zu, den er hielt, stellte ihn sorgsam wieder in Reih und Glied und schloß die Glasthüren des Bücherschrankes.

— Guten Morgen, Gretl! Nun — noch müde?

— Ich nicht.

— Ich habe nicht geschlafen, Gretl.

— Na, Väterchen, so 'n bißchen genickt hast du schon! Du hattest ja die Augen zu und hast gar nicht gemerkt, wie ich hereingekommen bin!

Nun rieb er sich die Lider und stand auf:

— Ist Wolff schon erschienen?

— Er frühstückt drüben.

Ein wenig zerstreut fragte er seine Tochter:

— Nun, was hat dir denn dein erster Ball gestern für einen Eindruck gemacht?

— Es war ganz genau so, wie ich mir's gedacht hatte!

— Und wie hattest du dir's gedacht?

— So, wie es war, Väterchen!

Sie lachte und sprang um ihn herum. Zu gleicher Zeit trat Wolff ein. Er begrüßte den Vater:

— Ich bin immer wie erschlagen nach so einer Festivität. Papa, du hast doch eine großartige Natur. Ich höre eben

vom Diener, daß du schon seit ein paar Stunden auf bist! Ich möchte bloß wissen, wie das mal später mit mir werden soll, wenn ich jetzt schon nach dem kleinsten Katzenschießen tot bin!

Dabei reckte und streckte er sich, daß die Nähte seines Überrockes krachten.

Elise kam herunter und wollte vom Balle hören. Der Zeremonienmeister ließ seine Kinder sprechen. Er hätte Karten gespielt, meinte er, und nicht alles mit erlebt. Da fingen denn Wolff und Grete zu erzählen an. Abwechselnd nahmen sie sich das Wort vom Munde. Der Rittmeister übertrieb: behauptete, die kleine Schwester habe den ganzen Abend nicht einen Augenblick Pause gemacht und an zurückgelegtem Boden rund um den Saal etwa die Strecke Wien-Berlin durchtanzt. Er fragte, wieviel Bouquets sie von den Herren beim Cotillon empfangen, und fand neun, worüber Elise die Hände vor Staunen zusammenschlug.

Während sie noch sprachen und der alte Freiherr schmunzelnd den kleinen Späßen und Neckereien seiner Kinder zuhörte, erschienen plötzlich Behnens und Erich. Sie hatten sich doch auch erkundigen wollen nnd waren neugierig auf die Eindrücke, die ihre Schwester auf dem ersten Balle empfangen.

Klara ließ sich von ihrem Vater wie immer auf die Stirn küssen, nicht ohne eigene Vorsicht, da sie einen neuen Hut trug, an dem der Schleier nicht zerren sollte. Graf Behnen drückte seinem Schwiegervater kurz die Hand. Er setzte sich sofort, denn der Ball lag ihm noch in den Gliedern und begann, während die andern erzählten, im Anzeiger die Landtagsverhandlungen zu studierrn. Er hatte eine Interpellation an die Regierung darüber eingebracht gehabt — weil in Herlasgrün eine Botenfrau von dem Personenzuge Nr. 321 überfahren worden war —, welche Maßregeln wohl die Generaldirektion der

Staatsbahnen getroffen habe, um in Zukunft solche fürchterlichen Unglücksfälle entweder gänzlich unmöglich zu machen oder doch auf das thunlichst geringste Maß zu beschränken.

Dr. Müller, sein persönlicher Gegner in der Kammer, hatte gemeint, die Anfrage Graf Behnen und Genossen sei geeignet, die größte Beunruhigung in den weitesten Kreisen hervorzurufen, denn es gewänne den Anschein, als würden täglich mehrere Botenfrauen überfahren, während in Wirklichkeit dieser Fall seit dem Jahre 1861 zum erstenmal eingetreten sei.

Gräfin Behnen that nur ein paar oberflächliche Fragen, dann ging sie sofort zur Interpellation ihres Mannes über.

Wolff hörte ungeduldig zu. Als seine Schwester einen Augenblick aufhörte, um Atem zu schöpfen, meinte er boshaft:

— Kinder, wenn nicht mehr Botenfrauen überfahren werden, da hättet ihr doch keine Interpellation gebraucht! Ich finde, der Rekord der Staatsbahnen im Überfahren von Botenfrauen — eine seit 1861 — ist eigentlich recht gut.

— Davon verstehst du nichts, Wolff! — antwortete Klara gereizt, indem sie unruhig hin und her rückte. Aber auch der Kammerherr, der sonst sehr stolz auf seines Schwagers parlamentarische Thätigkeit war, konnte einen Scherz nicht unterdrücken:

— Na, wie ich gelesen habe, hat ja die Interpellation zu allgemeiner Zufriedenheit geendet: die Regierung hat den Einbringern für ihre liebevolle Fürsorge auch in kleinsten Dingen gedankt, und die Einbringer haben der Regierung gedankt, daß sie ihre Aufmerksamkeit auch den kleinsten Dingen zuwende.

Wieder hatte sich der Zeremonienmeister nicht am Streite der Geschwister beteiligt. Nun suchte er das Gespräch auf ein anderes Gebiet überzuspielen und fragte zu allgemeiner Überraschung:

— Wie würdet ihr es finden, wenn ich zu Ehren Gretes einen Ball gäbe?

Grete klatschte in die Hände, sprang auf und fiel ihrem Vater um den Hals:

— Das wäre nett, Väterchen! O, das wäre nett von dir.

Wolff erhob sich auch.

— M w.! — machen wir. Papa, ich darf doch vortanzen?

Der Kammerherr fragte stirnrunzelnd:

— Doch nicht im Hause, lieber Vater?

Das hatte sich der alte Freiherr noch nicht überlegt. Er zögerte mit einer Bejahung oder Verneinung:

— Ja, wie meinst du das?

— Nun, das Chicste wäre auf der Terrasse.

— Auf dem Belvedere, ja . . . hm . . .

— Es kostet auch nicht mehr . . . — fügte Klara hinzu, und auch Elise wußte eine Begründung:

— Vor allem nimmt es dem guten Papa die Umstände ab. Das Umräumen und Ausräumen der Möbel und alles das.

Grete konnte sich gar nicht wieder beruhigen. Sie hüpfte und tanzte im Zimmer umher, bis Graf Behnen sich den Kopf hielt und bittend zu ihr sprach:

— Sei mir nicht böse, meine liebe Grete, aber dieses Herumspringen macht einen ganz nervös.

Kein Wort antwortete sie, doch für den Augenblick war ihre ganze Fröhlichkeit vorüber. Sie machte ein böses Gesicht, schmollte ein wenig und ließ sich auf einem Stuhl neben ihrem Vater mäuschenstill nieder. Dieser überlegte noch einen Augenblick, dann sah er sich im Kreise seiner Kinder um und stellte nur die Frage:

— Wann?

— Nächsten Sonnabend! — bat Grete. Doch sie wurde

ausgelacht: bis dahin hätten kaum die Einladungen ausgefertigt werden können. Dazu mußte man sich doch noch genau überlegen, wer einzuladen war, endlich durfte der Ball nicht mit einem andern zusammenfallen.

Nun machte jeder einen Vorschlag, der eine wollte es gleich, der andere später. Gräfin Behnen dachte vor allen Dingen an ihre Söhne: das Fest mußte so gelegt werden, daß sie auch bestimmt teilnehmen konnten, und dazu war für Botho, den Studenten, der von Leipzig herüberkommen mußte, der Sonnabend der passendste Tag. Das Gleiche galt für Egbert, den Gymnasiasten, der natürlich keinesfalls fehlen durfte.

Aber auch für die Dragoner paßte der Sonnabend am besten.

Wolff nahm sofort einen Bogen Papier vor, setzte sich an des Vaters Schreibtisch, ergriff eine Feder und fragte:

— Papa, wenn du erlaubst, fangen wir gleich an. Wen befiehlst du?

— Wir müssen nach den Visitenkarten sehen, danach kannst du eine Liste machen, Wolff!

Des Zeremonienmeisters erster Gedanke war: Eva. Sie hätte er an die Spitze gesetzt, und nicht bloß Gretes wegen, sondern ebenso ihretwegen wollte er den Ball geben. Aber er ließ die andern ihre Wünsche äußern.

Zuerst kam Grete an die Reihe, deren Freundinnen bald hergezählt waren. Sie wollte noch Fräulein Baumgart, die Tochter des Kaufmanns Baumgart im Nebenhaus, einladen, mit der sie als Kind gespielt hatte, und mit der sie konfirmiert worden war, doch der Kammerherr erklärte das einfach für unmöglich. Darin gab ihm der alte Freiherr recht. Auch er hatte im stillen an seine Freunde gedacht: Professor Denger, Professor Fischer und noch andre, denen er in seinen letzten Jahren nahe gekommen war, die auch nächsten Sonnabend

zur Soiree erscheinen sollten. Mit denen verstand er sich am besten, die mochte er am liebsten, die gaben ihm die meiste Anregung. Aber er sah ein, daß diese Leute, denen Herz und Hirn Bedeutung verlieh, auf einem Balle, wie er ihn plante, sich nicht wohl gefühlt hätten.

Sie kannten die Gesellschaft nicht, und die Gesellschaft kannte nicht sie. Es waren ganz getrennte Kreise, verschiedene Anschauungen und Begriffe, verschiedene Interessensphären. Beide hatten ihre Berechtigung, aber zusammen paßten sie nicht, und es wäre dem alten Freiherrn ein bitteres Gefühl gewesen, wenn sich etwa Poldi Derndorff über den unmodernen Frack des Professors aufgehalten hätte oder Fräulein von Cypriani wie Miß Grosvenor gelacht hätten über das graue Seidene der Frau Denger. Es waren eben zwei getrennte Welten — Fremde — sie mochten einander fremd bleiben.

Gräfin Behnen hatte eine Reihe von Leuten genannt, die sie für unentbehrlich hielt — ältere Herrschaften — die auch unbedingt nicht übersehen werden durften. Graf Behnen hatte zwei oder drei Kollegen aus der Kammer gewünscht. Der Kammerherr erklärte sich mit allem einverstanden. Wolff wollte sein ganzes Regiment eingeladen sehen.

Alles gestand der Zeremonienmeister lächelnd zu. Im stillen dachte er, sie möchten nur einladen, wen sie wollten, ihm war ja alles einerlei, wenn nur eine dabei war: Miß Bancroft.

Nun versprach Wolff, die ganze Sache in Ordnung zu bringen. Sonnabend in vierzehn Tagen sollte der Ball sein. Dann trennten sich alle befriedigt. Abends sechs Uhr versammelte sich die ganze Familie wieder bei Behnens, bis dahin ging jeder seinen eigenen Geschäften nach.

Wolff verschwand. Er sollte zum „Katerfrühstück" bei Geheimerat von Rendt sein und entdeckte eben zu allgemeiner

Freude, daß er „kaum mehr zurecht kommen könnte". In Wirklichkeit kam er heute, wenn er sich beeilte, eine starke halbe Stunde zu spät.

— Er wird behaupten, seine Droschke hätte ein Rad verloren! — meinte der alte Freiherr.

Grete ging, sich anzuziehen, um mit Elise und dem Vater nach dem Frühstück spazieren zu gehen — vielleicht, wenn es nicht zu voll war — Schlittschuh zu laufen.

Der Zeremonienmeister blieb mit Elise allein. Über dem Balle hatte er sie fast vergessen. Nun fiel ihm ein, daß er sie doch gar nicht gefragt, ob sie denn kommen werde. Er legte ihr zärtlich, wie er gegen diese Tochter selten war, den Arm um die Schultern:

— Liesel, sag mir mal, wie wird's denn mit dir?

— Wie meinst du, Papa?

— Mit dem Balle, meine ich!

Sie wich aus, blickte zu Boden, indem sie mit einer Quaste am Stuhl spielte:

— Du weißt doch, Papa, ich gehe nicht aus.

— Aber in diesem Falle?

— Nein.

— Wenn dein Vater einen Ball giebt?

— Nein, Papa.

— Aber ich muß eine Dame haben, die repräsentiert!

— Das thut doch Klara sehr gern!

Jetzt wußte er nicht weiter. Sie war nicht zu entwaffnen. Und er hätte ihr doch so gern einmal eine Freude gemacht, ihr, deren Leben seit dem Unglück, das sie getroffen, so eintönig dahinlief. Er wollte sie ermuntern, ihr zureden. Er wollte, daß sie einmal wenigstens, nur ein einziges Mal sich herausreißen lassen und wieder unter mehr Menschen gehen sollte. Doch als er sie noch einmal bat, fragte sie nur, ob

es denn nötig wäre, all den Trubel und Jubel mitzumachen, um glücklich zu sein.

Da drang er nicht länger in sie, sondern ließ sie gehen. Er hoffte, Grete könnte sie vielleicht doch noch umstimmen. Als sie aber dann in die frische Winterluft hinausschritten, kam er auf andre Gedanken. Er freute sich am Schnee, der in dicken Flocken glitzernd auf den Ästen und Zweigen der Bäume in den Anlagen hing und unter den Tritten knirschte. Auch das hatte sein Schönes, man brauchte nicht immer an die Riviera zu denken, wenn es daheim ein bißchen kalt wurde. Er war gezwungen, den Winter jetzt hier zu bleiben und einmal auf die Bälle und Gesellschaften zu gehen, und so blieb er eben da. Man mußte sehen, überall im Leben das Beste herauszufinden.

Das war die richtige Lebensweisheit.

Bewundernd ließ er sein Auge über die weiten, weißen Schneeflächen schweifen, draußen vor dem großen Garten. Er dachte daran, wie er mit Professor Denger einmal nach Strehlen hinaus spazieren gegangen war und der sich ereifert hatte:

— Da sagen die Menschen nun, dieses und jenes ist malerisch, und dieses und jenes ist nicht malerisch. Himmeldonnerwetter: alles ist malerisch. Der elendeste Winkel ist malerisch! Es kommt nur darauf an, welches Auge es sieht, und wie man es auffaßt.

Wie wenig hatte er früher gesehen! Wie war er mit dumpfen Sinnen durch die Welt gegangen. Was hatte er verfehlt, was war ihm entflohen! Wie viel Jahre hatte er verloren!

Immer wieder kam er auf den alten Gedanken zurück! Und immer war das Ende: Eva Bancroft, denn der Schluß seiner Gedanken lautete jedesmal: du hast Jahre verspielt,

verfehlt, vergeudet, jetzt mußt du noch die Neige zusammenraffen, und jede Minute sei dir teuer, um jede Sekunde heißt es geizen.

Da kam plötzlich, während er ruhig und einsilbig zwischen seinen Töchtern herschritt, etwas über ihn wie ein Rausch, wie eine Begeisterung, eine Erhöhung aller Lebenskräfte, eine unendliche Sehnsucht nach diesem Mädchen.

Er blickte sich um, ob er sie nicht gewahre. Er wurde unruhig, ob sie auch den richtigen Weg gingen heute am Sonntage hinaus — zum Schlittschuhlaufen, ob sie nicht eher in der Stadt zu treffen wäre, auf der Pragerstraße, am Bismarckplatz. Er ärgerte sich, nicht davonlaufen zu können, um sie zu suchen.

Als er nach ein paar hundert Schritten wieder ruhiger ward, kam ein Augenblick der Ermattung über ihn. Es war ihm, als träte ihm jäh das Blut aus dem Hirn zurück, als litte er an einem Schwindel.

— Ist dir etwas, Papa? — fragte Gräfin Scheppang besorgt.

— Nichts.

— Du sprichst gar nicht?

— O . . . ich . . . was soll ich sprechen . . .

— Sollen wir umkehren?

— Ja, Kinder, wir wollen umkehren.

Sie schritten denselben Weg zurück. Besorgt betrachteten ihn die Schwestern. Er nahm ihre Hände, eine um die andere, und drückte sie:

— Ihr seid meine lieben, guten Kinder.

Verwundert blickten sie ihn an. Da fing er an zu lachen:

— Nun, was habt ihr denn, was soll's denn sein?

— Du warst so eigen, Väterchen! — meinte Grete.

— Ich bin ein bißchen müde!

Der Vater müde? Das kannten sie nicht, das war ihnen sonst undenkbar erschienen. Sie kehrten nach Haus zurück, dort ließen sie ihn allein in seinem Zimmer, daß er sich ausruhen sollte, bis sie zu den Geschwistern auf die Lüttichaustraße zu Tisch gingen.

Der Zeremonienmeister setzte sich ans Fenster, strich langsam seinen weißen Bart auf und nieder, blickte in die Schneelandschaft hinaus und starrte dann wieder auf Wagen und Leute auf der Straße.

Aber er sah nichts: er dachte an Eva Bancroft.

8.

Auf der Soiree beim Zeremonienmeister erschienen Mistreß und Miß Bancroft fast als die Letzten. Der alte Freiherr hatte mit Angst auf sie gewartet. Er verstand ihr Ausbleiben nicht und meinte schon, sie hätten es ganz vergessen, oder es müßte ihnen etwas zugestoßen sein. Als sie nun endlich eintrafen, atmete er auf.

Auch heute Abend war Elise nicht heruntergekommen, so übernahm Gräfin Behnen die Pflichten der Hausfrau und bewillkommnete die Amerikanerinnen mit ihrem Vater zugleich.

Grete war mit den Trenns, die fast unzertrennlich von ihr geworden, während Fräulein von Cypriani und Miß Grosvenor auffallend kühler zu ihr standen. Sie ärgerten sich, daß sie auf ihrem ersten Balle derartig von Herren umlagert gewesen, und konnten ihre Freundschaft gegen andre junge Mädchen nicht begreifen, die nicht zur Clique gehörten.

Miß Bancroft trug ein schwarzes Kleid mit halbem Ausschnitt und kurzen Ärmeln.

— So dunkel? — fragte sie der Zeremonienmeister.

— Es wird bei uns viel getragen, und mir stehen zu helle Kleider nicht.

— So, gehen Sie auch danach?

— Natürlich. Ich will doch gefallen.

Er blickte ihr in die Augen, aber er fand keinen Ausdruck von Koketterie. Sie hatte einfach und selbstverständlich gesprochen. Da sie sein forschendes Anschauen bemerkt, so fügte sie noch hinzu:

— Ich bin doch Mädchen. Da muß ich auch eitel sein, und bis zu einem gewissen Grade sollte jede Frau eitel sein. Ich muß gestehen, ich kann diese verwahrlosten Damen nicht leiden, die gar nichts auf ihr Äußeres geben, die sich grün anziehen, wenn sie wissen, daß sie einen ungesunden, grünen Teint haben. Dann giebt es welche, die frisieren sich nicht, sondern kleben sich das Haar an den Kopf wie eine Bäuerin, nur um nicht für eitel gehalten zu werden, und vielleicht liegt doch schon eine Eitelkeit in dem Gedanken, um keinen Preis für eitel gelten zu wollen!

— Es hat etwas Unkünstlerisches! — meinte der alte Freiherr nickend, und sie sprach wegwerfend:

— Etwas bewußt Nonnenhaftes!

— Aber diese Damen sind selten!

— Nicht so selten als man denkt, gerade in Ihrem Vaterlande.

— Es ist wahr! Uns fehlt manches Künstlerische, was den Romanen zum Beispiel angeboren ist, — sagte der Zeremonienmeister nachdenklich, doch mit leuchtenden Augen setzte er hinzu:

— Aber ich möchte doch nur ein Deutscher sein!

Sofort klang ihre Antwort:

— Und ich nur eine Amerikanerin.

Dann ging es Schlag auf Schlag:

— Weshalb?

— Weil es mein Vaterland ist.

— Wenn Sie nun aber ein andres Vaterland erwürben!

— Welches?

— Zum Beispiel Deutschland?

— Dann würde ich Deutsche werden.

— Ganz?

— Ich würde es versuchen.

— Könnten Sie es?

— Es würde mir wohl schwer werden. Und — und es käme darauf an —

— Worauf?

— Nun, erwerben könnte ich es doch nur dadurch, daß ich mich verheiratete. Und wenn ich nun einen Deutschen heiratete, so käme es eben ganz darauf an, wie er wäre, ob es mir schwer sein würde, mich als Deutsche zu fühlen.

Er sprach nicht weiter davon. Ein paar gleichgültige Sachen, dann traten andre hinzu und nahmen Miß Bancroft in Beschlag.

Der Zeremonienmeister mußte sich auch seinen übrigen Gästen widmen, und er ging herum, hier und dort ein Wort dazwischen werfend. Er brachte die Leute zu einander, die zu einander stimmten, warf einmal eine Frage auf, die aufgenommen wurde und nun den Gesprächsstoff gab, zeigte diesem ein Bild an der Wand, fragte jenen, wie es seiner Frau gehe, die wegen Unwohlsein nicht hatte erscheinen können.

Die Räume sahen abends schön aus, nirgends gab es einen grellen Lichtschein, alles wurde durch Schirme gedämpft. Die Thüren waren ausgehakt worden, so daß nun zwischen den fünf Zimmern, die als Gesellschaftsräume zur Verfügung

standen, eine Verbindung stattfand und sich die Gruppen je nach Geschmack und Bekanntschaft zu einander finden konnten.

Im Boudoir ihrer seligen Mutter saß Grete mit ein paar jungen Offizieren von Wolffs Regiment, den beiden Trenns, Gräfin Steffeck, Fräulein von Derndorff und ihrer Jugendgespielin Fräulein Baumgart, die ohne ihren Vater erschienen war. Er war ein bescheidener Mann, hielt sich zurück und meinte, er passe nicht in diese Gesellschaft hinein, während er seiner Tochter gestattete, zu Grete zu gehen, wann sie wollte.

Mit dem jungen Mädchen, einer niedlichen kleinen Blondine mit schönen, großen, blauen Augen, die, solange sie sich nicht in ihrer stark sächsisch gefärbten Sprache hören ließ, für eine Engländerin hätte gelten können, sprach Wolff eifrig. Er redete ihr allerhand Unsinn vor. Wenn er es sich recht überlegte, wußte er nach fünf Minuten gar nicht mehr, was. Einmal sagte er, der Schnee draußen wäre eine wahre Freude, dann wiederum erklärte er ihn für „eine Ausgeburt dieses elenden Klimas, unter dem wir leben". Er sagte, sie müsse durchaus von ihrem Vater die Erlaubnis erhalten, dieses Jahr auf den Subskriptionsball im Schauspielhause zu gehen, und im selben Atem gab er die Versicherung ab: keine zehn Pferde brächten ihn dorthin, wo man sich zu Tode langweile.

Sie wollte sich ausschütten vor Lachen und glaubte alles, was der Rittmeister ihr erzählte.

Endlich stand er auf und gab einem ganz jungen Leutnant seines Regimentes einen Wink, ihn abzulösen. Später erschien er immer von Zeit zu Zeit, um sich zu überzeugen, ob Fräulein Baumgart auch Unterhaltung fände. Doch nachdem die erste Unbekanntschaft überwunden war, ging es ihr sehr gut, und die jüngere Trenn hatte Fräulein Baumgart ganz in Beschlag genommen, zu deren großem Stolz, denn noch nie-

mals vorher hatte sie in ihrem Leben mit einer wirklichen Prinzessin gesprochen.

Miß Bancroft kam wohl einmal, von Graf Behnen begleitet, in dieses Zimmer herein, doch nach kurzer Begrüßung der Trenns verließ sie es wieder. Im Salon traf sie von neuem mit dem alten Freiherrn zusammen. Sie fragte ihn:

— Ich sehe hier so viel schöne Sachen: Bilder, Porzellan, das müssen Sie mir einmal zeigen, wollen Sie?

Er war freudig erstaunt:

— Glauben Sie, daß außer Professor Fischer und Professor Denger mich ein einziger Mensch darauf angesprochen hätte?

— Ach!

— Keiner! Wirklich keiner!

Sie bemühte sich, eine Erklärung zu finden:

— Vielleicht . . . kennen sie es schon. Ich bin ja zum erstenmal hier.

— O, bitte, nie hat einer danach gefragt.

Und nun begannen die beiden umherzuwandern, und der alte Freiherr zeigte ihr jede Kleinigkeit von den Schätzen, die er mit den Jahren zusammengebracht an Ölbildern, Pastellen, Gouachen, Aquarellen, Stickereien, Porzellanen, Bronzen, Stichen, Radierungen, Schnitzwerken und seltenen Möbeln.

Liebevoll verweilte er bei allem, erzählte von jedem einzelnen Stück seine Geschichte, den besonderen Wert, den es für ihn als Kunstfreund besaß. Dabei wurde er etwas weitschweifig, und breit: eine leise Mahnung an sein Alter.

Miß Bancroft hörte aufmerksam zu, besah genau jede Kleinigkeit und wußte zu jedem etwas zu sagen. Sie kannte die Meister, die jene Kunstwerke geschaffen, sie unterschied sie, ohne den Namen zu wissen, fast alle. Bilder von ihnen hatte sie auf den Ausstellungen gesehen, in München, Rom, Paris. Sie bewunderte ein paar japanische Stickereien und fand bei

einer Bronze, die in der Ecke stand, einem Gefesselten, der mit aller Anspannung der Muskeln die Ketten zu zerreißen sucht, wenn auch nicht den Bildhauer aus Manier und Stil heraus, so doch den Meister, von dem er sich hatte beeinflussen lassen.

Dabei ward dem Zeremonienmeister so wundersam erhoben zu Sinn, so feierlich, als ob er hohe, seltene, nie wiederkehrende Augenblicke durchlebe.

Alle diese Gegenstände in seinen Räumen redeten eine eigene Sprache zu ihm: die Sprache der Erinnerung. Jedes Stück bedeutete für seine Spätlingsentwicklung eine Etappe, einen Fortschritt. Von einem hatte er sich durchgerungen zum andern. Diese Werke waren ebensoviel Tage, Wochen, Monate der Erkenntnis.

Dort hing ein Liebermann, zu dem er sich schwer nur durchgekämpft, dessen große Kunst ihn abgestoßen zuerst, bis ihm eines Tages unter einem erklärenden Wort, das er zufällig gelesen — die Erleuchtung gekommen. Nun bewunderte er den Meister.

Eine japanische Bronze stand da auf dem Tisch: Schildkröten, nichts als ein Haufe faul und träge übereinander kletternder Schildkröten. Früher hätte er gelacht über die genaue Darstellung dieser langweiligen Geschöpfe. Heute konnte er sie mit liebevollem Auge betrachten und sich freuen an der innigen Naturvertiefung dieses alten Künstlers, der einst vor Jahrhunderten sein begnadetes Auge verwandt, um das zu bilden.

Und nun endlich stand ein Wesen neben ihm, das alles dieses begriff, das es mit bewunderte, das seine Freude verstand und mitempfindend ihm selbst neue Schönheiten seiner Schätze offenbarte.

Er liebte sie ja, die andern, seine Kinder, aber sie fühlten das nicht mit ihm! Wolff war nicht der Mensch dazu. Er redete immer über seinen eigenen Mangel, aber der fröhliche

junge Offizier hatte andre Dinge im Kopf und mußte sie haben. Schon einfach die Zeit mangelte ihm. Grete war noch zu jung, von dem halben Kinde so etwas zu verlangen — wie durfte er das? Das wäre Ungerechtigkeit gewesen.

Die andern aber, Erich und Klara — für die gab es nur die Gesellschaft, die lebten in Oberflächlichkeiten und Nichtigkeiten — er hatte sie auch nicht erzogen, daß sie hätten anders sein können. War er nicht selbst einst gewesen wie sie? Die Jahre der Gnade hatten ja erst begonnen, als sie schon erwachsen gewesen.

So blieb nur Elise.

Ja, Elise — die war anders, die neigte wohl vielleicht zu ihm, doch sie vergrub sich in ihr Leid — ihr war nur die Musik noch etwas, wie er glaubte, für das andre besaß sie wohl nicht den Sinn. Das Unglück ihres Lebens hatte sie sich mehr nach innen bilden lassen, aber eben dieses Unglück nagte an ihr, daß es andres erstickte.

Sie hatten ihren Rundgang beendet. Nur in dem einen Zimmer, das auf der andern Seite des Boudoirs lag, waren sie noch nicht gewesen, aber da saß die Clique.

Wolff, der von der kleinen Baumgart mit klingendem Spiel zu Miß Grosvenor zurückgekehrt war, erzählte dort den jungen Damen Geschichten.

Sie saßen um ihn herum und rauchten, schrien, lachten, tobten. Miß Heinemann trank eben einen Cognac, Miß Tyndall rauchte einem Dragoneroffizier die Cigarette an, Fräulein von Cypriani lag halb auf dem Sofa, während Miß Grosvenor sich von Wolff zeichnen ließ, obwohl der Rittmeister nicht einen geraden Strich zu machen verstand.

Miß Bancroft hatte nur den Kopf hineingesteckt, und sofort war es stiller im Zimmer geworden, bei der unerwarteten Störung. Sie trat zurück und schüttelte sich. Ihre reinen Linien verzog ein Zug des Ekels.

— Was haben Sie denn? — fragte der Zeremonienmeister. Sie antwortete nicht.

— Cypriani — Grosvenor?

— Ja.

— Die mögen Sie nicht?

— Nein.

— Was haben Sie gegen die . . . diese . . . ‚Bande?‘

— Ich kann sie nicht leiden, diese lärmenden, lauten — ‚fast ladies‘.

Der alte Freiherr lächelte:

— Mir hat es zuerst Scherz gemacht, wie alles Neue. Aber sie haben sich noch verschlechtert in ihrem Ton, eine sucht es jetzt der andern zuvorzuthun. Und das Schlimmste ist, ein Teil unsrer jungen Mädchen ahmt es nach, weil wir Deutsche alles Fremde schön finden. Gott sei Dank, kommt dies aber nicht von uns.

Miß Bancroft hatte ruhig zugehört. Sie standen in des Zeremonienmeisters Zimmer, und sagte ernst:

— Ich weiß wohl, es kommt aus England — und vor allem aus Amerika. Aber ich möchte nicht, daß Sie schlecht von uns dächten. Dieser Ton ist in unserer guten Gesellschaft nicht Sitte.

— So ist das schlechte Gesellschaft?

Sie zögerte noch eine Sekunde, dann sagte sie:

— Ja.

— Aber wir müssen sie aufnehmen. Diese Damen sind in der Gesellschaft. Ich muß sie einladen.

— Sie dürften nicht böse sein, daß ich das sagte. Bitte.

— Aber nein . . . böse . . .

Unwillkürlich hatte er ihre Hand leise mit der seinen berührt, die er schnell wieder zurückzog, um gedämpfter zu sprechen:

— Ich würde Ihnen nie böse sein. Niemals.

Darüber schien sie sich zu freuen. Sie blickte den alten Freiherrn an:

— Das ist recht. Wir dürfen uns nie böse sein. Aber wollen Sie mir nicht einmal den Professor Denger vorstellen? Ich habe mehrere seiner Bilder gesehen. Er ist doch hier?

Und damit war das Gespräch abgebrochen. Sie widmete sich wieder der Allgemeinheit.

Es ging zum Souper. Ein Büffet war aufgeschlagen worden, denn für so viel Personen wäre kein Platz zum Sitzen gewesen. Nun hatte der Zeremonienmeister zu thun: von seinen Söhnen unterstützt, sagte er das Souper an. Tische wurden aufgestellt, und die Herren begannen die Damen zu fragen, was sie ihnen bringen dürften.

Der Zeremonienmeister mußte sich mit den vornehmsten seiner Gäste zusammensetzen. Er hätte gern Miß Bancroft aufgefordert, doch so durfte er seine Pflichten nicht vernachlässigen, und er bat Frau von Schaff, die Frau des Ministers, um die Ehre, da die Prinzessin Trenn wegen einer Erkältung nicht erschienen war.

Im großen Salon nahmen sie Platz: die Frau des Ministers neben dem alten Freiherrn, Prinz Ludwig Trenn mit Gräfin Behnen, Minister von Schaff, der immer sehr artig gegen die Ausländer war, mit Mistreß Bancroft, Professor Fischer mit Frau Denger.

Am Nebentisch saß Professor Denger, der Maler, mit Miß Bancroft, der Kammerherr mit der älteren Trenn, und Poldi Derndorff, der sich Fräulein von Cypriani als Dame erkoren hatte.

Als das Souper schon im Gange war, erschien noch Graf Behnen und suchte einen Platz. Er hatte keine Dame und war ziellos umhergeirrt, indem er sich zuerst an Wolffs Tisch

hatte setzen wollen, der im Nebenzimmer die ganze Clique bis auf Fräulein von Cypriani um sich versammelt hatte. Aber dort waren nur ein paar Leutnants. Das fand er seiner Stellung und seinem Alter nicht angemessen. Dasselbe war ihm im Boudoir begegnet, wo Grete, die jüngere Trenn, Fräulein von Derndorff, Gräfin Steffeck sich vereinigt hatten, mit je einem Herrn und zwei Leutnants, die sich herangefunden, weil sie sich nicht gern um die Damen bemühten.

Auch dort fühlte sich Graf Behnen nicht am Platz.

Nun schlich er herum, bis ihn seine Frau beim Ärmel nahm und leise fragte:

— Hast du gesehen, wer mit Grete sitzt?

— Ich glaube Steffeck — der Rittmeister.

Sie nickte befriedigt, und er schob sich einen Stuhl neben Fräulein von Cypriani, so daß er sie von Miß Bancroft trennte. Auf der einen Seite die schöne Amerikanerin, auf der andern die übermütige „fast lady“ — er fand sich am rechten Ort und begann nach rechts und links eine Beredsamkeit zu entwickeln, die man ihm nicht zutraute, wenn man ihn sonst in der Familie müde und gleichgültig dabei sitzen sah.

Miß Bancroft schenkte ihm wenig Aufmerksamkeit, da sie sich mit ihrem Nachbar, dem Maler, gut unterhielt. Zuerst hatte sie gar nicht glauben wollen, daß er es sei, da er so wenig künstlerhaft ausschaute, so ganz Major a. D. Und auch im Gespräch wunderte sie sich über diesen Mann, der in seinen Bildern etwas so Zielbewußtes besaß, eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit in seiner ganzen Kunst in Wahl der Vorwürfe, Pinselführung, Auffassung. Hier zeigte er sich in einem seltsamen Gemisch von Kühnheit und Zagen, von Unsicherheit und wieder schroffer Meinungsäußerung.

— Sie sind sehr liebenswürdig, meine Sachen anzuerkennen, aber täuschen Sie sich nicht, ich habe schon besseres

gemacht! — meinte er kopfschüttelnd, als sie von seinem letzten Bilde sprachen: „Abend“, einer alten Frau, die scheinbar ausdruckslos durch das Fenster ihrer niedrigen Stube in den einbrechenden Abend hinaus sah.

— Mir gefällt das Bild gerade.

Er blickte sie an und ein bitterer Zug kräuselte ihm den Mund:

— Die Kritik hat sich darüber aufgeregt, daß das Bild nichts ausdrücke. Die Frau wäre gleichgültig und ließe den Beschauer infolgedessen auch gleichgültig.

Einen Augenblick sann sie nach, dann erklärte sie:

— Ich habe gerade gefunden, daß diese Ausdruckslosigkeit so viel sagt. Über die Genrebilder sind wir doch hinaus. Ich denke mir die Sache so: Die Alte hat den Tag über noch kräftig gearbeitet — sie ist dürftig gekleidet, ihr Zimmer ist kalt — sie hat grobe Hände — ja sie hat bestimmt sogar gearbeitet. Nun ist sie nach Haus gekommen und hat sich ans Fenster gesetzt. Sie ist abgespannt, ist müde, ist verbraucht — verbraucht, das ist der rechte Ausdruck! Nun sitzt sie da mit krummem Rücken und blickt hinaus. Sie ruht aus. Vielleicht denkt sie an gar nichts. Den Abend beobachtet sie nur ganz zufällig. Er giebt nur die Stimmung. Das einzige, das sie vielleicht empfindet, mag sein: So, nun ist der Tag vorbei, wie tausende vor ihm, und wie viele noch? Jetzt kann ich mich ausruhen, denn es ist Abend, und das thut meinem alten Körper wohl, dem auch schon der Abend angebrochen ist . . . Darum mag das Bild ‚Abend‘ heißen. Ich finde sogar, es muß ‚Abend‘ heißen. Es kann gar nicht anders heißen.

Der Professor hatte ihr erstaunt zugehört. Zuerst war er nur der Meinung gewesen, diese Miß sei eine Miß wie andre auch, und da doch jede von ihnen ihren besonderen

Vogel hatte — bei allen, die sich hier in Dresden aufhielten, fand er einen solchen —, so hatte er gemeint: die malt also bei irgend einem Kollegen im Atelier, wie die andern Misses hier „fiedeln, klimpern, gröhlen“.

Und nun plötzlich diese Erklärung, die ihm die, wenn sie schlecht war, tief verachtete, wenn sie gut war, widerwillig anerkannte Kritik nie gegeben. Ob sie malte oder nicht, war ihm einerlei, der verstandene Künstler regte sich in ihm, und er sagte warm werdend:

— Ich kann's mit der Sprache nicht so recht vom Fleck bringen. Das sollten Sie mir mal aufschreiben, das . . . ja . . . wirklich das . . . wollte ich gerade . . .

Miß Bancroft lächelte, nickte und fragte:

— Warum sind Sie dann aber nicht zufrieden damit?

— Sie meinen?

— Nun, Sie sagten doch: Sie hätten schon besseres gemacht?

Er stöhnte und wehrte ärgerlich mit der linken Hand ab:

— Wissen Sie, früher, als ich noch ein junger Kerl war, da malte ich ganz andre Sachen. Da war mehr Murr' dahinter. Das war frischer. Die Menschen lebten, bewegten sich . . . Ich . . . ich habe . . . sozusagen, Frechheiten gemalt, Unverschämtheiten . . . ganz naiv, ohne lange nachzudenken, ohne zu fackeln. Heute fiel mir was ein, morgen stand's da. Jetzt überlege ich . . . denke nach . . . verwerfe . . . es genügt mir nicht . . . ich fange zehnmal an . . . und schließlich komme ich zu solchen Resignationsarbeiten, wie der ‚Abend‘. Das ist . . . ist . . . Dekadenz . . .

Wie er redete, wurde er wärmer und fing plötzlich an, leise in sich hineinzusprechen, als mache er ihr eine Beichte. Er hatte Vertrauen gewonnen, und es drängte ihn, sich zu offenbaren:

— Da bin ich jetzt gerade bei einer Arbeit. Die wird ... Pardon, die müßte grandios werden. Kennen Sie den ‚König in Thule‘?

— Ja, natürlich.

— Gut. Den ‚König in Thule‘!

— Ach ... den ‚König in Thule‘ ...

— Ja, aber kein Historienschinken, fünf Meter zu acht. Nein, klein ... und in phantastischer Landschaft, nur eine Idee.

Nun deklamierte er leise:

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher,
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

— Das ist es ... das denke ich mir: ‚Trank nie einen Tropfen mehr‘!

Sie sagte nichts, noch konnte sie sich keine richtige Vorstellung davon machen. Beide verharrten in nachdenklichem Schweigen.

In diesem Augenblick schaute der Zeremonienmeister von drüben herüber, und als sich sein Auge mit dem Evas traf, hob er sein Glas, trank ihr zu, schüttete den ganzen Sekt hinab und drehte sein Glas um, die Nagelprobe zu zeigen, so wie man es jetzt nicht mehr that, wie es aber in seiner Jugend der Brauch gewesen. Sie nickte, lächelte dankend, nippte ihrerseits und nickte von neuem.

Der Professor war noch in seinem Gedankengange von vorhin und mit dem geplanten Bilde beschäftigt. Es drängte ihn, sich mitzuteilen, gerade seiner Nachbarin — endlich doch

einmal ein Wesen, das er verstand, während er gewöhnlich, so gern er auch die Abende des Zeremonienmeisters besuchte, doch immer den Abstand empfand, der ihn und die Künstler, die sich mit ihm versammelten, von den übrigen Eingeladenen des alten Freiherrn trennte.

Da neigte sich der Maler zu Miß Bancroft:

— Wissen Sie, wie ich auf den Gedanken des Königs in Thule gekommen bin?

Sie dachte noch an des alten Herrn ritterliches Zutrinken und freute sich, daß er sich ihrer erinnert, den sie in der kurzen Zeit, seitdem sie in Dresden war, lieben gelernt wie einen Vater. Von dem Bilde, das Professor Denger geplant, hatte sie nach seinen Worten kein greifbares Erfassen gewonnen. Ja, in dieser Minute hatte sie es eigentlich völlig vergessen.

Nun fragte sie höflich, doch nicht ganz mit den Gedanken bei der Sache:

— Nein . . . aber gern . . .

Er bemerkte ihre Unaufmerksamkeit nicht:

— Mein alter Freund und Gönner, der Baron, ist mein Modell.

— Baron Sonntheim?

— Ja.

— Zum König in Thule . . .

Jetzt war sie völlig aufmerksam, doch sie begriff ihn nicht, bis er erklärte:

— Sehen Sie einmal dort hinüber, wie der alte Baron schweigsam am Tische sitzt. Er hat eben getrunken, das Glas — den Becher niedergesetzt. Er hält ihn noch mit der Hand umspannt — in Gedanken versunken. Und nun sehen Sie diesen vornehmen Kopf des alten Aristokraten, das weiße Haar, den langen, weißen Bart. Die Haltung jetzt . . . . jetzt . . . gerade jetzt . . . leicht vornübergebeugt, sinnend . . . sinnend

... er denkt vergangener Liebeshuld, trank letzte Lebensglut ... er ist alt ... für ihn ist die Liebe Vergangenheit ... er ist alt ... muß ihm Vergangenheit sein ... und er ergiebt sich und wirft den Becher hinunter in die Flut. Die Augen gehen ihm über, Miß Bancroft ... der Scheidegruß von der Liebe, von der Lebenslust ... trank nie einen Tropfen mehr ... Das ist mein ‚König in Thule‘.

Eva schwieg.

9.

Der Zeremonienmeister konnte Miß Bancrofts Worte nicht vergessen, als er ihr gesagt, sie fühle sich doch jung, daß sie ihm etwas erzählen wollte. Er dachte an den ersten gemeinsamen Schlittschuhlauf, und immer klang es ihm in den Ohren:

— Vielleicht sage ich Ihnen das einmal!

Was wollte sie ihm sagen? Fühlte sie sich nicht mehr jung? Weshalb?

Es waren jetzt fast täglich Bälle und Gesellschaften. Überall erschien der alte Freiherr seiner Tochter zuliebe, aber auch weil er meinte, vielleicht Eva treffen zu können. Manchmal gelang es ihm, doch nur ab und zu, denn so viel wie er ging sie nicht aus. Die beiden Amerikanerinnen kannten zwar beinahe alle Familien, alle jungen Leute dadurch, daß sie hier und dort eingeladen gewesen, aber der Kreis derer, die sie einluden, war beschränkter. Sie hielten sich auch etwas zurück und besaßen nicht die Unverschämtheit einzelner Engländer und einzelner ihrer Landsleute, die sich überall eindrängten, wo nur eine Fiedel klang.

Und gerade diese beiden hätten viele gern gesehen, um ihren Ball zu schmücken, und weil die jungen Herren sich Miß Bancrofts eigenartiger Schönheit gegenüber nicht unempfindlich zeigten. Beide Damen hatten gute Formen, die Mutter war ganz liebenswürdig und verdarb nichts, wenn man sie auch vielleicht allein nicht mit besonderer Vorliebe eingeladen hätte. Eva jedoch war beliebt überall und galt als eine der schönsten Erscheinungen des Winters.

— Warum sieht man Sie so selten? — fragte Wolff einmal Miß Bancroft. Sie meinte erstaunt:

— Selten? Wir sind bei Trenns gewesen, bei Ihrem Herrn Vater, bei Gräfin Scheppang, bei Gräfin Behnen, beim Minister Schaff, bei Derndorffs . . . und ich glaube noch bei einigen Leuten. Ein paarmal waren wir auch in amerikanischen Familien, die Sie nicht kennen. Da bleiben gar nicht so viel Abende für das, was mir das liebste ist.

— Das ist?

— Theater und Konzert.

— Ach, die langweiligen Konzerte! — sagte er wegwerfend, und setzte etwas einschränkend hinzu, als er ihr ein wenig überlegenes Gesicht bemerkte:

— Ich sage es Ihnen ja immer, dazu bin ich zu . . . zu . . . zu . . . nicht geaicht. Ihre Unterhaltung ist immer zu hoch . . . Wenn Sie anfangen, von ausgeglichenen Registern einer Sängerin zu reden oder vom Quattrocento oder von . . . irgend so was, da kann ich eben nicht mit . . . Andre auch nicht, aber sie sagen's nicht, während ich es sage. Neulich gehe ich mit Papa, um einen Gaul zu besehen, da treffen wir unterwegs den Komponisten Ziegler, und die beiden reden zwanzig Minuten lang von . . . was war's gleich . . . ja . . . die Instrumentation sei bei der und der Oper zu dick für den Stil . . . als ob's je zu dick sein könnte. Das

imponiert mir immer an Wagner, daß er ordentlich ins Zeug geht. Sehen Sie, so'n 'Lohengrin' oder selbst 'Walküre', da kann ich einfach heulen!

Ein feines Lächeln umspielte ihre Lippen, während sie antwortete:

— Aber was wollen Sie denn, Herr von Sonntheim, da reden Sie ja fortwährend von Kunst!

Im ersten Augenblick glaubte er ihr, dann wurde er böse:

— Sehen Sie, jetzt ziehen Sie mich auf! Ich sage es immer, ich darf nicht mit Ihnen reden! Ich bin nicht für Sie. Nur mein Vater kann mit Ihnen mit. Übrigens, seien Sie mal ehrlich: ist das nicht wirklich, wie ich Ihnen früher immer schon gesagt habe, ein ganz großartiger alter Herr?

— Ja! Das ist er! — antwortete Miß Bancroft.

Darüber freute er sich:

— Nicht wahr? Auf unsern Vater können wir doch stolz sein! Diese Lebenskraft, die in ihm steckt, und diese Lebensfreude! Bei seinem Alter, muß man nicht vergessen!

Sie warf scheinbar gleichmütig hin:

— So, er ist doch noch gar nicht so alt!

Aber es klang, daß man heraushören konnte, wie sie nur hören wollte, wie alt er wäre. Wolff überlegte eine Sekunde, bis er antwortete:

— Na, immerhin . . . er wird doch sechsundsechzig Jahre.

— Das hätte ich nicht geglaubt.

— Es steht im Gotha.

— Was ist das? — fragte sie. Nun fing er an zu lachen:

— Sehen Sie, da wissen Sie mal etwas nicht, was ich weiß. Diesmal ist's zwar nicht viel, aber doch etwas.

Und an diesem Tage fuhr er nach Bautzen zurück mit

dem Gedanken, vielleicht traue er sich nur nicht genug zu und könne sich am Ende doch ganz leidlich mit Miß Bancroft unterhalten. In seiner Garnison setzte er sich dann hin und fertigte, mit seinem Schwadronsschreiber zusammen, Balleinladungen für den Sonnabend aus, der zum Feste auf der Terrasse nach gemeinsamem, Familienbeschlusse bestimmt worden war.

Sonntheims und Behnens hatten schon vorher überall das Gerücht verbreitet, daß der Zeremonienmeister für diesen Tag einladen würde, damit ihm niemand zuvorkäme, denn dieser Abend mußte glänzend ausfallen.

Er besaß auch im Sinne der Geschwister einige Wichtigkeit, weil sie hofften, der Ball könnte auf diese und jene Art etwaigen Bewerbern um Grete Mut machen. Es sah immer gut aus, wenn jemand solch einen Ball gab, der doch eine Menge Geld kostete. Und die Kinder wußten, daß der Vater nicht knickerte: das Fest konnte und mußte glänzend werden.

Ohne den alten Freiherrn zu fragen, hatten Wolff, Erich und Klara bei Behnens eines Abends festgestellt, daß das Souper allererster Klasse sein, daß nur Pommery eingeschenkt werden dürfe und daß die Überraschungen des Cotillons außergewöhnlich ausfallen sollten.

Man wußte zwar in Dresden allgemein, wie der Zeremonienmeister nicht nur sehr wohlhabend war, sondern für die gesellschaftlichen Verhältnisse der Stadt sogar als reich gelten konnte. Aber es schadete nichts, wenn dieser Umstand ins helle Licht gerückt wurde, sa daß der Kundige daraus entnahm, daß Grete, da sie bei weitem mehr mitbekam als andre Mädchen, auch schon Ansprüche erheben durfte und nicht den ersten besten nehmen würde, der ihr in den Weg lief.

Darüber Klarheit walten zu lassen, dafür hatte Gräfin Behnen schon gesorgt. Sie hatte sich genau diejenigen

überlegt, die nach ihren Wünschen überhaupt in Betracht kamen.

Der Zeremonienmeister brauchte sich um nichts selbst zu kümmern, als, wie Wolff es ausgedrückt, am Schlusse die Rechnung zu bezahlen. Er ging am Nachmittag vor dem Balle unbekümmert in der Stadt spazieren, da es prachtvolles Winterwetter war: heller Sonnenschein und leichte Kälte.

Diesmal hatte er Glück. Als er sich eben im Schaufenster der Meißner königlichen Porzellanmanufaktur einen prachtvollen Tafelaufsatz besehen, zu dem er selbst ein nur wenig kleineres Gegenstück besaß, sah er auf der andern Seite der Straße Miß Bancroft gehen. Sie war allein, trug ein kleines Paket im Arm, schien also Besorgungen gemacht zu haben.

Sofort ging er hinüber und redete sie an. Eva schien erstaunt zu sein:

— Herr von Sonntheim, Sie heute unterwegs?

— Ja, warum denn nicht?

— Wir sind doch heute abend bei Ihnen zum Ball eingeladen?

— Nun ja. Bis dahin ist ja noch reichlich viel Zeit! Meine Kinder besorgen die ganze Geschichte. Ich bin in der glücklichen Lage, daß ich mich um gar nichts zu kümmern brauche. Ich ziehe nur abends einen Frack an, dann kann es anfangen.

Sie waren nebeneinander hergeschritten, und er hatte von selbst ihre Richtung angenommen, nach dem Altmarkte zu.

— Ich darf Sie doch ein Stück begleiten? — fragte er, und wie die Leute auf der Straße so das schöne Paar betrachteten, das an ihnen vorüberging, den vornehmen alten Herrn mit dem weißen Bart und den scharfen, glänzenden Augen, das schlanke, schöne Mädchen an seiner Seite, da

überkam ihn eine leise Eitelkeit, ein Gefühl des Stolzes. Er dachte: Ja, neben der kann man sich schon sehen lassen!

Ein paar Vorübergehende grüßten, die zufällig Miß Bancroft wohl nicht kannten. Der alte Freiherr bemerkte, daß sie seine Begleiterin neugierig musterten, dieser und jener auch wohl, wenn er vorbei war, sich umwandte, als schiene er neugierig zu sein, wer denn diese schöne Erscheinung an seiner Seite sei!

Das machte ihm Spaß, und er fragte sich, was wohl die Fremden dächten. Ob sie auf Mann und Frau rieten, auf Vater und Tochter! Auf Vater und Tochter? Er wurde stutzig im Gedanken. Ja, sie konnte längst seine Tochter sein, aber — sie brauchte es nicht zu sein. Wer gewußt hätte, daß sie seine Frau wäre, der würde auch das ganz in der Ordnung finden.

Und er bemühte sich, leicht und elastisch zu gehen, obwohl er auch sonst kräftig und federnd schritt.

Miß Bancroft fragte, wohin er wolle. Wenn er etwa nach Hause ginge, schlug sie vor, ihn zu begleiten:

— Ich liefere Sie wohlbehalten Ihrer Fräulein Tochter ab.

— Das ist ja wie eine Gouvernante! — scherzte er, und sie antwortete, indem sie ängstlich that:

— Ich muß doch für Sie sorgen!

— Müssen Sie das?

— Natürlich, wenn Sie allein sind, Ihr Töchterchen nicht mit Ihnen ist, darf ich doch ihre Stelle vertreten! Nicht?

— Gewiß, gewiß! — gab er zurück. Das Wort „Töchterchen“, das sie vertreten wollte, gab ihm einen Augenblick einen Stich. Sie bemerkte eine kleine Veränderung auf seinem Gesicht und meinte schmeichelnd:

— Ist es Ihnen nicht recht?

— Aber natürlich, natürlich, wie können Sie das nur denken! Ich bin immer so glücklich, wenn ich Sie treffe. Und ich treffe Sie doch eigentlich, fast nie in der Stadt!

— Bitte sehr, heute.

— Ja, aber sonst doch niemals. Wann gehen Sie denn aus?

Nun berichtete sie ihm genau die Stunden, wann sie für gewöhnlich ihre Besorgungen machte, wann sie an die Theaterkasse ginge, um die Billette abzuholen, endlich, zu welcher Zeit sie die Museen zu besuchen pflege.

Museen? Nun war er trostlos, das nicht früher gewußt, nicht daran gedacht zu haben. Er hätte sie ja begleiten können und ihr zeigen, was er besonders bewunderte und liebte in den überreichen Sammlungen der Kunstschätze, und sie war glücklich darüber, denn sie ging immer allein.

— Ihre Frau Mutter begleitet Sie nicht?

— Nein.

— Wie ist das möglich?

Es kam wie leise Beschämung über sie, als sie antwortete:

— Die Kunstsammlungen langweilen sie.

Er hatte verhältnismäßig wenig mit der Mutter gesprochen, doch er bildete sich ein, sie müsse Interessen besitzen, sie müsse der Tochter die Liebe zu alle dem durch ihre Erziehung ins Herz gepflanzt haben. Nun konnte er es gar nicht begreifen, daß sie zu Hause in ihren Neigungen keine Unterstützung gefunden hätte. Sehr erstaunt entfuhr es ihm:

— Und sie haben das alles aus sich selbst?

— Natürlich.

— Das ist doch nicht natürlich. Das ist doch eigentlich sehr wunderbar. Wem's in der Wiege gesungen wird, wer's zu Hause immer hört, dem kommt es im Schlafe. Wir sind

doch alle Kinder der Erziehung. Was uns von den Eltern gesagt und gelehrt worden ist, das giebt uns, bewußt oder unbewußt, die Richtung so oder so. Das klingt nach in unsern Herzen! Wir müssen doch fast alle zu dem gebracht werden, was uns beschäftigen soll.

Er dachte an sein eignes Leben, dem der Anstoß von außen, von seiner Frau gekommen, und er bewunderte das junge Mädchen, dem, wie es schien, von innen heraus ein Drang erwachsen, entgegen ihrer Umgebung tiefer in das Wesen der Dinge zu dringen, dem kein fremder Einfluß Herz und Sinn erst hatte erschließen müssen.

Miß Bancroft blickte den alten Freiherrn von der Seite an, als thäte er ihr zu viel in seiner Anerkennung, und betonte nur noch einmal:

— Meine Eltern haben mir nicht dazu geholfen.

Es war, als setze sie an, um sich deutlich zu erklären, doch sie brach ab, da der Zeremonienmeister sie nun eifrig fragte, welche Sammlungen sie denn schon gesehen und in welche sie noch gehen wollte. Endlich verabredeten sie heute abend auf den Balle noch näher darüber zu sprechen.

Miß Bancroft erzählte, sie hätte eigentlich morgen, Sonntag früh, gern in die katholische Hofkirche gehen wollen, doch es sei nicht daran zu denken, da sie ausschlafen wolle vom Balle. Sie fragte eifrig:

— Werden sie denn tanzen, Herr von Sonntheim?

— Quadrille?

— Nein, ich meine mehr Walzer.

— Ja, Walzer?

— Tanzen Sie denn nicht?

— Ich habe keine Rundtänze mehr getanzt.

— Aber heute thun Sie es!

Er zögerte, doch sie bat:

— Zum Damenengagement hole ich Sie mir.

— Ich werde sehen!

— Sie müssen!

Damit schieden sie. Im Eifer des Gespräches hatten sie Kehrt gemacht, waren wieder zurückgeschritten, und nun entdeckte Miß Bancroft plötzlich mit Schrecken, indem sie auf ihre Uhr sah, daß es höchste Zeit war, sich zum Balle anzuziehen.

Der Zeremonienmeister rief eine gerade schläfrig dahertrottende leere Droschke an, und Eva fuhr davon mit einem herzlichen:

— Danke tausendmal! Auf Wiedersehen!

Er blickte ihr nach, dann schritt er der Bürgerwiese zu, und auf seinem Antlitz blieb noch eine Weile, wie er im Gedanken an sie verweilte, ein Lächeln stehen.

Daheim fand er Grete in voller Verzweiflung über sein Ausbleiben. Sie hatte gemeint, er würde nicht mehr zur rechten Zeit zurückkehren, und war unausgesetzt ans Fenster gelaufen, um nach ihm auszuschauen. Ausgehen hatte sie nicht mehr gekonnt, da die Friseuse, die heute bei einer ganzen Reihe von Damen noch zu thun hatte, bereits um vier Uhr dagewesen war und nicht wieder kommen konnte. Das junge Mädchen fürchtete aber, ihren kunstvoll hergerichteten Kopf durch den Hut zu verderben:

— Sonst hätte ich Elise gebeten, mit mir nach dem großen Gartenteich zu fahren um nachzusehen, ob du verunglückt seiest, Väterchen.

— Ich war in der Stadt.

— Da hätte ich dich später gesucht. Aber Väterchen, bitte, ziehe dich an, wir kommen sonst sicher zu spät.

Er klopfte ihr neckend auf die Wange und gebrauchte den Ausdruck seiner besten Laune:

— Du bist ein kleiner Affenschwanz!

Dann ging er gemächlich in sein Schlafzimmer, klingelte dem Diener, ihm behilflich zu sein, und begann sich umzukleiden. Heute ließ er in sein Hemd „die Perlen“ knöpfen, und an den Frack kamen die Orden und das Johanniterkreuz. Die Komthure wurden zurechtgelegt, um unter die weiße Krawatte geschoben und hinten zugeknöpft zu werden. In das Schnupftuch ward etwas Eau de Cologne gespritzt, und der alte Freiherr stellte sich vor den Spiegel, um noch einmal den Bart ganz genau zu mustern und unbotmäßig herausstehenden einzelnen Haaren mit der Schere die richtige Länge zu geben.

Er musterte sich einen Augenblick: er war doch recht weiß — ganz weiß. Noch nie war es ihm so aufgefallen. Aber seine gerade, schlanke Gestalt besah er sich mit Wohlgefallen.

Als er in den Salon herüber kam, war Grete noch nicht da. Elise war heruntergekommen, um die kleine Schwester zu sehen und ihr, wenn es nötig würde, noch behilflich zu sein. Vielleicht gab es irgend etwas zu stecken, zu nähen, zurechtzuschieben, eine Blume anders zu befestigen. Währenddessen saß der Vater gemächlich da und las das Abendblatt:

— Ich bin längst fertig! — meinte er gelassen, als endlich Grete erschien. Doch sie dachte nur an ihr Kleid:

— Väterchen, du sagst ja gar nicht, wie du mich findest!

Der Zeremonienmeister stand auf und musterte sie, während Elise lächelnd dabei stand:

— Gut, Gretl, famos, hübsch, Gretl! So bist du, wie du sein sollst!

Sie machte ein sehr geschmeicheltes Gesicht:

— Ist das schlecht, wenn ich das gern hören möchte?

— Nein, gar nicht.

Lächelnd sah er seine Tochter an in ihrem einfachen, hübschen Musselinkleide, dessen Rosa ihr gut stand, und die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter fiel ihm in diesem Augenblick

besonders auf. Sie rief, indem sie sich im Kreise drehte, daß sich der Stoff um sie herum bauschte:

— Ich darf doch nicht die Häßlichste sein heute abend auf unserm Ball.

— Deinem Ball — verbesserte der Zeremonienmeister. Während ihm kaum die beiden Worte von den Lippen gekommen, fiel im die zweite ein, um die er den Ball doch vielleicht gab: Eva.

Da meldete der Diener den Wagen.

— Um Gotteswillen, zerknautscht mir mein Kleid nicht! — rief Grete ängstlich und ging klopfenden Herzens.

Der alte Freiherr gab im Gehen Elise einen Kuß auf die Stirn:

— Sei nicht traurig, Liesel!

Sie lächelte nur:

— Ich spiele Klavier, und dann gehe ich schlafen. Das ist viel besser. Dann kann ich morgen früh aufstehen, wenn ihr kaum wiedergekommen seid.

Grete drehte sich noch in der Flurthür um:

— Arme Elise kann nicht tanzen!

— Papa tanzt ja auch nicht!

Doch der Zeremonienmeister ereiferte sich:

— Nun, das will ich doch nicht unbedingt sagen!

Und er schritt hinter seiner Tochter her die Treppe hinunter, frisch und leicht, trotz der empfindlichen Kälte mit offenem Pelz, daß die weiße Weste herausleuchtete und die Orden im Schein der Gaslaterne glänzten.

Er freute sich auf den Abend mit derselben genußfähigen Neugier wie sein Kind vor ihm, das diesen Ball als das größte Ereignis seines bisherigen Lebens betrachtete.

10.

Wolff, Behnens und der Kammerherr waren schon anwesend, als der Zeremonienmeister mit Grete auf der Terrasse eintraf. Der Rittmeister kam ihnen die Treppe herab entgegen:

— Papa, es klappt alles, alles ist in Ordnung, alles stimmt, die schwierigsten Fälle sind vorgesehen. Sämtliche Cotillonsachen sind bereits eingetroffen, bis auf die Blumensträuße natürlich, die sonst bis dahin verwelkt sein würden.

— So, das ist schön! — antwortete, gemächlich sich die Hände reibend, der alte Freiherr, indem er oben den Pelz ablegte.

— Es ist tüchtig frisch draußen!

— Das heißt in unsre Verhältnisse übertragen: bärenmäßig kalt! — brummte Wolff, der seinen Vater immer auf der Jagd bewunderte, im dünnen Rock und ohne Handschuhe, wenn die übrigen womöglich einen Jagdmuff trugen und schwedische Lederjacken untergezogen hatten.

Nun kamen Behnens dazu und Erich. Klara war sehr schön und wurde von allen Seiten bewundert, am meisten von ihren Söhnen Botho und Egbert. Der Sekundaner, der, wie Wolff in Erfahrung gebracht, begründete Aussicht hatte, zu Ostern in seiner Klasse sitzen zu bleiben, trug heute zum erstenmal einen Frack, in dessen Knopfloch er nicht verfehlt hatte, eine Gardenia zu stecken. Er war wütend auf seine kleine Tante Grete, die ihm auseinandergesetzt, wie völlig veraltet diese Art von Blumen wäre. Nur Chrysanthemum könne noch getragen werden.

— Du bist sehr comme il faut so, mein Junge! — tröstete ihn seine Mutter. Aber die Neckerei der jüngern Schwester hinderte sie nicht, Grete ihre volle Anerkennung zu zollen. Sie fand sie sehr passend und zog ihr sorgfältig

noch die Ärmel zurecht, ordnete eine Blumenranke und strich das Kleid glatt, wo es vom Sitzen im Wagen ein paar kleine Falten bekommen.

Dann blieb die Familie in der Mitte des Saales stehen, um die Gäste zu erwarten.

Grete war in derartiger Aufregung, daß sie es gar nicht mehr auf einem Fleck aushalten konnte, hin und her trippelte und rief:

— Ach Gott, ach Gott, wenn's doch erst vorbei wäre!

Immer wollte noch niemand erscheinen. Es schlug halb. Kein Mensch. Da kam Grete in ihrer Angst auf eine Vermutung:

— Wolff, wenn du nur nicht auf die Einladungen ein falsches Datum geschrieben hast!

— Ach, Unsinn.

— Bei dir ist alles möglich!

— So rede doch nicht solchen Blödsinn, Grete.

Der Sekundaner konnte nicht ruhig dabei bleiben:

— Onkel, aber vielleicht hast du halb zehn geschrieben statt halb neun.

Ehe der Rittmeister dem vorlauten Neffen über den Mund fahren konnte, regte es sich schon auf der Treppe. Doch es stellte sich heraus, daß es bloß eine vorausgeschickte Jungfer gewesen, und alles war wieder ruhig. Endlich kamen wirklich ein paar Wagen gerollt. Man hörte draußen auf dem Hof das Knirschen des Sandes beim Vorfahren und das Stampfen der Pferde auf den Steinplatten.

Bald darauf traten die ersten Eingeladenen ein: Prinz Ludwig Trenn mit Frau und Töchtern. Die Prinzessin war sehr verlegen, zu allererst erschienen zu sein, der Prinz meinte nur:

— Man kann's nicht so genau berechnen, von Blasewitz aus!

— Es ist ganz die richtige Zeit! — antwortete der Zeremonienmeister. Sie gaben sich die Hand, und Wolff teilte sofort, einen Zettel zu Rate ziehend, mit, daß der Prinz Gräfin Behnen zum Souper zu führen hätte, denn die ältern Herrschaften waren gesetzt worden. Der alte Freiherr machte der Prinzessin eine halbe Verbeugung:

— Durchlaucht ich habe die Ehre und Freude, zum Souper.

Die ältere Trenn war sofort, gleichfalls vom Kammerherrn engagiert worden. Die jüngere ging noch leer aus, denn Wolff wartete auf Miß Grosvenor. Ernste Absichten hatte er ja nicht — er wollte sich heute bloß gut unterhalten.

Nun folgten allmählich immer mehr Leute, und der große ovale Saal, dessen Fenster die Aussicht, nach der Elbe zu hatten, begann sich zu füllen. Geheimrat von Rendt erschien mit Frau und Tochter, Major a. D. von Santerski mit seinen Töchtern, Steffecks, die ganze Familie: die schöne Gräfin mit ihrem Mann, der Rittmeister aus Bautzen, die kleine Gräfin Steffeck, noch zwei Brüder, ein Assessor und ein Legationsattaché. Dann Derndorffs, Schaffs, Dietzs, Eichapfels, Lindenburgs, Graf und Gräfin Hoyn.

In kurzer Zeit war das vordere Ende des Saales — der Treppe zu — überfüllt. Überall wurde begrüßt, Hand geschüttelt, gedienert, vorgestellt. Man suchte sich möglichst bald durch das Gewirr zurechtzufinden, seinen nähern Bekannten guten Abend zu sagen, den Entferntern von weitem eine Verbeugung zu machen. Es war ein Schurren und Rutschen, kurzes Klirren der Säbel — fast das ganze Regiment Wolffs, mit dem Kommandeur an der Spitze, war zugegen. Ein Summen erhob sich und wuchs, je mehr Menschen eintrafen.

Zuerst ging alles regellos durcheinander, mit der Zeit

trennten sich die Gruppen und schieden sich etwa nach Stand und Alter, nach Geschlecht.

An der einen Seite fingen die jungen Mädchen in ihren hellen, einfacheren, durchsichtigen Kleidern an, sich zu sammeln, in den Nebenräumen fanden sich die älteren Herrschaften zusammen. Den jungen Damen gegenüber standen die Herren auf einem Haufen, und ein junger Dragoneroffizier, der viel Rennen ritt, meinte lachend:

— Wenn ich die Mädel so zusammenstehen sehe, mit den Tanzkarten in der Hand, kommt mir das immer vor wie auf einem englischen Rennplatze die Buchmacher, die sich die Wetten notieren, die sie abgeschlossen haben.

Wolff hatte Miß Grosvenor in Beschlag genommen, um den Souperwalzer zu erhalten, und sie, die ihn schon vergeben gehabt, erklärte trotzdem, er solle ihn bekommen. Dann ging sie zu einem Referendar, der nicht weit von ihr stand, und setzte ihm eine lange Geschichte auseinander, wie sie untröstlich sei, eine Verwechselung gemacht zu haben. Sie habe nämlich dem Rittmeister schon vor vierzehn Tagen für heute abend diesen Tanz versprochen gehabt, es nur vollständig vergessen. Eben erst sei sie daran erinnert worden und könne doch dem Sohne des Gastgebers seine ältern Rechte nicht verkürzen.

Der Referendar verzichtete sofort, drehte ihr jedoch, fast ehe sie ihre Erzählung beendet, den Rücken.

Man fand, es zöge, und ein paar Mütter brachten den Töchtern Shawls, damit sie sich nicht erkälten sollten. Es hatte etwas ungemein Rührendes, diese Sorgfalt, wie ein Huhn die Küchlein bewacht, die das gackernde umpiepsen. Sofort stürzten von allen Seiten Herren herbei, um festzustellen, woher der Zug wohl kommen könne. Es stellte sich heraus, daß Wolff, in der Besorgnis, es möchte zu heiß

werden, eine ganze Reihe von Oberfenstern hatte offen stehen lassen.

Da begann das Orchester, das an der hintern Seitenwand in einer Art von Galerie saß, zu spielen. Langsam klangen die ersten Töne eines Walzers.

Wolff eröffnete mit Fräulein von Derndorff den Ball, und nach kurzer Zeit hatte sich das Bild völlig verändert: in der Mitte nur noch drehende Paare, an den Seiten die Eltern auf Stühlen in langer Reihe. Hauptsächlich Damen saßen im Saal, während die ältern Herrn in den Nebenräumen geblieben waren oder in den Thüren standen, um zuzuschauen.

Der Zeremonienmeister hatte Miß Bancroft und ihre Mutter im ersten Augenblick nur flüchtig begrüßen können, denn seine Pflichten als Hausherr riefen ihn nach allen Seiten. Sie hatte ihm nur gesagt:

— Ich hebe Ihnen einen Tanz auf!

— Française, nicht war?

— Nein.

— Was denn?

— Einen Walzer.

Dann war sie auch schon im Gewühl abgezogen worden. Er meinte, sie habe einen Scherz gemacht. Heute abend schien es, als sollte er nicht einen Augenblick zu einem ruhigen Gespräch behalten, so ward er in Anspruch genommen.

Die jungen Mädchen, deren jeder er ein freundliches Wort zu sagen wußte, umdrängten den Zeremonienmeister und hielten ihm zum Scherz die Tanzkarten hin, daß er sich einzeichnen sollte. Junge Frauen, wie die Gräfin Steffeck, sagten:

— Bei Ihnen wird eine Ausnahme gemacht, da engagieren wir.

Jede meinte, ihm etwas zugedacht zu haben, die eine den

zweiten Galopp, die andere die erste Polka, die dritte den letzten Walzer. Er wußte sich gar nicht zu retten vor all den hübschen Mädchen und Frauen, die ihn umringten und ein Zugeständnis von ihm verlangten.

— Sie müssen tanzen! — hieß es, und:

— Nur einmal herum!

— Bloß mit mir!

— Ich habe es meinem Manne versprochen, Sie dazu zu bringen!

Es wurde ein förmlicher Kultus mit dem alten Freiherrn getrieben, und er bemühte sich ohne Erfolg, sich dem zu entziehen. Er wußte nur eins: mit Eva wollte er tanzen, und dann durfte er doch nicht mit ihr allein tanzen. Das hätten die andern Damen übelnehmen müssen. Das litt seine Erziehung und Art nicht. Er konnte keine Dame verletzen.

So wich er denn aus im Gedanken: tanzen werde ich, doch erst muß ich wissen, welchen Tanz sie mir aufgehoben hat.

Aber er konnte nicht sofort zu Eva Bancroft gelangen und wurde, wenn er sie suchen ging, immer und immer wieder von seinen Gästen festgehalten. Er war überall bekannt, aber die Jahre hindurch, die er nicht mehr „ausgegangen“, sondern nur seinen Interessen, stillen Freuden und Genüssen gelebt, hatte er eine große Anzahl von Leuten, die er früher überall getroffen, nur noch von weitem gesehen. Mancher, der einst mit ihm den gleichen Strang gezogen, mit dem er groß geworden, war in dem alten, ewig gleichen Kreise seines Dienstes und seines Berufes geblieben.

Diese, aus deren Wege er gekommen, hatte er zufällig nicht mehr im engsten Kreise getroffen, sondern vielleicht nur auf der Straße, wo er höchstens mit ihnen ein Wort gewechselt, einen Gruß getauscht.

Er war auf Reisen gewesen, hatte die Welt und ihre Wunder gesehen, neue, fremde Lebensbahnen kennen gelernt. Gerade den Winter hindurch war er vielfach von Dresden abwesend gewesen, in Rom, in Paris, in Wien, in Berlin, in Kairo, auf einer Orientreise in Smyrna, Jerusalem, Konstantinopel. Sie waren ruhig in ihrer Vaterstadt geblieben, in derselben Tretmühle, deren Eintönigkeit und Begrenztheit sie vielleicht gar nicht einmal empfanden.

Während er die Alhambra gesehen, waren sie auf dem Altmarkt zur gewohnten Zeit mit den gewohnten Leuten zusammengetroffen, in gewohntem Tone die gewohnten Dinge zu reden.

Während er in Algerien Löwen geschossen, hatten sie in der gleichen Kneipe politisiert, in der sie als Jünglinge vor zwanzig, dreißig Jahren den politischen Weisheiten der älteren Generation gelauscht.

Während er in Strand und Piccadilly den Knotenpunkt des Welttreibens bestaunt, waren sie durch die Seestraße gegangen. Während er in Zermatt, in Sulden, in Chamonix geweilt, hatten sie in Loschwitz die Sommerfrische genossen.

Und als er nun, zurückgekehrt, nicht mehr genau denselben Gesellschaftsgang angetreten hatte, da war es allmählich dahin gekommen, daß er sich mit vielen, die er früher im Winter wöchentlich dreimal eine Nacht durch auf einem Balle getroffen, nur noch von weitem grüßte.

Jetzt aber trat er wieder in ihre Reihen, jetzt ging er denselben Weg, und nun fanden sie sich zu ihm. Was zu den Kreisen gehörte, hatte er natürlich besucht und eingeladen.

Der alte Graf Dietz, den er auch nur noch im Wagen von weitem fahren gesehen, als wandelnde Kugel, freute sich wie ein Kind, dem ehemaligen Regimentskameraden die Hand zu drücken. Die frühern Freunde aus den Hofjahren, von

denen sich ihm doch dieser und jener entfremdet, drängten sich heute an ihn heran.

General Baron Estenberg, längst nun außer Diensten, ein jetzt stark gewordener Graukopf, mit weißem, durchrasiertem Vollbart, schlug dem Zeremonienmeister auf die Schulter:

— Bist du denn wieder unter den Lebendigen, Sonntheim? Das ist recht, daß du dich wieder zeigst. Es war doch, weiß der Satan, als ob du ganz verloren gegangen wärest! Man sah dich immer nur von weitem. Aber nun wirst du wieder der alte, was! Ich fände, das beste würde sein, du machtest einen Strich unter die ganzen Bummeljahre und trätest wieder ein.

— Ja wenn das so ginge! — antwortete der alte Freiherr, der den einstigen Freund nicht kränken wollte, indem er ihm sagte, daß er mit Grauen zurückdächte an die Jahre der „Thumbheit“. Nun fing der alte Herr an zu lachen, daß er dunkelrot ward:

— Was, Sonntheim! Wenn wir beiden alten Kerls wieder Leutnants wären! Du siehst so frisch und jung aus — und ich auch . . . mich haben sie zwar abgehalftert, aber ich sage dir, ich nehm's noch mit jedem Fähnrich auf!

Dann mußte der Zeremonienmeister alte Freundinnen begrüßen: die Generalin Achilles, eine alte Dame mit rotgeränderten Augen, die immer über Blendung klagte, aber es sich dabei nicht versagen konnte, jeden Abend in Gesellschaft zu gehen, Frau von Kircheisen, deren Mann Abteilungsvorstand im Justizministerium war, Freifrau von Urbenz-Urbin, immer krank, solange sie der alte Freiherr kannte, seit einem Menschenalter schon aufgegeben und dabei meist die letzte, die einen Ball verließ. Sie begann sofort zu klagen:

— Nein, wie Sie frisch und wohl aussehn, Herr von Sonntheim. Man sollte es nicht glauben!

— Verehrte Baronin, ich dächte Sie auch! Ihnen geht es doch, wie es den Anschein hat, ausgezeichnet! — meinte lächelnd der Zeremonienmeister. Doch sie jammerte augenblicklich mit ihrer betrübten Stimme:

— Sagen Sie das nicht! Ich wohl? Und ich halte mich bloß noch gerade so hin bis Karlsbad. Mein Arzt, der alte Sanitätsrat Ewers hat gesagt, er wundere sich selbst, wie es möglich sei, bei meinen Zuständen so lange zu leben!

— Das ist ja recht freundlich von dem Arzte . . .

Nun wollte er aber weiter, und er winkte ein paar Bekannten zu, ohne sich mehr auf ein Gespräch einzulassen. Aber als er auf der andern Seite des Saales ankam, schwebte Miß Bancroft eben am Arme eines Dragoners davon und er hatte das Nachsehen. Jetzt konnte er nicht so stehen bleiben, sondern mußte mit seinen Gästen sprechen. Neben einige Regimentskameraden Wolffs hatte ihn der Zufall geführt. Er kannte sie nicht einmal bei Namen.

Neben ihm stand ein kleiner Leutnant, der nicht tanzte, darum fragte er ihn:

— Sind Sie denn nicht engagiert?

— O ja, ich bin engagiert, aber meine Dame ist mir eben zu einer Extratour fortgeholt worden.

— So, wer ist es denn?

Der junge Offizier fing an zu lachen und meinte:

— Ich weiß nicht, wie sie heißt.

— Aber hübsch ist sie doch gewiß. Ich traue Ihnen guten Geschmack zu.

— Sie ist reizend, ganz reizend.

— So, wo ist sie denn?

Der Leutnant suchte im Gewirr der Tanzenden, konnte seine Dame jedoch nicht sofort unter den dreißig Paaren entdecken, die sich gerade in wirbelnden Reihen auf dem Parkett

drehten. Währenddessen blickte der alte Freiherr auf die Paare, die vor seinen Augen vorüberkamen, frische, junge Mädchen in ihren lustigen hellen Kleidern, junge Frauen in reichern Toiletten, Dragoner, Infanterie-Offiziere, Herren im Frack. Die Uniformen gaben dem Bild etwas Buntes, Brillanten blitzten aus den rosigen Ohren und strahlten stolz als Diademe aus dem Haar.

Grete kam mit Graf Steffeck an dem Bautzener Rittmeister vorüber. Der Vater nickte ihr zu und sie winkte. Dann folgte dichtauf der Kammerherr, der eine Extratour getanzte mit der ältern Prinzessin Trenn. Endlich die Clique, fast geschlossen, durch Zufall in dieselbe Linie geführt. Wolff tanzte mit einem dürftigen, häßlichen, kleinen Wesen, und Miß Grosvenor vor ihm schien ihm bei jeder Drehung einen mitleidigen Blick zuzuwerfen.

— Wer ist denn ihre Dame? — fragte der alte Freiherr den Leutnant an seiner Seite. Fast im selben Augenblick wurde bei ihnen Miß Bancroft durch Graf Behnen abgesetzt. Er tanzte sonst eigentlich nicht, aber der hübschen Amerikanerin zu Ehren hatte er eine Ausnahme gemacht.

— Da ist sie! — flüsterte der junge Offizier dem Zeremonienmeister zu, der ihm antwortete:

— Dann kann ich Ihnen auch verraten, wie sie heißt — Miß Bancroft.

Aber der Name schien ihm gänzlich unbekannt zu sein und nichts für ihn zu bedeuten. Er wandte sich nun sofort zu ihr und wollte ein Gespräch beginnen, doch Eva hatte kaum den alten Freiherrn gesehen, als sie auch zu ihm trat:

— Ich habe Sie gesucht.

— Ich Sie auch.

— Nun, ich tanzte doch die ganze Zeit.

— Sie tanzen wohl gern?

— Sehr gern nicht. Manchmal ja, wenn die Musik hübsch ist und kein Gedränge. Wenn viele tanzen, höre ich am liebsten auf, und am allerliebsten sitze ich in einer Ecke, unterhalte mich und sehe zu. Darum können Sie mir schon den versprochenen Tanz schenken, Herr von Sonntheim.

Er that erstaunt:

— Versprochen? Habe ich Ihnen das wirklich versprochen?

— Ich nehme es an. Sehen Sie her, meine Tanzkarte da . . .

Doch ehe sie ihm die Tanzkarte gezeigt, besann sie sich eines andern und zog sie zurück, wobei sie, das Blatt zusammenklappend, nur kurz rief:

— Zweiter Galopp.

Er hatte das Zurückziehen bemerkt und fragte, die Hand ausstreckend:

— Wo steht das?

— Beim zweiten Galopp.

— Darf ich einmal die Tanzkarte sehen?

— Warum?

— Weil Sie sie mir zuerst zeigen wollten, Ihnen dann etwas einfiel, das Sie bewogen hat, sie mir nicht zu zeigen.

Sie errötete ganz leicht, auf eigene Art: blitzartig trat ihr das Blut unter die Haut, sie rot färbend, und ebenso blitzartig verschwand es wieder, um ihrer gewöhnlichen Blässe Platz zu machen. Dann meinte sie nur:

— Das haben Sie gemerkt?

— Ich merke alles, — gab er im Scherze zurück. Doch die Tanzkarte erhielt er nicht.

Sie hatten ihr Gespräch so angelegentlich geführt und in einer Art und Weise des Ganz-unter-sich-Bleibens, daß der junge Offizier, dem eigentlich der Tanz gehörte, es nicht wagte, sie zu unterbrechen oder daran teilnehmend hinzuzutreten.

Eine Weile wartete er, als er sich jedoch so gänzlich beiseite geschoben sah, machte er ein paar Schritte, zögernd, ob er fortgehen sollte. Er bemerkte, daß sein Entfernen nicht auffiel, so blickte er sich denn noch einmal um und entschloß sich endlich, seine Dame einfach im Stich zu lassen.

Der Zeremonienmeister wollte durchaus von Eva wissen, weshalb er die Karte nicht hatte sehen sollen. Sie verweigerte es ihm, bis sie endlich offen sagte:

— Weil ich nicht Ihren Namen hingeschrieben habe.

— Sondern?

— Sondern etwas andres.

Nun war er erst recht neugierig geworden:

— Dann müssen Sie mir sagen, was.

— Eine Bezeichnung für Sie.

— Einen Spitznamen? Habe ich einen?

Er sann nach, wirklich erstaunt. Er zerbrach sich den Kopf darüber, was sie ihm wohl für einen Namen gegeben. „Der Zeremonienmeister", oder etwa „der alte Sonntheim"? Warum nicht? Was hätte er auch anders verlangen können? Wie sollte sie ihn nennen? Nur dachte er sich, etwas andres würde ihm vielleicht lieber sein — doch was? Und er sagte ihr, sie würde wohl geschrieben haben: „Zerem." oder „alt. Sonnth."

— Nur ein Buchstabe! — antwortete sie da. Das machte ihn noch neugieriger. Er beschwor sie, es ihm zu sagen, sie weigerte sich, er bat, sie wies ihn ab, er flehte, sie blieb fest. Endlich gestand sie ihm zu, daß er es selbst auf der Tanzkarte lesen dürfe. Sagen würde sie es auf keinen Fall. Dabei hoffte sie, er möchte es bei ihrer undeutlichen Schrift und dem flüchtigen Ballgekritzel nicht lesen können.

Doch auf den ersten Blick hatte er es heraus:

— Das ist ja ein ‚J'.

— Ja.

— Wie heißt das?

— So nenne ich Sie für mich. Bloß für mich. Sonst weiß es kein Mensch.

— Und was heißt das?

Nun zögerte sie nicht, zierte sich nicht, blickte ihn freundlich, herzlich, fast bewundernd mit ihren nußbraunen Augen an und sprach:

— Das heißt „Idol‘.

Der alte Freiherr verstand sie nicht. Der Sinn war ihm zu fern, daß sie ihn so nennen könnte, daran dachte er nicht.

— „Idol‘? Warum? Was soll das bedeuten?

— So nenne ich Sie! — antwortete sie einfach.

Der Tanz hatte längst aufgehört, und verschiedene Gruppen hatten sich gebildet. Der kleine Leutnant war nicht wiedergekommen. Er sah, daß die beiden offenbar mehr miteinander zu reden hatten, als er der Amerikanerin sagen konnte, deren Bekanntschaft er heute abend erst gemacht. Nun standen der Zeremonienmeister und Eva ganz allein. Sie merkten es beide nicht. Er blickte sie fragend an:

— Sie nennen mich „Idol‘! Wie kommen Sie darauf?

— Ja, das ist eine lange Geschichte, — meinte sie. Als sie nicht fortfuhr, trat er ihr näher und tauchte seinen klaren, immer noch jungen Blick in ihre Augen. Er glitt herab auf ihre feinen, schönen Schultern, dann auf die kleine Tanzkarte in ihrer Hand. Und eine süße Bewegung durchzog ihn, machte ihm das Herz beben. Ein Gefühl, als erlebe er eine der höchsten Feierstunden seines Lebens. Seine Stimme, die tiefe, volle Stimme, zitterte, als er bat:

— Wollen Sie mir nicht die Geschichte erzählen?

— Sie hängt zusammen mit dem, was ich Ihnen früher

schon einmal habe sagen wollen, als Sie meinten: ich fühle mich doch jung! Ich will es Ihnen erzählen, wenn Sie mich anhören wollen. Wollen Sie?

— Natürlich will ich.

Herzlich fügte er hinzu:

— Sie sagen, die Geschichte ist lang. Wir stehen hier mitten im Wege. Gleich wird der Tanz wieder beginnen. Dann werden wir gestört. Und . . . und . . . ich kann das ja nicht wissen: ist das, was Sie mir erzählen wollen, so, daß es ein andres Ohr nicht hören darf?

— Es ist für Sie allein.

— Dann können wir nicht hier bleiben.

Er bot ihr den Arm, um sie davonzuführen, und schritt mit ihr in einen Nebenraum. In der Thür lehnten eine Anzahl von Ballvätern, um dem sich eben neu entwickelnden Tanzbilde zuzuschauen. Durch sie mußten sie hindurch, dann aber waren sie fast allein in dem Nebenzimmer, nur weiter unten, nach der Treppe zu, stand eine Mutter vor ihrer Tochter gebückt und suchte deren Kleid in Ordnung zu bringen, von dem unten herum ein Stück Spitze abgetreten worden war.

— Sind Sie jetzt engagiert? — fragte der Zeremonienmeister. Eva hob das Kärtchen empor:

— Mit Ihnen.

— Mit Ihrem „Idol"? — sagte er leise, halb spöttisch, halb zweifelnd, traurig, fast wegwerfend über sich selbst. Doch sie entgegnete fest:

— Mit meinem „Idol".

11.

Es war mehrfach bemerkt worden, wie lange der alte Freiherr mit Miß Bancroft gesprochen, die ganze Tanzpause hindurch, ohne sich um irgend jemand anders zu kümmern. Als nach ihnen gefragt wurde, wußte Poldi Derndorff zu berichten, sie stünden im Nebenraum am Fenster, nach den Balkons, die rund um das Belvedere liefen, auf denen man im Sommer unter dem Schutze eines Zeltdaches, mit dem Blicke auf die Elbe hinab, zu essen pflegte, während im untern Stock zu ebener Erde, die Musik spielte.

Man zerbrach sich den Kopf, was der Zeremonienmeister von der Amerikanerin wolle.

— Das ist ein alter Schwerenöter, da kann man gar nicht wissen, ob der nicht doch noch Absichten hat! — meinte jemand. Geheimrat von Rendt war jedoch andrer Ansicht:

— Meinen alten Freund Sonntheim kenne ich doch zu gut. Der macht einfach den Freiwerber für einen andern.

Dieser „andre" konnte nach allgemeinen Anschauungen jedoch nur einer der Söhne des alten Freiherrn sein, denn seine Enkel kamen unmöglich in Betracht.

Eine Gruppe, die, in der Thüre stehend, dem Tanze zuschaute, besprach noch weiter die Angelegenheit. General Baron Estenberg sagte zu seinem Nachbar, Oberstleutnant von Falland, dem Kommandeur Wolffs:

— Na, ich denke mir, Sonntheim wird wohl diese Miß für Wolffen bearbeiten.

— Verzeihen Excellenz, das glaube ich nicht. Mein Rittmeister ist, glaube ich, im englischen Lager.

Die Excellenz kniff das Auge ein:

— Contra Grosvenor?

— Natürlich, Excellenz.

— Hm. Möglich. Vielleicht dann für den Ältesten.

— Für den Kammerherrn, Excellenz, kaum.

— Warum denn nicht? Sehe ich nicht ein.

— Verzeihen Excellenz, der strebt wohl nach einer reichsunmittelbaren Krone.

Wieder schloß die Excellenz ein Auge. Diesmal das andre.

— Contra Trenn I?

— Jawohl, Excellenz.

Beide Herren schwiegen und sahen ruhig dem Tanze zu, bis nach einer Weile General Baron Estenberg plötzlich zu Oberstleutnant von Falland sagte:

— Und wenn nun Grosvenor oder Trenn nur Scheinangriffe wären, um den Feind zu beschäftigen, und hinter der Maske der wirkliche Zweck nichts andres bedeutete als ein Frontalangriff gegen die Position Bancroft?

Sie lachten, aber keiner wußte, wer recht hätte.

Grete hatte alle Verlegenheit überwunden und unterhielt sich auf „ihrem“ Balle königlich. Nicht ein Tanz fehlte ihr. Unausgesetzt wurde sie von den Herren geholt, so daß sie rote Backen bekam und nicht einen Augenblick aussetzte mit Tanzen. Sie war so in Anspruch genommen, daß sie sich um die andern nicht kümmerte. Wolff sah sie ein paarmal an sich vorüberfliegen, Klara fragte sie, ob sie sich unterhalte, und ihr Schwager Behnen erschien einmal, von seiner Frau abgesandt, um sie zu holen, wenn es sich herausstellte, daß diese oder jene ältere Dame nicht von ihr begrüßt worden war.

— Baronin Heimbach hat mich eben ganz spitz gefragt: ‚Wo ist denn Ihre jüngste Fräulein Schwester? Man sieht sie ja gar nicht‘! — sagte leise Gräfin Behnen zu Grete, die wiederum ganz erschrocken antwortete:

— Das soll doch heißen, ich hätte ihr nicht Guten-Abend gesagt, Klara!

— Natürlich soll's das heißen. Und ich kann dir bloß sagen, die Generalin Achilles hat auch eine ähnliche Bemerkung gemacht. Grete, das geht unmöglich so! Du mußt wissen, wen du kennst und wen nicht. Gerade heute Abend ist das von allergrößter Wichtigkeit, auf unserm Balle. Die Menschen sollen doch einen guten Eindruck mit nach Haus bringen. Wen hast du denn zum Souper? Zeige mir mal deine Tanzkarte.

Wie ein gehorsames Kind hielt Grete ihrer ältern Schwester die Tanzkarte hin. Diese nahm ihre Lorgnette zu Hilfe und sah sich die Namen an, von den Herren selbst eingetragen. Soweit sie lesen konnte, überflog sie das Gekritzel. Im allgemeinen schien sie einverstanden zu sein, nur gerade der Souperwalzer gefiel ihr nicht:

— Graf Steffeck? Das ist der Zivilist?

— Nein, der Dragoner.

— Hm. Hättest du nicht einen andern bekommen können?

— Er hat mir's zuerst gesagt.

— Wann?

— Sowie es hieß, Papa würde einen Ball geben.

Gräfin Behnen antwortete nichts. Sie dachte nur:

— Aha, der scheint's aber eilig zu haben. — Dieser Graf Steffeck war zwar ein Graf, wie ihn Klara für ihre Schwester wünschte, aber in ihren Augen besaß er zwei Fehler: einmal war er nicht vermögend genug, und zweitens hatte er etwas Derbes, Einfaches, Unelegantes. Er fiel immer mit der Thür ins Haus, trug einen zu langen Überrock und zu enge Beinkleider und, außer auf dem Balle, niemals Lackstiefel, sondern breite, derbe Stiefel mit dicken Sohlen, weil es regnen könnte.

Sie dachte sich ihren zukünftigen Schwager jedenfalls ganz anders, und hatte für Grete einen Diplomaten in Aussicht, der nur augenblicklich an der Gesandschaft in Chile war,

aber im Frühjahr, wie sie bestimmt wußte, wiederkommen sollte. In ihrem Innern war sie vollkommen überzeugt, daß sie die Sache schon einfädeln würde. Nur Zeit brauchte sie.

Es war ja auch nicht notwendig, daß das junge Ding sofort den ersten Winter unter die Haube kam, doch notwendig war es, daß Grete nur mit der Auslese der Herren tanzte. Poldi Derndorff wäre der richtige zum Souper gewesen. Recht gefährlich werden konnte er doch nicht, denn der hatte sicher keine bestimmten Absichten. Dem war Grete unter allen Umständen noch nicht wohlhabend genug, der würde sich bei gegebener Gelegenheit eine von auswärts holen, mit einer ganz andern Summe, als Fräulein von Sonntheim einmal zu erwarten hatte.

Für Poldi Derndorff paßte eine andre Klasse. Der würde einmal eine Vergnügungsreise nach den Vereinigten Staaten unternehmen, in gutem Stile, gut herausgebracht, wie er war, mit den größten Ansprüchen und noch größerer Sicherheit auftreten, sich in Chicago und im Yellowstone Park unentbehrlich machen und dann eines Tages mit einer Mackay, Rockefeller oder etwas Ähnlichem wieder in Dresden auftauchen.

Darum kam es Gräfin Behnen sehr gelegen, als sie entdeckte, wie gerade Poldi Derndorff der Cotillon gehörte, und sie entließ, weil die Musik von neuem begann, die kleine Schwester mit wohlgefälligen Blicken.

Eine Française wurde getanzt. Die brachte alles auf die Beine, sogar die als todkrank aufgegebene Baronin von Urbenz-Urbin konnte nicht wiederstehen und stellte sich mit dem alten General Baron Estenberg in Reih und Glied.

Von allen Seiten kamen die Tänzer zusammen, die Nebenräume rechts und links leerten sich. Zwei große Vierecke wurden gebildet, an der Seite offen, so daß die wenigen Damen auf den Sofas und Stühlen wenigstens zusehen konnten.

Generalin Achilles schützte ihre Augen mit dem Fächer, um alles gut zu unterscheiden, noch ehe es begann. Wolff lief umher, die Verteilung der Plätze zu überwachen und danach zu sehen, daß auch jedes Paar ein Gegenüber fände. Einige irrten herum, ein vis-à-vis zu suchen, und es bedurfte einiger Zeit, bis sich alles hin- und hergeschoben und eingeordnet hatte.

Gewisse Parteien gab es, die äußerlich nicht zum Ausdruck kamen, aber doch bestanden. Diese Kreise kannten jene nicht so genau, wie wiederum andre. Diese mochten lieber in der Nähe von jenen stehen, und jene wiederum bevorzugten diese. Einzelne, die zufällig Nachbarn geworden, erinnerten sich halb mit Beschämung, halb in Verlegenheit, daß sie sich einander bisher noch nicht bekannt gemacht. Nun holten sie es nach.

Die Clique erhob den Anspruch, möglichst zusammen zu bleiben. Miß Grosvenor und Fräulein von Cypriani tanzten einander gegenüber, nun verlangten sie, daß auch die übrigen, Miß Tyndall, Miß Heinemann, Fräulein von Lindenburg, Gräfin Hoyn, in der Nähe wären. Fräulein von Eichapfel II hatte mit ihrem Herrn, einem etwas gleichgültigen Ulanenoffizier, der sich um nichts gekümmert, keine Partner gefunden. Nun sollte sie Fräulein von Rendt gegenüber tanzen, die sie bisher bewußt immer „geschnitten“, da sie das bescheidene Ding, das wenig günstig aussah und ihre Bekannten aus einem andern Kreise bezog, „ein bißchen rauh“ fand.

Sie weigerte sich einfach, bis Wolff eine Schiebung eintreten ließ und sie dadurch ihrer Schwester gegenüber brachte, der nunmehrigen Braut des Geheimrats von Marquardt.

Als er es dem Fräulein von Eichapfel I sagte, schnitt er ein ganz eignes Gesicht bei den Worten:

— Gnädiges Fräulein, Ihr Herr . . . Br . . . äuti . . . gam . . .

Da er nun dabei den pumpligen, reichen, ältern Herrn, den sie sich statt seiner gewählt, boshaft von der Seite anblickte, so brach Eichapfel I kurz und ärgerlich ab:

— Ich verstehe schon, Herr von Sonntheim! — und drehte ihm halb den Rücken. Er machte sich nichts daraus, sondern gab dem Kapellmeister, der oben auf der Galerie lauerte, das Zeichen zum Beginn, worauf die Musik einfiel und man sich gegeneinander verneigte.

Der Kammerherr hatte es, da er nicht ausschließlich mit der ältern Prinzessin Trenn tanzen konnte, wenigstens so einzurichten verstanden, ihre Schwester an seiner Seite zu haben und ihr gegenüber zu stehen.

— Erich Sonntheim verkehrt nur mit Fürschten! — sagte deshalb Amtshauptmann von Adamczyk, eine schmale Riesengestalt, die seit zwanzig Jahren eine passende Frau suchte, ohne sich entschließen zu können. Der Herr neben ihm antwortete ängstlich:

— Nehmen Sie sich doch in acht! Drüben ist die Gräfin Behnen!

— Ah, so . . . Pardon . . . — meinte der Amtshauptmann zerstreut, als habe er mit ihr selbst gesprochen.

Gräfin Behnen war sehr zufrieden, Minister von Schaff hatte sie gebeten. Der liebenswürdige, mit jedermann artige, geistreiche alte Herr unterhielt gut. Er erzählte ihr unausgesetzt Geschichten, lachte und scherzte. Als sich Klara einmal einen Augenblick dem Herrn an ihrer andern Seite zugewandt, sagte Oberstleutnant von Falland neben ihm:

— Excellenz sind doch immer dabei.

— Man muß wohl.

— Aber Sie haben doch niemand auszuführen?

— Mich selbst. Was denken Sie, Herr von Falland — mich selbst. Ich muß mich zeigen. Ich muß repräsentieren.

Dafür bin ich Minister. Nicht nur in meinen Ministerium muß ich sitzen, Vorträge hören, Unterschriften machen. Überall dabei sein, sage ich. Vieles schenke ich mir ja. Zu manchem schicke ich meine Frau, obwohl die am liebsten zu Hause bliebe. Aber es geht doch nicht immer.

Der Oberstleutnant war dafür bekannt, daß er Gesellschaften nicht liebte, nur gern auf die Jagd ging, seine Pferde ritt, sein Regiment kommandierte. Er strich sich den Bart und brummte:

— Ich bin zwar Regimentskommandeur und muß darauf sehen, daß meine Leutnants nicht verbauern, sondern sich auch mal in guter Gesellschaft zeigen. Aber unter vier Augen, Excellenz: ich alte Reiter- und Jägerseele komme mir auf so 'nem Ball immer vor wie der Hund im Kegelschube.

Der Minister sah den gebräunten Soldaten an, dessen leicht gekrümmte Beine mehr auf den Reiter deuteten, als auf den Salonmenschen, und meinte, fein lächelnd zum alten Junggesellen:

— Warum sind Sie denn hier? Wollen Sie etwa gar in den Stand der heiligen . . .

— Um Gottes willen!

— Warum denn nicht?

— Ein Soldat sollte nie verheiratet sein.

— Weshalb nicht?

— Ich zahle zwar redlich meinen Beitrag zur Witwen- und Waisenkasse, aber bei einem Soldaten sollte nie das Bleigewicht der Frau dran hängen. Man muß das Genick brechen können, ohne daß ein Hahn danach kräht. Das nenne ich Feldsoldat!

Und er fuhr sich mit dem Finger um die Halsbinde herum, sie lockernd, als ob er sich schon dazu vorbereiten wollte.

Der Minister war erstaunt:

— Ich habe doch niemals geahnt, daß Sie solch ein eingefleischter Junggeselle sind!

— Immer gewesen! Immer gewesen! Und wenn ich's nicht gewesen wäre, müßte man's werden, wenn man sieht, wie jetzt die Leutnants heiraten, wenn sie eben von der Kriegsschule gekommen sind!

Da wandte sich ihm Minister von Schaff lächelnd zu:

— Na, Herr von Falland, dann muß eben die reifere Generation heran . . . Sie . . .

Er konnte die Antwort nicht erwarten, denn in diesem Augenblick mußte er Gräfin Behnen die Hand geben. Seine Reihe schritt vor, rechts, links, zurück. Dann antwortete der Oberstleutnant entsetzt:

— Ich, Excellenz? Ich bin überhaupt zu alt.

— Sie?

— Ja. Ich habe erst studiert, bin dann erst Soldat geworden. Gutes Avancement habe ich nicht gehabt. Generalstab oder so was hat mich nicht schneller vorwärts gebracht, denn vor dem grünen Tisch habe ich immer 'n Bogen gemacht. Jetzt habe ich das Regiment schon einige Jahre. Gebe es nächstens ab. Bin zweiundfünfzig. Wer da noch heiraten wollte, wär'n . . . 'n . . . 'n . . . na, ein Thor.

Oberstleutnant von Falland hatte nicht daran gedacht, daß Gräfin Behnen es hören konnte, die nun etwas kalt sagte:

— Mein Vater war nicht viel jünger als Sie, wie er heiratete. Zum zweitenmal.

— Ja! Ihr Herr Vater! Das ist was andres! — beeilte sich der Regimentskommandeur zu sagen, und der Minister meinte verbindlich:

— Der sieht jetzt noch wie ein Leutnant aus.

Unwillkürlich blickten sie sich nach ihm um, ohne ihn jedoch entdecken zu können. Sie meinten, er würde wohl im

andern Viereck tanzen, und da sie ihn nicht gleich fanden und eine alte Dame gegenüber, die auf peinlichste Aufmerksamkeit hielt, schon zu jammern begann, daß die ganze Française umgeworfen würde, so widmeten sie sich dem vorwärts und rückwärts Gehen, Drehen, Verneigen.

Während die Musik erklang und das Schurren und Rutschen auf dem Parkett, während abwechselnd die Herren vorgingen und die Damen, standen nur Wenige, Übriggebliebene, die nicht tanzten, in der Thür zum Nebenraum. Ein alter Herr mit runzligen Händen, braun, aderdurchzogen, mit keinem Orden als dem Eisernen Kreuz geschmückt, folgte freundlichen Blickes dem Bilde, das sich im Saale hin und her verschob. Manchmal bewegte er den Kopf scharf zur Seite, nach seiner Tochter zu sehen.

Immer wenn er sie erblickt, lächelte er, und einmal, als er von ihr ein kurzes Kopfnicken erhascht, glitt ein sonniger Zug über sein Gesicht.

Neben ihm stand der alte Oberst von Haide. Auch er verfolgte jemand mit den Augen, und einmal fanden sich die Blicke der alten Herren. Der Oberst meinte herzlich:

— Deine Tochter sieht niedlich aus heute abend.

— Findest du . . . ja . . . ja . . . ich finde es auch! — antwortete freudestrahlend der andere, indem er nach kurzem Husten, wobei er sich die Brust gehalten, als ob sie schmerze, hinzusetzte:

— Übrigens wollen wir mal deine beiden nicht vergessen, mein Alter!

— Ja, meine beiden!

Er schmunzelte, und sie sahen wieder eifrig zu, bis nach einer Weile der Oberst traurig meinte:

— Es ist ein Jammer um solche Mädel.

Der Alte seufzte:

— Da hast du recht. Wer heutzutage kein Geld hat!

Jetzt begann aber der Oberst, die Sache von der humorvollen Seite zu fassen:

— Weiß der Kuckuck! Warum wir nur keins haben! Jeder kleine Kaufmann läuft auf die Börse, und in ein paar Jahren ist er ein reicher Mann oder hat gar nichts. Für den ist das egal. Der kann's riskieren! Und unsereins kann's — darf's und, weiß der Kuckuck, ich möcht's gar nicht. Möcht's nicht mal. Ich . . . ich . . . wär' mir zu gut dazu . . .

Ängstlich erhob der alte Herr die Hände:

— Um Gottes willen, Haide! Um Gottes willen! Damit man auch noch das bißchen verlöre, was man hat.

Und er erzählte, zögernd, mit halber Scham, ganz leise dem alten Freunde, daß er, wie er noch im Dienste gewesen, einmal versucht habe, ein paar hundert Mark in Industrie-Aktien anzulegen statt in dreiprozentigen Staatspapieren. Da sei sofort der Kurs gefallen, und er habe sie schleunigst mit Verlust verkauft. Worauf sich dann die beiden Alten dahin einigten, daß für ihre Töchter keine Männer gewachsen wären, obgleich sie beide alle Anstrengungen machten, indem sie sogar ein paar Jahre hindurch über ihre Verhältnisse lebten, um die Mädchen zu zeigen, herumzuführen und gut anzuziehen.

Als sie sich ausgesprochen, blickten sie wieder in das Gewirr der Tanzenden hinaus, ihre Kinder zu suchen, und ein Lächeln verklärte ihre Züge.

Die Schlußkadenz der Tour verklang. Die Herren führten die Damen an ihre Plätze zurück. Ein Summen ging durch den Saal, bis endlich die Musik zur Schlußtour anhob.

Da begann der alte Oberst dem Freunde wieder sein Herz auszuschütten. Er zeigte auf Fräulein von Cypriani und Miß Grosvenor:

— Sieh mal, wie diese Mädchen hier auftreten, als

ob sie alles bedeuteten, und unsre müssen ganz klein sein. Und diese haben auch nichts. Mir hat neulich noch der General Estenberg gesagt, die Cypriani besäße nicht mehr als das Hemd auf dem Leibe. Das kann einen doch fuchsen! Was?

Der Ärger des Einheimischen, dem der Fremde den Rang abläuft, beherrschte sie ganz, und sie dachten schmerzlich an ihre Kinder, die doch nie einen Mann bekommen würden, weil sie nichts besaßen.

Nachdenklich sprach der Alte mit dem Eisernen Kreuz:

— Ja, wer seiner Tochter so viel mitgeben könnte wie Sonntheim! Es muß doch ganz schön sein. Aber sie ist auch ein gut erzogenes Mädchen, Haide, was?

— Wo ist denn . . . wo . . . ist er denn? — fragte, durch den Gedankengang auf dem Zeremonienmeister gebracht, der andere. Sie blickten sich um im Saal, bis endlich zufällig der Oberst hinter sich in den Nebenraum sah. Dort gewahrte er den alten Freiherrn, der mit Miß Bancroft am Balkonfenster stand.

Sie sprach, und er blickte durch die Scheiben in die Nacht hinaus.

12.

Miß Bancroft erzählte. Sie sprach von allem, von ihren häuslichen Verhältnissen, ihrem früh verstorbenen Vater, ihrer Jugend, ihrer Kindheit. Sie redete wie eine, die lange darauf gewartet, sich zu entlasten, die ein Geheimnis bewahren muß, das sie drängt, sich mitzuteilen. Sie beichtete wie

jemand, der endlich den Menschen gefunden, dem er sich anvertrauen kann.

Der alte Freiherr hörte zu und wußte nicht, wohin das führen sollte, doch er unterbrach sie nicht. Er blickte ihr in die Augen, die sie wie ein vertrauendes Kind zu seiner hohen Gestalt erhob.

Er erfuhr, wie sie seit vielen Jahren reisten, seit vielen Jahren nicht mehr in Amerika gewesen wären, wie trotz ihrer Abstammung ihre eigentliche Heimat Europa geworden. Den Vater hatte sie in zartem Alter verloren. Sie war die jüngste von drei Schwestern, deren eine in Boston, deren andre in Australien verheiratet war. Die eine hatte sie nur einmal, die in Melbourne, solange sie sich erinnern konnte, nicht gesehen. Über die Erbschaft waren sie mit der Mutter in Streit geraten, nun schrieben sie nicht einmal, nur die in Amerika, deren Mann sie wohl zu dem Streite aufgestachelt, schickte zu Weihnachten eine Christmas-Karte.

Jetzt drohte auch sie noch, mit der Mutter auseinander zu kommen.

— Warum denn? — fragte der alte Feiherr erstaunt. Eva sprach:

— Das will ich Ihnen ja gerade sagen. Das ist ja mein Unglück.

Er blickte sie erstaunt an, ängstlich fast. Er wußte nicht, was dahinter wäre, doch er fürchtete sich vor irgend einer Entdeckung. Bis dahin war sie dem alten Idealisten immer als ein überirdisches Bild erschienen. Er wußte gar nichts Näheres von ihr, aber er hatte sie sich doch geträumt als ein reines, von Äußerlichem losgelöstes Geschöpf.

Wenn er es sich recht überlegte, so hatte er nicht einmal an ihre Mutter gedacht, sich gar nicht um sie gekümmert. Als ob Eva allein wäre. Das andre existierte nicht für ihn.

Nun war er erstaunt, von ihrem irdischen Zusammenhang etwas zu vernehmen, von ihrer Familie, bei der nicht alles glänzend, rein und ideal zu sein schien. Er hörte, daß sie im Begriffe stünde, die Mutter zu betrüben, wie die Schwestern ihr schon früher Kummer angethan.

Da fielen ihm plötzlich die kleinen Menschlichkeiten alle, die an dem geliebten Wesen hingen, auf die Seele. Er wollte den Frieden nicht gestört wissen, er wollte in der süßen Spannung bleiben, sie anzubeten. Alles dieses riß ihn zur rauhen Wirklichkeit zurück.

Er sagte ängstlich:

— Sie kommen mit Ihrer Mutter auseinander?

— Ich fürchte es.

— Wenn Sie es fürchten, brauchen Sie es doch nicht!

Sie zuckte ganz leicht die Achseln, sprach fest und sicher:

— Ich glaube, ich muß.

Er fand keine Antwort. Es war, als stiege in ihm eine Sekunde der Ältere, der Vater auf, der nicht einsehen will, weshalb ein Kind sich gegen seine Eltern wenden sollte.

Sie bemerkte es nicht. Ruhig sprach sie nur:

— Sehen Sie, und dazu brauche ich Sie.

— Mich?

— Ja Sie . . . wie ich auf die Tanzkarte geschrieben habe: mein Idol. So nenne ich Sie.

Nun war er wieder überwunden. Als sie jetzt an ihm hinaufschaute mit so zärtlichem Ausdruck, da regte sich in seinem alten, junggebliebenen Herzen ein Sturm der Leidenschaft. Er mußte sich beherrschen, nicht nach ihrer Hand zu greifen. Ihm ward so wohl, so weh, ein heißer Blutstrom stieg ihm wie Schwindelgefühl zum Hirne. Die Hand stützte er auf die Klinke der Balkonthür und neigte sich ganz nahe zu ihr herab.

— Ah, Idol? — fragte er wieder. Nun fand sie die Worte:

— Ja, mein Idol. Mein Ideal. So wie ich mir den Mann denke, zu dem ich alles Vertrauen fassen könnte, dem ich alles sagen dürfte. Seien Sie mir nicht böse darüber. Wundern Sie sich nicht zu sehr. Es ist ja sonderbar, wenn ein Mädchen so ist und solche Sachen sagt, aber von dem ersten Augenblick an, wo ich Sie hier in Dresden gesehen habe, wußte ich ganz genau von Ihnen. Wissen Sie, wo das war? Es war nicht im Theater, als Ihr Sohn Wolff zu uns herübergekommen ist in die Loge, im „Tannhäuser". Nein, es war viel früher. Viel früher. Es war einmal als wir eben erst in Dresden angekommen waren. Da war meine Mutter im Hotel — im „Europäischen Hof" — geblieben. Und ich ging die Pragerstraße hinunter. Ich war allein. Wir Amerikanerinnen brauchen ja nicht immer eine Wache. Und ich glaube, es wäre doch ganz gut da gewesen, wenn eine Wache bei mir gewesen wäre, denn so habe ich Sie angeguckt, aber so . . .

Und sie blickte ihn groß an, daß er meinte, ihre Augen versuchten in seine Seele zu tauchen.

— Sie standen vor einem Bilderladen, in dem schlechte Sachen ausgestellt waren, süßliches Zeug. Und Sie machten ein so böses Gesicht, daß mein erster Gedanke war: Der hat Geschmack. — Und sofort war ich . . . war . . . ich . . . nun, ich war gefangen. Richtig gefangen. Ich dachte mir, so einen vornehmen, schönen alten Herrn hast du in deinem Leben noch nicht gesehen. Und so groß und schlank. Sie müssen nicht böse sein, wenn ich Ihnen das so sage, denn ich muß Ihnen doch erklären, wie ich zu dem Worte gekommen bin. Es lag mir gleich auf den Lippen. Gleich wußte ich es: ‚Idol'. Mein ‚Ideal', das klang mir nicht gut genug.

Das klingt wie so ein dummes kleines Mädchen. Nein . . . das wäre albern gewesen. Mein „Idol“, das klang anders. Ein Buchstabe ändert schon . . .

Einen Augenblick schöpfte sie Atem, denn sie hatte in großer Hast gesprochen. Dem alten Freiherrn war so eigen ums Herz, so zusammengeschnürt in der Kehle, daß er sie nicht mehr ansehen konnte und den Blick zur Seite wandte, während sie fortfuhr:

— Ich wußte aber doch nicht, wer Sie waren. Doch ich erfuhr es sehr bald. Jeder Mensch kennt Sie ja in Dresden. Ich glaube, am nächsten Tage wußte ich es schon. Dann traf ich Ihren Sohn Wolff, und der hat mir immer von Ihnen erzählt. Er meinte, er könnte nicht mit mir sprechen, der einzige Mensch, der mit mir sprechen könnte, das wäre sein Vater. Er kann manchmal so komisch sein, der Rittmeister! Aber ich habe mir nun immer wieder von Ihnen erzählen lassen, bis ich Sie ganz genau kannte, ehe ich nur ein Wort mit Ihnen gesprochen hatte. Als ich aber . . . wie ich Sie zum erstenmal traf . . . ach, ich hatte mir so genau vorgenommen, was ich alles sagen müßte, und ich habe kein Wort davon gesagt. Wie ich nun wirklich vor Ihnen stand, da hatte ich gar keinen Mut mehr.

Das begriff er nicht:

— Sie hatten keinen Mut?

— Nein.

— Aber Sie waren so ruhig und — kalt.

— Das bin ich dann immer. Das ist Verlegenheit.

Nun blieben sie einander gegenüber stehen, und sie redete nicht weiter, als ob sie jetzt wirklich verlegen wäre. Er fragte:

— Und dann?

— Dann . . . dann . . . sehen Sie, dann habe ich gefunden, daß ich mich doch nicht getäuscht hatte, daß Sie doch

so sind, wie ich Sie mir gedacht habe. Mit Ihnen kann ich sprechen. Alles sprechen. Sie verstehen alles. Sie gehen auf alles ein. Mit den meisten Leuten kann man sich doch eigentlich nicht recht aussprechen, man kommt niemals näher, niemals tiefer. Man bleibt immer an Äußerlichkeiten hängen. Bei Ihnen wußte ich, Ihnen könnte ich alles sagen. Zu Ihnen habe ich Vertrauen. Darum habe ich Sie eben mein ‚Idol‘ genannt.

Eva sah ihm wieder fest, vertrauend in die Augen. Der Zeremonienmeister fühlte Rührung in sich aufsteigen. Sein spätes Glück, das er sich erträumt und dunkel erhofft, sollte zur Wirklichkeit werden. Dieses Mädchens Herz schlug für ihn, sie fühlte sich hingezogen zu ihm, vom ersten Augenblick an. Eine übermenschliche Erregung faßte ihn, ließ sein Herz pochen, ihm die Adern schwellen an der Hand und lähmte fast seine Stimme, während sein Auge feucht ward, so daß er ihr kaum „Ja“ antworten konnte, als sie ihn fragte:

— Soll ich Ihnen nun das große Geheimnis anvertrauen, das ich Ihnen sagen wollte?

Sie suchte einen Augenblick nach Worten, dann begann sie ihm zu beichten, wie ein Kind dem Vater:

— Ich muß Ihnen etwas erzählen, was mir widerfahren ist. Ich muß, ich muß. Ich muß. Jemand muß ich's erzählen, und ich kann ja nur mit Ihnen davon reden, sonst mit keinem Menschen auf der Welt. Nur mit meiner Mutter, könnte ich davon sprechen, nur mit meiner Mutter, und mit meiner Mutter gerade kann ich es nie, denn das es ist eben, was uns auseinander bringen würde. Ich darf mit ihr nicht davon sprechen. Ihnen muß ich es anvertrauen, und Sie, Sie, mein ‚Idol‘, können mir vielleicht davon helfen . . .

Den Zeremonienmeister überfiel eine fürchterliche Angst, er möchte sich doch geirrt haben. Sein Alter kam ihm

lähmend zu den Sinnen. Was wollte sie? Was fragte sie? Es mußte etwas andres sein. Es fiel ihm ein, ganz jäh vorübergehend, daß sie ihm doch kein Geständnis machen würde. Was war es also, das sie ihm zu sagen hatte? Warum ihn um Rat bitten, wenn es ihn selbst beträfe?

Da meinte er ganz deutlich aus ihrem Anschauen zu fühlen, daß das keine Liebe wäre, daß so die Leidenschaft nicht blicke. So sah nicht das Weib aus, dem Manne gegenüber. Die schöne, stolze Eva hatte etwas wie ein anschmiegendes, vertrauendes, liebes zärtliches Kind.

Heiser sagte er:

— Ich will helfen, wenn ich kann.

Sie zuckte traurig zusammen:

— Ich glaube nicht, daß Sie mir helfen können.

— Was ist denn?

Jemand trat in die Thür. Man hörte Stimmen, dann blickte der alte Oberst herein, doch sofort zog er wieder den Kopf zurück und sie blieben allein im Zimmer. Nur die Klänge der Française tönten herüber aus dem Saal.

Unwillkürlich waren beide, die ganz nahe aneinander getreten, zurückgewichen, und der Zeremonienmeister sagte, indem er nach dem Eingang hinüberwies, mit trockener, rauher Stimme, schwer, als ob jedes einzelne Wort ihm Mühe bereite:

— Die . . . Française . . . wird . . . gleich . . . zu . . . Ende . . . sein . . .

— Eine . . . zu . . . Ende? — fragte sie verstört. Er wiederholte:

— Zu . . . Ende . . . Dann kommen sie alle herein . . .

— Es wird mir so schwer . . .

— Schwer?

— Ja, so entsetzlich schwer.

Ihre Unsicherheit gab ihm die Fassung zurück, und er sprach weich:

— Sie wollten doch Vertrauen zu mir haben.

— Ja, das wollte ich . . .

— Dann erzählen Sie.

— Es ist nur kurz.

— Ich will alles hören.

Und in einer Ahnung überwand er sich mit Aufbietung aller Willenskraft:

— Sprechen Sie so, als ob Sie zu einem Vater sprächen.

Eva zögerte immer noch, bis sie bat:

— Sie dürfen mir nicht ins Gesicht sehen.

— Ich sehe Sie nicht an.

Er drehte sich gegen die Scheibe und blickte in die Nacht hinaus. Da begann sie zu erzählen:

— Es war vor zwei Jahren. Wir waren den Sommer im Engadin in Sankt Moritz . . .

Als sie wieder stockte, sprach er mit leise bebender Stimme:

— Es ist schön dort . . .

— Ja, es ist schön . . . es war schön . . . Wir . . . wir . . . lernten . . . in unserm Hotel einige Leute kennen . . . und auch einen jungen Mann. Der war mit seinen Geschwistern dort, seiner Schwester und seinem Schwager. Er war Kunstgelehrter. Und wir verkehrten mehr miteinander, weil sie uns sehr gut gefielen. Er war vielleicht . . . er ist dreiunddreißig Jahre . . . Wir gingen zusammen spazieren, machten endlich Ausflüge zusammen im Wagen. Meine Mutter hatte die andern sehr gern, seine Geschwister, die viel älter waren als er, und sehr . . . ziemlich oberflächlich. Sie amüsierten sich gern, vor allem die Frau, und sie waren auch viel gereist, sprachen auch sehr gut englisch. Sie paßten gut zu meiner Mutter. Aber der junge Mann, der war ganz anders,

sehr wenig für das Äußere. Mit seiner Schwester verstand er sich nicht. Da kam es von selbst, daß die mit meiner Mutter sprachen und ich mit dem jungen Kunstgelehrten. Und er lehrte mich alles. Er erzählte immer von seinen Studien. Er wußte alles, er hatte alles studiert, und weil sie vermögend sind, hatte er auch alles gesehen, war überall gewesen . . .

Eva Bancroft hielt inne. Sie war fest und sicher geworden und hatte in ruhigem Tone erzählt. Jetzt blickte sie den alten Freiherrn ängstlich an:

— Sie verstehen mich nicht?

— Doch, ich verstehe Sie.

— Und begreifen, daß ich es nicht gleich so erzählen konnte?

Sie hatte noch nicht zu Ende gebeichtet, und doch wußte er genau, was geschehen. Eine eisige Kälte zog in sein Herz, seine Seele erstarrte. Es war ihm, als ob sein ganzer Leib erkalte.

Tonlos fragte er:

— Und Sie liebten ihn?

— Ich liebe ihn.

— Sie lieben ihn noch?

— Ich liebe ihn.

Einen Ausdruck hatte ihre Stimme angenommen wie ein brünstiges Gebet, sie zitterte, ihre Augen wurden weit, richteten sich zum Fenster hinaus, als suchten sie ihn in der Ferne.

Der Zeremonienmeister fragte weiter, schnell und kurz:

— Und er liebt Sie?

— Nein.

— Liebt Sie nicht?

— Nein, nein, nein.

— Er liebt Sie nicht?

Er begriff es nicht. Das gab ihm jäh neue Hoffnung. Er faßte nach ihrer Hand, und wie eine leise Freude klang es aus seiner Stimme, als er fragte:

— Er liebt Sie nicht mehr?

Sie schüttelte den Kopf:

— Nie hat er für mich etwas gefühlt. Nie. Ich bin ihm gleichgültig. Und ich kann ihn doch nicht vergessen. Verstehen Sie, daß ich das niemandem anvertrauen kann? Ein Mädchen kann es nicht verraten, daß sie einen Mann liebt, der nichts von ihr wissen will. Aber es nagt mir das Herz ab, es zu sagen, mich anzuvertrauen. Ich mußte Ihnen erzählen von ihm. Ich mußte jemand von ihm erzählen. Meiner Mutter darf ich nicht davon sprechen. Die versteht mich nicht. Die sagt, ein Mädchen, das einen Mann liebt, der nichts von ihr wissen will, die ist verrückt. Sie nennt das eine Albernheit. Wir mußten aus Florenz fort, weil er dort ist. Sie sagt, ich werfe mich weg. Sie versteht mich einfach nicht. Und ich kann doch nicht anders. Ich kann einfach nicht anders. Deshalb sind wir in Dresden.

Der Zeremonienmeister blickte sie an mit tiefem Weh wie sie so vor ihm stand, eine ganz andre als bisher. Gar nicht die stolze, schöne Miß Bancroft, sondern das demütige Weib — Eva. Und seine eigne Enttäuschung, das eigne Leid seiner Brust, das sich gedämpft bei ihren Worten, das hoffnungsvoll aufgeflammt war bei ihrer Erklärung, daß sie nicht wiedergeliebt werde, wandelte sich sacht in ein tiefschmerzliches Empfinden, ein süßes Mitleid mit diesem schönen, jungen Geschöpf an seiner Seite, das durch einen andern unglücklich war, wie sie selbst ihn in dieser Minute unglücklich gemacht.

— Habe ich nicht gewußt, daß ich es Ihnen sagen konnte — fragte sie da. Schmerzlich erwiderte er:

— Sie können mir alles sagen.

— Ich mußte es los werden. Es hat mir so wohl gethan, das zu sagen. Ich muß jemand haben, dem ich mein Herz ausschütten darf. Ich dachte mir, so müßtest du mit deinem Vater sprechen können, wenn er noch lebte, denn meine Mutter versteht mich nicht.

Und plötzlich, ehe er es hindern konnte, griff sie schnell nach seiner Hand, blickte sich scheu um, ob es niemand sähe, und zog sie an den Mund.

Es war geschehen, ehe er es hindern konnte, und fast im selben Augenblick verkündete der Lärm vom Saal, daß die Française zu Ende sei.

Nun strömten lachend und scherzend die Paare herein, so daß in wenigen Sekunden alles belebt war.

Wolff war einer der ersten gewesen und wandte sich sofort zu Miß Bancroft, so daß es für die übrigen so aussehen konnte, als hätten die beiden miteinander getanzt.

— Ich glaube, es ist sehr heiß geworden! — meinte der Zeremonienmeister zum Oberst von Haide. Dann bückte er sich, um den Riegel der Balkonthür zu öffnen, die er in einem Spalt offen stehen ließ, damit ein wenig frische Luft hereinströme. Eine zweite Thür war knapp daran, mit der ersten eine Art von Windfang bildend. Er verschwand in der Dunkelheit des Raumes zwischen beiden und stieß nun, wo ihn niemand mehr sah, auch die zweite Thür auf.

Siedend heiß war ihm. Die frische Luft that ihm wohl, so daß er in bloßem Kopf und dünnem Frack, wie er war, hinaustrat auf den Balkon. Er bemerkte nichts von der Kälte. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen zum Zerspringen. Ein Aufruhr tobte in ihm. Er sah nichts, er fühlte nichts, seine Gedanken waren allem äußerlichen Empfinden entflohen. Schwer atmete seine Brust. Er strich sich den Bart, legte die Hände an das glühende Gesicht, schloß die

Augen. Dann zog er mechanisch das Tuch aus der Tasche und trocknete sich die nasse Stirn.

Wenn er vorbereitet gewesen wäre darauf, meinte er, hätte er es anders hingenommen. Er wußte kaum mehr, was er ihr geantwortet, wie er nur die Ruhe gefunden, den Schlag zu ertragen.

Sie stand in Gedanken immer noch vor ihm, mit den trostlosen Augen, als sie ihm erzählt, der andre liebe sie nicht. Dieser Ausdruck! Dieser Jammer in dem Blick! Wie ihre Züge verzerrt gewesen unter der Leidenschaft.

Ein großer Zorn und Ingrimm bemächtigte sich seiner. Er ballte die Faust, als müsse er sich gegen einen Angreifer wenden. Er wollte den andern zur Rechenschaft ziehen. Er fühlte sich kräftig und jung. Sein Alter sollte ihm nicht den Deckmantel bieten, das schweigend mit anzusehen. An der Schläfe schwoll ihm jäh die Ader. Es schüttelte ihn, er zuckte zusammen, wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, was thun.

Und wieder faßte er sich an den Kopf.

Dabei traf sein Arm die Wand. Das brachte ihn plötzlich zur Wirklichkeit zurück, und nun blickte er um sich, viel ruhiger, immer ruhiger, endlich fast ganz ergeben. Er wußte selbst nicht mehr, was er in diesen wenigen Sekunden gedacht. Er fühlte jetzt nur, wie ihm das Blut langsam zurückebbte aus der Stirn.

Da ward er schwach, taumelig, wirbelig. Er stemmte die Hand gegen die Fensterbrüstung und atmete tief. In diesem Augenblick wollte er nur Ruhe haben, nur Ruhe, nichts denken. Und ihm waren auch die Gedanken, die Erinnerung wie geschwunden.

Die Besorgnis kam ihn an, er möchte gefallen sein, denn er wußte nichts von den Momenten vorher, und sein Arm

schmerzte. Er griff danach und stäubte den Schmutz der Wand vom Ärmel seines Frackes. Dann tastete er nach den Orden, die er heute trug, nach dem Johanniterkreuz und den Komturen, nach der kleinen Kette am Knopfloch des Aufschlages. Als ob er gefallen sei, faßte er in die Tasche seiner weißen Weste mit irrenden, unsichern Fingern, nach der Uhr zu fühlen.

Er würde sich nicht gewundert haben, hätte er sie verloren.

Dann versenkte er ganz ruhig die Hände in die Taschen, und sann, dachte an Eva, an ihr Geständnis, ihre Augen, ihren Ausdruck. Er stellte sich den andern vor, den sie liebte, wie er wohl aussähe.

Dann kamen ihm Erinnerungen, weit ab von dem, was er eben erlebt. Bis zur Kindheit ging es zurück, und da stand seine zweite Frau wieder vor seiner Seele, sein armes, häßliches, kleines Entlein. Doch nur ein Blitz, dann sah er wieder Eva an ihrer Stelle, aber nicht mehr die Eva im Theater, mit dem sinnenden, nach vorn geneigtem Haupt und der Krause, die sie wie ein Stuartmantel umstand, sondern die Eva mit dem todestraurigen, verzweifelten Ausdruck, als sie gesagt, jener liebe sie nicht.

Und er fühlte Mitleid mit ihr, obwohl sie ihn nicht liebte. Sein Herz ward weich gegen sie. Er konnte sein eignes Leid über dem ihren vergessen. Er atmete wieder ruhiger, stiller, er starrte fast unbewegt hinaus in die dunkelnde Bläue vor seinem Blick.

Es war ganz still um die Terrasse herum. Durch die entlaubten, winterkahlen Bäume konnte er hinunterschauen auf den Weg, der gitterumzogen um das Belvedere lief. Breite Lichtkegel fielen aus den Fenstern des untern Stockwerkes, wo das Ballsouper gedeckt war, hinaus auf die Steinplatten. Und unten im Schatten, der durch ein Fensterkreuz gebildet ward, und sich verbreiterte, weiter ab, sah er plötzlich zwei

Menschen stehen, hart am Geländer, ganz vorn, wo es im Winkel aussprang nach dem Strom, der unten rauschte.

Es waren ein Mann und eine Frau. Unbeweglich standen sie dort, nahe zu einander gebeugt. Ein Arbeiter schien er zu sein, den Kragen trug er hochgeschlagen. Sie hatte ein großes Tuch um die Schultern gelegt. Eng schmiegten sie sich aneinander und schauten hinab auf die Straße, die unten zwischen Fluß und Terrasse hinlief.

Es war, als ob sie sich nichts sagten. In der Winterkälte hatten sie sich hier oben in halber Nacht gefunden. Vielleicht durften sie sich daheim nicht sehen.

Da sprachen sie doch miteinander. Immer ein paar kurze Worte, um dann wieder zu schweigen. Schließlich wurden sie lebhafter, aber man konnte nicht verstehen, was sie redeten. Zu erzürnen schienen sie sich. Sie wandten sich voneinander. Der Mann ging. Unbeweglich blieb die Frau stehen. Er drehte um und kam noch einmal zurück. Ein paar Worte wechselten sie, dann ging er zum zweitenmal, die Hände in die Taschen versenkt, sich in den Hüften wiegend. Seine schweren Stiefel klappten auf den Steinen in der stillen Nacht.

Er kehrte nicht zurück.

Sie blieb unbeweglich stehen. Das Tuch zog sie fester um die Schultern. Immer starrte sie hinab. Dann duckte sie sich zusammen, und es schien dem alten Freiherrn, der mit offenen Augen die beiden unten verfolgt, als berge sie das Antlitz in den Händen.

Und wie er diese Menschen dort unten gesehen, die in der Stufenleiter des Lebens so weit unter ihm standen, wie er hier vom hohen Standpunkte des Balkons auf sie herniederblickte, da streifte den alten Lebenskünstler ein Hauch der Ewigkeit. Ein Erkennen, wie Menschen Menschen bleiben allüberall, wie sie gleichen Gesetzen unterliegen und erliegen.

Das Menschenherz war dasselbe, dort unten wie hier oben, überall zogen sich die Menschen an und stießen sich ab, thaten sich Weh und Gutes. Kein Leid, das einen traf, hatte nicht Millionen erreicht.

Und wozu? So kurz schien ihm das Leben, so beängstigend kurz und klein. Und in dieser Spanne Zeit, nur wie einer Eintagsfliege Dauer, sollten Menschen Menschen das bitterste Leid anthun?

Ein großes Allerbarmen überschlich ihn, Weichheit und Milde. Er hoffte, vergessen zu können, daß er eben ins innerste Lebensmark getroffen, die größte Enttäuschung seines Daseins erlebt.

Sie hatte nicht weh thun wollen, ihn verletzen, sie hatte ihn getroffen, ohne daß sie es ahnte. Er wollte ihr helfen, sie trösten. Er wollte sie aufrichten in ihrem Leid, sich selbst seinen Kummer aus der Seele reden.

Der Zeremonienmeister staunte über sich, daß er glaubte, diesen Schlag so schnell überwunden zu haben! Was hätte er früher gethan, wie hätte er getobt, gerast, gekämpft. Und nun war er ganz still?

Er war alt.

Plötzlich empfand er, jäh, als sei ihm die Binde von den Augen gerissen: er war alt, alt, alt. Ihm floß das Blut nicht mehr hell und flüssig durch die Adern, es tobte und brandete nicht mehr. Er war weich, wo er einst felsenhart gewesen, er empfand Mitleid, wo er einst gekämpft hätte, er wollte Wunden verbinden, er, der sie sonst geschlagen.

Und daß er es empfand, erschreckte ihn: das Gefühl des leisen Alterns — nicht das Alter.

Als er wieder hinunterblickte, war das Weib verschwunden, der Platz leer. An der Stelle glitzerten durch das Gitter der Brüstung hindurch die Wellen der Elbe.

Nur Minuten, ganz kurz hatte sein Gedankengang gewährt.

Jetzt fühlte er plötzlich die Kälte der Winternacht. Es überlief ihn ein Schauer, und fröstelnd schüttelte er sich, zog unwillkürlich den Frack über die Brust zusammen und trat ins Haus zurück.

— Aber Väterchen, du bist draußen gewesen? Du kannst dir den Tod holen! — empfing ihn drinnen Grete, die nicht weit von der Thüre gestanden.

Mit dem Eintritt in den erleuchteteten Saal und dem Blick auf das Treiben geputzter Menschen, das eine ganz andre Welt bedeutete, war auch eine völlig neue Stimmung mit einem Schlage über den Zeremonienmeister gekommen. Er rieb sich, noch immer leicht zusammenzuckend vor Frost, die Hände und sagte scherzend:

— Der Tod holt mich ja doch bald einmal.

— Aber wie redest du denn, Väterchen! — meinte Grete schmollend.

Sie stand neben dem Rittmeister Graf Steffeck, der sie zum Souper führen sollte. Dieser meinte sofort:

— Herr von Sonntheim, warum haben Sie mir nur nichts gesagt? Ich hätte doch gern die Thüren zugemacht. Außerdem . . . außerdem, diese alten, verrosteten Thürriegel gehen einem höllisch über die Pfoten.

Dabei betrachtete er die eignen klobigen Finger, als ob er sich eben beim Zuriegeln selbst wehe gethan.

— Papa hat keine Pfoten! — antwortete ihm Grete in etwas naseweisem Ton. Er ward eine Färbung dunkler im Gesicht:

— Pardon . . . Das ist mir so entfahren. Ich dachte an meine eignen.

— Sie haben auch keine Pfoten! — verbesserte unerbittlich das junge Mädchen.

Der Zeremonienmeister wandte sich belustigt ab, indem er zu seiner Tochter sprach:

— Grete, du mußt nicht so grob sein!

Er hörte nicht mehr, wie Graf Steffeck treuherzig zu Grete sagte:

— Sie wissen ja ganz genau, daß ich nichts übel nehme. So wie ich alles sage, so lasse ich mir auch von Ihnen alles sagen.

Dem alten Freiherrn war jetzt wieder ganz erlöst und entladen zu Sinn. Er wandte sich nach allen Seiten, um mit seinen Gästen ein Wort zu reden, als empfinde er das Bedürfnis, seine lange Abwesenheit zu entschuldigen. Der Generalin Achilles wußte er etwas Liebenswürdiges über ihre Nichte zu sagen, die heute nicht anwesend war, Frau von Kircheisen fragte er nach der Gesundheit ihres Mannes, und dieses oder jenes junge Mädchen sprach er an.

Er wollte sich betäuben, wollte an gar nichts andres denken als an seine Pflichten als Gastgeber.

Wieder, wie im Anfang, standen die jungen Mädchen zusammen, die Herren mehr oder weniger auch, die älteren Herrschaften saßen hier und dort. Einzelne Töchter hatten für einen Augenblick neben ihren Müttern Platz genommen, die ihnen weise Lehre gaben, sie möchten nicht allzuviel tanzen, sie sollten auch einmal einen Tanz ganz aussetzen, sie dürften beim Heruntergehen zum Souper ja nicht ihren Umhang, Spitze, Shawl vergessen, um sich nicht zu erkälten.

Die Mädchen hörten aufmerksam zu oder thaten so, alle gleichmäßig, mit der festen Absicht, so sehr und viel, so schnell und lange zu tanzen, als es ihre Herren nur verlangen möchten, und wenn sie darüber auch augenblicklich der Schlag rührte.

Ab und zu ward die Pause noch dazu benutzt, um einige vergessene Vorstellungen nachzuholen. Baronin von Urbenz-Urbin winkte ihre Tochter herbei und flüsterte ihr zu, auf eine spitznasige, magere Dame deutend:

— Meine alte Freundin. Wir waren zusammen im Altenburger Stift. Sei aber auch recht nett. Es ist eine so liebe, alte Bekannte, und sie interessiert sich so für dich.

Dann machte Fräulein von Urbenz-Urbin einen tiefen Knix und wartete, bis die spitznasige, alte Freundin ihrer Mutter das Wort an sie richten würde, um in diesem Falle „recht nett" zu sein. Doch zu einer Anrede kam es gar nicht. Das junge Ding ward nur betrachtet, und die Mutter erzählte unausgesetzt von den guten Eigenschaften der Tochter, bis sie beide aufs Altenburger Stift zu reden kamen und jede einzelne Schulfreundin von damals in ihrem ganzen Lebensgange verfolgten.

Das junge Mädchen benutzte diese Gelegenheit, um sich allmählich zurückzuziehen. Die liebe, alte Bekannte, die sich so sehr für sie interessierte, ward es gar nicht gewahr.

Wolff rief zum Souper. Es hatte sich etwas verzögert, nun war es endlich so weit.

Die Herren gaben den Damen den Arm, und man stieg die Treppe hinab zum Untergeschoß. Der kleine Leutnant, der mit Miß Bancroft getanzt hatte und durch den Zeremonienmeister vertrieben worden war, schwitzte, daß ihm nur immer so das Wasser herunterlief. Er ging ohne Dame, um die er sich gedrückt, mit einem nicht viel größern Ulan ganz zuletzt:

— Das hat mich aber herumgerissen! — meinte er, sich Kühlung mit dem ausgebreiteten Taschentuche zufächelnd. Der andre, der mit ihm auf Reitschule gewesen, flüsterte ihm zu:

— Wir bilden eine feuchte Ecke. Heimbach kommt auch dazu. Weißt du, wir wollen uns um die Weiber gar nicht kümmern.

Dazu gab der andre seine Zustimmung, weil er wegen Miß Bancrofts Abspenstigkeit vorhin, meinte, das gesamte Geschlecht verachten und hassen zu sollen, obwohl er bis jetzt wie ein Rasender getanzt hatte.

— Dann braucht man wenigstens mit den Gänsen nicht zu quatschen! — wie er seinem Freunde gestand.

Unten im Saal, in seinen Abmessungen genau dem Tanzsaale oben entsprechend, standen überall Tafeln gedeckt. In der Mitte befand sich eine größere, Dort waren die Älteren gesetzt worden: Gräfin Behnen mit Prinz Ludwig Trenn, ihr gegenüber, mit der Prinzessin, der Zeremonienmeister. An dem Tisch saßen noch Minister von Schaff, Frau von Schaff, General Baron Estenberg, Generalin Achilles, Oberstleutnant von Falland, Geheimrat von Rendt und Frau, sowie ein paar Generäle, Hofchargen und Diplomaten.

Rechts hatte Wolff nebst ein paar Kameraden die ganze Clique um sich versammelt, zu der sich Poldi Derndorff hinzugefunden als letzter Stempel der Echtheit.

Links präsidierte Graf Behnen einem Tisch, an dem Miß Bancroft saß, die er zum Ärger seiner Frau engagiert. Der Kammerherr hatte die ältere Prinzessin Trenn bereits zum Cotillon, so daß er sie diesmal nicht auch hatte verpflichten können. Dafür saß er wenigstens neben ihr und ließ nun ihren Herrn, den langen Amtshauptmann von Adamczyk, gar nicht zu Worte kommen, so daß jener auch diesen Abend zur Anknüpfung baldiger Eheaussichten verloren geben mußte.

Nach den ersten Minuten blickte sich der alte Freiherr nach Grete um. Er hatte seine Kinder alle gesehen, auch seine beiden Enkel, von denen Egbert sogar eine Dame bekommen: die Tochter des alten Oberst von Haide, während Botho sich mit den beiden kleinen Leutnants, von den Dragonern und Ulanen, sowie mit Leutnant von Heimbach, einem dicken, rotnasigen Infanteristen, in eine „feuchte Ecke“ zurückgezogen.

Poldi Derndorff war darüber außer sich:

— Sehen Sie mal, Sonntheim, da drüben die vier Herren ohne Damen. Das ist doch eigentlich toll!

Wolff freute sich nur darüber:

— Die fühlen sich riesig schlau. Ich wollte, ich hätte auch keine Dame.

Sofort bekam er dafür von Miß Grosvenor einen Schlag auf die Finger.

— Ihr Fächer geht kaput!

— Dann müssen Sie mir einen neuen schenken.

— Ich habe keine Lappen augenblicklich.

— Ich warte so lange.

Wolff neigte sich zu Fräulein von Cypriani auf der andern Seite und fragte, aber absichtlich so laut, daß es Miß Grosvenor hören mußte:

— Glauben Sie nicht, daß eine Mark fünfundsiebzig anständig genug ist für einen neuen Fächer? Mehr werde ich doch keinesfalls dranhetzen!

Die Clique hatte so gelacht, daß man an den Nachbartischen nach ihr blickte. Nun trat ein Augenblick der Erschöpfung ein, und Wolff konnte sich umthun. Er mußte sehen, daß alles klappte, daß das Servieren schnell geschah, daß der Wein nirgends fehlte. Scherzend rief er seinem Neffen in der feuchten Ecke zu:

— Botho, habt ihr genug Sekt?

— So ziemlich, — klang es zurück, und der Student wurde puterrot, weil die Clique die Damenverächter drüben geringschätzig betrachtete.

An den Fenstern, die nach der Flußseite der Terrasse hinausgingen, saß Rittmeister Graf Steffeck mit Grete. Fast nur Steffecks gab es an dem Tisch: alle sechs, die auf dem Balle anwesend, waren bei einander. Die schöne Gräfin mit ihrem Mann, ihre kleine Schwägerin, Gräfin Steffeck, der Assessor und der Attaché. Dazu die jüngere Trenn und Fräulein von Derndorff.

Man machte sich an den andern Tischen darauf aufmerksam:

— Das ist ja die reine Steffeck—eckerei! — meinte ein kleiner, dicker Herr mit dröhnendem Lachen, indem er sich umblickte, ob sein Witz auch Beifall gefunden, und Oberstleutnant von Falland sagte vergnügt zu seinem Nachbarn, einem Diplomaten außer Dienst, der in Wohlthätigkeits- und Militärvereinen seine Tage beschloß:

— Bist du mit Steffecks oder Sonntheims verwandt?

— Warum? Mit keinen von beiden.

— Sieh doch mal da drüben die Steffecks, wie die famos die kleine Sonntheim ‚eingetrieben‘ haben.

Der Diplomat lächelte:

— Wer soll sie denn zu Schuß bringen von den Steffecks?

— Mein Rittmeister natürlich.

Und drüben am Steffecktisch war es, als würde, wie auf Verabredung, Grete rings umschlossen, so daß kein andrer herankommen konnte und der Rittmeister freies Feld hatte, ohne einen feindlichen Bewerber fürchten zu müssen.

Er sprach von den Freuden und Leiden der kleinen Garnison, er drückte seinen Abscheu aus vor den Gesellschaften in den schärfsten Worten, er meinte, sein Ideal wäre, fern von der großen Welt zu leben. Darin sei er genau so wie sein Kommandeur, Oberstleutnant von Falland, und wenn sie einmal den Abschied nähmen oder kriegten, so würden sie zusammen ein Waldgut pachten und dort als alte Junggesellen sterben.

Das fand Grete sehr traurig. Sie fühlte Mitleid mit dem Rittmeister, und seine Schilderung gefiel ihr sehr, denn auch sie meinte, trotz ihrer achtzehn Jahre, daß Weltflucht das einzig Erstrebenswerte sei. Dabei dachte sie allerdings

hauptsächlich an die Angst, die sie immer vor allen Gesellschaften befiel, und an die Furcht, die sie empfand, neue Menschen kennen zu lernen. Ein einsames Waldgut kannte sie nicht, sie stellte es sich nur sehr romantisch vor, und bei den Worten tauchte in ihrer Phantasie etwas auf wie Eichenwälder, Wipfelrauschen, tiefer Schatten in brennender Mittagsglut, ein Schmuckkästchen von einem Haus, oder ein altes, kleines Schloß mit Kaminen und Eichendecken, Hauskapelle und einstigem Verließ.

Der Rittmeister fragte:

— Würden Sie solch ein Leben verstehen können?

— O ja.

— Wirklich?

— Ganz gut.

Das freute ihn, nnd er seufzte erleichtert auf:

— Gott sei Dank! Wissen Sie, man kann's nie wissen. Das ist manchmal eine ganz verfluchte Geschichte.

Sie unterbrach ihn ruhig:

— Nicht fluchen.

— Also gut. Ich meine, man kann nie wissen, wie so'n Mädchen ist. Und ich könnte eine, die immer bloß auf die Bälle geschleppt werden will, nicht brauchen.

— Das will ich aber doch auch gar nicht! — meinte Grete treuherzig.

Nun wurde er wärmer:

— Sie wollen's also nicht?

— Nein, ich nicht.

— Das ist famos. Aber wissen Sie's auch bestimmt? Vielleicht irren Sie sich doch.

— Nein, ich irre mich nicht!

Der Rittmeister legte die Gabel aus der Hand und rückte Grete ein Stück näher, ohne sich im geringsten um irgend

jemand anders zu kümmern, während die übrigen Steffecks am Tisch, die jüngere Trenn und Fräulein von Derndorff beschäftigten. Er begann einen regen Meinungsaustausch wie eine Prüfung mit dem jungen Mädchen anzustellen, in seiner aufs Ziel gehenden, geraden, ehrlichen Art:

— Da giebt's so 'ne Anzahl junge Damen in der Gesellschaft: die Cypriani, die Tyndall, die Grosvenor, die Lindenburg, die Heinemann, genug, Sie wissen schon, die halten ja immer zusammen, diese Blase. Mögen Sie die?

— Nein.

— Ein bißchen?

— Nein, gar nicht.

— Das finden Sie nicht chic, diese Manier?

— Nein.

— Gut. Nun weiter. Was sagen Sie zu Poldi Derndorff und Konsorten?

— Mag ich auch nicht.

— Schwerebrett noch mal, das freut mich. Diese Parkettrutscher und Lackonkels kann ich für'n Tod nicht vertragen.

Grete fing an zu lachen, indem sie meinte, das wäre knapp an der noch möglichen Ausdrucksweise hin. Er versprach zuerst, sich zu bessern, meinte jedoch dann, so sei er nun einmal seit über dreißig Jahren, ob sie sich wohl daran gewöhnen würde? — Ja, — antwortete sie. Nun fragte er weiter, ob sie sich mit dem Gedanken vertraut machen könnte, in eine kleine Stadt zu ziehen, Dresden zu verlassen. Er sprach nicht gerade von Bautzen, doch aus seinen weitern Fragen ging es hervor: ob sie sich das Leben im Regiment würde nett denken können, wie sie mit Wolff stünde, wen sie von den Kameraden genauer kenne.

Das alles kam kurz hintereinander, mit großer Sicherheit,

und als Grete ihr Examen zu seiner Zufriedenheit bestanden, schenkte er ihr leeres Glas voll Sekt, stieß mit ihr an und sprach herzlich:

— Sie sind ein famoses Mädel.

Sie wollte ihn wieder verbessern und ihm sagen, daß er sie nicht „famoses Mädel“ zu nennen habe, doch das Wort blieb ihr in der Kehle stecken, und sie antwortete gar nichts, sondern schlug bloß die Augen nieder. Sie fühlte, ohne hinzusehen, daß er immer noch nicht trank, sondern sie anblickte.

— Soll ich mal nachher mit Ihrem Vater reden? — fragte er da einfach.

Grete überkam eine entsetzliche Angst. Sie ward sich in diesem Augenblicke erst klar, was geschehen. Er würde also um sie anhalten. Daran hatte sie nicht gedacht, das gar nicht für möglich gehalten. Eine Verlobung hatte sie sich in ihren Mädchenträumen gänzlich anders ausgemalt. Wie, darüber war sie sich freilich nicht im reinen, aber jedenfalls nicht so. Sie meinte, es müßte wohl poetischer zugehen. Es war ihr zu klar und einfach gewesen, nüchtern und so unglaublich schnell, Hals über Kopf. Wie sie ihn fand, wußte sie gar nicht recht, hatte nie daran gedacht, und nun sollte sie das entscheiden.

Er fragte noch einmal mit denselben Worten. Sie empfand nur eine fürchterliche Angst. Das mußte heute abend noch auf dem Balle zur Entscheidung kommen und bekannt werden? Das wollte sie auf keinen Fall, und in dieser Befürchtung, um die drohende, verlegene Lage abzuwenden, stotterte sie:

— Morgen, bitte, erst morgen, o, bitte, bitte, erst morgen!

Verwundert blickte Graf Steffeck das flehende junge Mädchen an, als wollte er sagen: — Warum nicht heute? — Doch nachdem er sein Glas bis auf den letzten Tropfen geleert, meinte er zufrieden lächelnd:

— Gut, also da setze ich morgen den Helm auf!

Damit war die Sache geschehen, Grete wußte gar nicht, wie, und ehe sie noch recht zur Besinnung kam, kündigte allgemeines Stuhlrücken an, daß aufgestanden wurde. Graf Steffeck bot ihr den Arm. Es schien ihr, wobei leise das Blut in ihre Wangen stieg, als ob er ihre Hand an sich drücke.

Die übrigen Steffecks schlossen sich vorn und hinten an, so daß es schon jetzt wie ein Hochzeitszug aussah.

Der Zeremonienmeister hatte den Tisch wie die andern gesehen, doch nichts Auffälliges dabei gefunden. Seine Gedanken waren immer weit ab. Er wunderte sich über sich selbst, daß er so die Ruhe wiedergefunden, daß er mit seinen Nachbarn am Tisch zu plaudern vermochte, als ob nichts geschehen. Aber er hatte sich sein ganzes Leben hindurch an Haltung und Selbstzucht gewöhnt. Gesellschaftliche Pflichten waren ihm derartig zur zweiten Natur geworden, während seines Hoflebens hatte er so manches herunterschlucken, zu so vielem schweigen müssen, daß er ganz mechanisch hätte eine Unterhaltung führen können, auch wenn sein Herz weit entfernt weilte.

Und die Jahre hatten ihm Ruhe gegeben. Er meinte, vielleicht könne er gar nicht mehr so empfinden wie in jüngern Jahren. Doch wenn er zu Eva hinüberschaute, die still, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihrem Platze saß, dann krampfte sich ihm doch das Herz zusammen, und er ward seiner Empfindungen nicht Meister.

Er wollte nicht hinsehen, er wollte seine Gefühle im Zaume halten, und er brachte es dennoch nicht über sich, keinen Blick auf Eva zu werfen. Sie sah ihn nicht an. Ihre Augen blieben immer auf ihrem Teller haften, sie nickte nur ab und zu, aber es schien dem alten Freiherrn, als nicke sie zu allem und jedem, was ihr Graf Behnen auseinandersetzte, der ihr eine große Rede nach der andern hielt, als sei er in der

Kammer und nicht an einem gemeinsamen Ballsoupertisch, wo Rede und Gegenrede hin und her fliegen sollten.

Als nun endlich aufgestanden wurde, war es dem Zeremonienmeister eine Erlösung. Er reichte der Prinzessin Ludwig Trenn den Arm und schritt mit ihr in dem Gewirr der Menschen, die gleich ihnen zum Ballsaale strebten, die Treppe hinan.

— Sind Sie nicht wohl, lieber Baron? — fragte seine Dame besorgt.

— Weshalb?

— Sie sind blaß!

Mit leise schmerzlichem Gefühl antwortete er:

— Ich kann doch nicht einen Teint haben wie ein junger Mann von zwanzig, dreißig Jahren.

— Nein, aber im Ernst, Sie sind blässer als gewöhnlich.

— Vielleicht habe ich mich erkältet. Ich habe vorhin die Balkonthür aufgemacht und bin einen Augenblick draußen stehen geblieben.

Die Prinzessin hüstelte, zog sich den Umhang straffer um die Schultern und meinte, mit den emporgezogenen Augenbrauen eine bedenkliche Miene annehmend:

— Das ist aber leichtsinnig. Aus dem heißen Saal gehen Sie so in die kalte Winternacht hinaus? Wie können Sie solche Streiche machen, lieber Baron. Das rächt sich immer sofort, wenn man nicht mehr jung ist!

Das gab seinem Empfinden einen kleinen Stoß. Er richtete sich auf und meinte:

— Ach was, ich bin nicht so. Mir thut's nichts. Das wäre auch wahrhaftig noch besser! Dann wäre man ja keinen Schuß Pulver wert und könnte nur gleich in die Grube fahren!

Und er schritt wieder stramm und fest, während die

Prinzessin an seiner Seite, in steter Besorgnis vor Zug und Erkältung, sehr wichtig und ernst sagte, als müsse sie einem jungen Sausewind ins Gewissen reden:

— Nehmen Sie das ja nicht zu leicht, lieber Baron! Ja nicht zu leicht. Das macht mich ja ordentlich besorgt um Sie, gerade jetzt, wo immerfort die Influenza in Europa umgeht. Damit ist gar nicht zu spaßen! Vor allem bei ältern Leuten. Denken Sie nur, der dünne Anzug und die Kälte draußen, und windig wird es wohl auch gewesen sein, denn der Wind bläst tüchtig hier oben um das Belvedere herum. Wie leicht wirft sich das auf die Lunge.

Der Zeremonienmeister hörte nur ungeduldig zu. Gerade in diesem Augenblick, in seiner jetzigen Gemütsverfassung, berührte es ihn peinlich, an die Gebrechlichkeit des Alters erinnert zu werden. Und als wollte er alle diese Gedanken von sich schütteln, machte er, als sie oben im Ballsaale standen, seiner Dame eine Verbeugung als Aufforderung zum Tanz. Sie fragte zögernd:

— Wollen Sie wirklich tanzen?

— Natürlich!

Er flog mit ihr durch den Saal, führte sie sicher und zog sie mit in den Schwung hinein, die etwas schwerfällige, aus der Übung gekommene ältere Frau herumwirbelnd, als ob er ein junger Leutnant wäre. Man machte ihnen Platz, einige Paare hörten auf zu tanzen, andere beschränkten sich auf den untern Teil des Saales. Alles wollte den Zeremonienmeister tanzen sehen, und ein leises, respektvolles „Ah, ah, ah!“ von allen Seiten ward gehört.

Als er die Prinzessin zu einem Sofa brachte, erblickte er Miß Bancroft. Sie war allein. Da benutzte er den Augenblick, daß der General Baron Estenberg mit Prinzessin Trenn ein Gespräch begann über die Bequemlichkeit oder Unbequem-

lichkeit des in Blasewitz außerhalb der Stadt Wohnens, um sie einen Augenblick zu verlassen.

Zum erstenmal wußte er nicht, wie er Eva anreden sollte, womit beginnen. Von dem Gespräche von vorhin konnte er nicht wieder anfangen, gleichgültige Ballunterhaltung hätte ihm weh gethan.

Auch sie schien kein Wort bereit zu haben. So standen sie eine Weile lautlos nebeneinander und blickten in den Saal hinaus, während neben ihnen, hart vorbeikommend, unausgesetzt die Paare wechselten. Einer nach dem andern wirbelte vorüber, und der alte Freiherr achtete auf die Gesichter der Menschen, wie er meinte, noch niemals den Ausdruck beim Tanzen beobachtet zu haben.

Die meisten sprachen nicht und zeigten ernste Mienen, als erledigten sie schweres Tagewerk mit unerschütterlichem Ernst. Miß Grosvenor lächelte unausgesetzt. Sie hatte schöne Zähne. Wolff erzählte unterwegs irgendwelche Dummheiten. Rittmeister Graf Steffeck machte ein vergnügtes Gesicht, und Grete schien ängstlich seinen Blicken auszuweichen. Einige blickten sich fortwährend nach der Landungsstelle an den Saalecken um. Andre rasten wie besessen darauf los. Steif hielt Erich, der Kammerherr, sein Einglas im Auge.

Und wie der Zeremonienmeister so hineinstarrte in dieses Treiben, da kam ihm die ganze Geschichte plötzlich so unglaublich schal und albern vor, wie ihm noch nie ein Ball erschienen war. Er dachte daran, was ihm einmal jemand in frühern Jahren scherzeshalber gesagt: man solle sich die Ohren zuhalten und in einen Tanzsaal blicken. Wenn man keine Musik vernähme, so müßten einem die Tanzenden den Eindruck machen, als ob sie samt und sonders verrückt geworden wären.

Der Zeremonienmeister sehnte sich plötzlich zurück nach seinem Zimmer, wenn auf dem Schreibtisch traulich die Lampe

brannte, neue Bücher der Durchsicht harrten, Radierungen bereit lagen, um bewundert zu werden. Er empfand schmerzlich auf der Zunge das Fehlen des Genusses seiner geliebten Cigarre. Freundlich summte ihm der Theekessel in den Ohren, wenn Grete wartend daneben stand, bis es kochte. Dann sah er sich wieder neben dem Klavier, und Elise spielte ihnen vor.

Den „Aufschwung" spielte sie.

Wie er daran dachte, störte ihn der Walzer, der immerfort gleichmäßig klang, und mit einemmal hatte er die Worte zur Anrede an Eva:

— Ich habe genug. Ich möchte, es wäre zu Ende.

Sein Ausdruck war so müde gewesen, der Ton hatte so matt geklungen, daß sie ängstlich fragte:

— Sind Sie müde?

— Vielleicht.

— Warum gehen Sie dann nicht?

— Ich als Hausherr?

Er lächelte und fragte noch:

— Amüsieren Sie sich?

— Ich unterhalte mich gern mit Ihnen . . .

— Sie sollen nur sagen, ob Ihnen die ganze Sache Spaß macht?

— Eigentlich nein.

— Mir auch nicht. Und doch hatte ich mich so gefreut auf heute abend. Aber seit Sie mir das erzählt haben . . .

Aengstlich blickte ihn Miß Bancroft an:

— Hätte ich es nicht erzählen sollen?

— Doch, doch, natürlich sollten Sie's erzählen. Dazu bin ich ja da. Ich soll Ihnen ja helfen, und ich möchte Ihnen ja auch gern helfen, aber ich glaube, ich kann's nicht.

Der Walzer hatte aufgehört, die Paare schoben sich durcheinander. Die beiden standen ast allein an der Wand.

Niemand hätte verstehen können, was sie sprachen. Der Zeremonienmeister sagte:

— Ich habe über Ihre Erzählung nachgedacht, oder vielmehr, ich habe sie keinen Augenblick vergessen können. Wissen Sie bestimmt, daß er Sie nicht liebt?

— Ganz bestimmt.

— Woher wollen Sie es denn wissen?

Miß Bancroft zögerte eine Sekunde:

— Er hat es mir gesagt.

— Er . . . Ihnen . . . er . . . gesagt?

Der alte Freiherr war ganz starr. Das schien ihm unfaßlich, und er stotterte nur:

— Wie ist denn das möglich?

Eva dämpfte ganz die Stimme, wendete sich völlig zu ihm herum und sagte, ihn groß anblickend:

— Er hatte Angst, seine Schwester wolle mich mit ihm verheiraten. Er hatte etwas gemerkt davon, und ich glaube, es war auch so, denn sie wußte, daß ich ein nicht unbedeutendes eignes Vermögen besitze. Er hatte Angst, und da sagte er es mir einfach auf einem Spaziergange, ich solle nicht schlecht von ihm denken, er wolle nicht etwa eine reiche Heirat machen. Geld sei ihm gänzlich gleichgültig, denn er habe genug. Er bäte also um Entschuldigung, wenn das Benehmen seiner Schwester die Veranlassung wäre, etwas von ihm zu denken, das nicht der Fall sei.

— Und?

— Und den nächsten Tag war er abgereist.

— Und ist nicht wiedergekommen?

— Und ist nie wiedergekommen!

Der Zeremonienmeister war nachdenklich geworden. Leise Hoffnung stieg in ihm auf. Er war nie wiedergekommen — er würde nicht wiederkommen. Sie konnte ihn nicht wieder

erblicken. Die Erinnerung würde verblassen, die Leidenschaft sich abkühlen, ganz allmählich sein Bild schwinden und verlöschen in ihrem Gedächtnis. Es bedurfte nur Zeit dazu, nur ein paar Jahre.

Aber ernüchternd, wie ein Schlag, wie ein schmerzlicher Stich fiel ihm ein, daß für ihn, in seinem Alter ein „paar Jahre" zu viel bedeuteten. Er konnte nicht mehr warten: Jahre gab es für ihn nicht mehr zu verschenken.

Da gab ihm die Bitterkeit jener hoffnungslosen Überlegung die Worte ein, fast heftig herausgestoßen:

— Sie müssen nicht einem Phantom nachjagen!

Erstaunt sah ihn Miß Bancroft an, als verstünde sie nicht, was er meinte, und er lenkte beschämt ein:

— Ich muß Sie doch auf andere Gedanken bringen. Wie soll ich denn das thun? Wie soll ich das thun?

Dann fasste ihn die Verzweiflung: er konnte sie nicht so neben sich sehen in aller ihrer Schönheit, ihrem Liebreiz, er konnte den Gedanken nicht ertragen, sie trösten zu sollen für einen andern. Mit einemmal war seine ganze Fassung dahin, alles, was er an heißem Gefühle besaß, ward in ihm lebendig. Die Adern fingen ihm wieder an zu fiebern, sein Herz zu pochen. Er fühlte, wie ihm allmählich das Blut von neuem in die Wangen stieg in unerträglichem Brennen. Jetzt konnte er nicht blaß sein, jetzt mußte sein Antlitz glühen.

Halb in Scham und Verzweiflung glühte es, halb im Ärger. Er wußte nicht, wie ihm geschah. In die Tasche faßte er und spielte nervös mit dem Schlüsselbund. Ihm brannten die Lackschuhe, ihm ward abwechselnd warm und kalt. Ein Schauer schüttelte ihn.

Die Musik hatte wieder begonnen. Ein Leutnant kam und meldete sich, da ihm der Tanz gehörte. Nun entführte er Eva. Sie blickte wie vorwurfsvoll ihr „Idol" an, und der alte Freiherr machte ihr, als sie verschwand, eine

leichte Verbeugung in die Luft hinein. Ihm war es gleich, alles, alles gleich. Jetzt war wieder Jugendempfindung über ihn gekommen. Er konnte nicht ruhig und kalt bleiben: es packte ihn tief und durchzitterte seinen ganzen Körper.

Er war entschlossen, sie nicht zu lassen. Ihm war es, als seien Jünglings- und Mannesjahre zurückgekehrt, wo ihm Kraft die Muskeln schwellte, wo er in Thatenlust und Drang Bethätigung suchte für sein erwachendes Gefühl der Daseinsfreude. Das kämpferische regte sich in ihm. Nein, nein, er wollte sie nicht kleinmütig preisgeben, er wollte sie sich schon noch gewinnen. Das traute er sich noch zu.

Eine wilde Eifersucht, überfiel ihn auf den Fremden, den Unbekannten draußen irgendwo in der Welt, von dem er nichts kannte und wußte, der nichts wissen wollte von ihr, aber der kein Recht auf sie besaß und sie dennoch unglücklich machte.

Dann wich der Eifersuchtstraum weicher Sehnsucht. Er sehnte sich danach, sie allein zu haben, sich allein mit ihr auszusprechen, ihr sein Herz auszuschütten und ihr zu gestehen, wie er sie liebte, wie er sie anbetete, wie er nicht mehr leben konnte ohne sie, wie er in ihr das letzte, tiefste reinste, Glück seines Lebens gefunden.

Und dazwischen irrte er umher unter seinen Gästen von einem zum andern. Wenn ihm jemand etwas sagte, war es, als höre er eifrig zu, aber er hatte eigentlich kein Wort vernommen. Er nickte mit dem Kopfe zu allem, ganz gleichgültig, ob es paßte oder nicht. Er hörte Erzählungen der Mütter an über ihre Töchter, nahm Schmeicheleien und Dank entgegen über das gelungene Fest. Einer machte ihm ein Kompliment über Gretes Aussehen. Eine junge Frau erklärte, sie werde ihn aber bestimmt beim Cotillon holen.

Er nickte zu allem.

Die Generalin Achilles wünschte ein Glas Mandelmilch —

er nickte, doch er beauftragte keinen Bediensteten, es ihr zu bringen.

Graf Behnen erzählte, wie er sich mit Miß Bancroft vorzüglich beim Souper unterhalten.

Oberst von Haide, wollte für seine Töchter wissen, ob noch eine Extratour eingeschoben würde.

Baronin von Urbenz-Urbin fragte schüchtern nach der Zeit, wann die Wagen bestellt seien.

Er nickte zu allem und hatte im nächsten Augenblick vergessen, was sie ihm gesagt. Nur Grete hörte er zu, die freudestrahlend erzählte, wie nett alle gegen sie wären.

Dann kam wieder Miß Bancroft an ihm vorüber, und wie ihn der Luftzug traf, den sie in Bewegung gesetzt, schien es ihm, als ströme sie einen eignen Duft aus, ganz leicht, kaum zu spüren, von Heliotrop, wovon sie vielleicht einen Tropfen ins Taschentuch gethan. Diesen Duft meinte er unter allen herauszufühlen, und er zauberte ihm wiederihre Erscheinung vor die Seele.

Da konnte er es nicht mehr ertragen, und in seiner Unruhe ging er hinaus auf den Flur, als wolle er danach sehen, ob auch die Cotillonsachen schon bereit stünden.

Draußen liefen die Kellner umher, die Erfrischungen anboten, ein paar Diener und Jungfern standen an der Treppe, die ihre Herschaften abholen sollten, und schauten verstohlen durch die Glasscheiben, durch die halboffene Thür dem Tanz im Saale zu.

Er ging vorüber und irrte in die hinteren Nebenräume, wo die Garderobe lag. Eine alte Frau schlief auf einem Stuhl, der Strickstrumpf war ihren Händen entsunken und ruhte im Schoß. Nur einen Blick warf er dorthin, dann kehrte er um und betrat von neuem den Saal.

Aber die Luft bedrückte seine Lunge, die eintönige Musik von

oben herab that ihm weh in den Ohren, das Drehen und Wirbeln auf dem Fußboden machte ihn wie schwindlig, so daß er für eine Sekunde die Augen schloß. Und er fühlte sich so unglücklich, so verlassen, so einsam auf seinem Balle, wo ihm ja doch Eva nicht gehörte, wo er nicht sprechen konnte mit ihr, wie er wollte, daß ihn wiederum ein tiefes Sehnen befiel nach seinem stillen Heim.

Drüben, jenseits der tanzenden Paare, sah er Eva stehen. Der Leutnant redete in sie hinein, der sie vorhin weggeholt. Sie schien nicht groß darauf zu achten, aber er sprach ununterbrochen.

Wie der Zeremonienmeister sie ansah mit gierigen Augen, wie er aus den sich fortwährend verschiebenden Gruppen sie herauszufinden suchte, sie manchmal verschwand, er dann nur ihr Haar erblickte und endlich ihren Ärmel, bis er wieder ihr Gesicht entdeckte, da kam eine Unruhe und Erregung über ihn, deren er nicht meinte, Meister werden zu können.

Er schalt sich thöricht und albern, aber er konnte es nicht über sich bringen, ruhig zu sein. Er wollte sie nur sehen, nur immer sie sehen. Er wollte mit ihr reden ganz allein, so tausend und tausend Dinge hatte er zu fragen. Er hätte sie bekehren und heilen mögen von ihrer Liebe — bekehren zu ihm. Er wollte Genaues über den andern wissen, wie er aussähe, wie er wäre. Er wollte nur mit Eva sprechen, und hier redete ihn fortwährend irgend einer an, der ihm so gleichgültig war in diesem Moment wie nur irgend etwas auf der Welt.

War er nur ein Kind, so zu sein . . . War er nicht ein alter Mann, ein Sechziger . . . ? War er krank?

Ja, er fühlte sich wie krank. Einen brennenden Schmerz empfand er in der Brust, und ihm zitterten die Kniee. Wie er daran dachte, fühlte er sich so schwach, als sollte er zusammenbrechen.

Da ward er seines Wunsches, zu gehen, nicht mehr Herr. Es war ihm nicht mehr möglich, hier zu bleiben. Die Erziehung kämpfte mit seiner Seele einen schweren Kampf. Seiner Überzeugung nach durfte er nicht fortgehen heute. Aber er fühlte sich wirklich schwach und müde, abgespannt, wie er es noch niemals an sich gekannt hatte.

Um sich zu rechtfertigen, sagte er sich, er sei doch jetzt ein freier Mann, außerhalb des Zwanges der gesellschaftlichen Sitte. Die letzten Jahre wollte er doch genießen, und er war entschlossen gewesen, sie sich durch nichts mehr verkümmern zu lassen. Seine Tochter war ja heute die Hausfrau, und alle die andern: sein Schwiegersohn wie seine beiden Söhne konnten an seine Stelle treten. Der Ball war fast vorüber, unmittelbar stand der Cotillon bevor: diese letzte Stunde ging es auch ohne ihn. Er hatte sich gezeigt, so lange ausgehalten und seine Pflicht gethan. Wenn es nun hieß, er habe sich zurückgezogen, weil er nicht ganz wohl sei — so würde und könnte es nicht auffallen.

Er sei zu müde . . . das mußte sogar genügen. In Anbetracht seiner Jahre würde es keiner übel vermerken . . .

Nein, das nicht . . . das wollte er nicht . . . sein Alter spielte keine Rolle . . . er war nicht alt . . . in diesem Sinne nicht . . . noch nahm er es mit jedem auf . . . Bloß heute abend konnte er nicht mehr . . .

Er konnte einfach nicht mehr.

Und er rief Wolff an die Thür, sagte ihm, er fühle sich müde und abgespannt, vielleicht habe er sich auch vorhin auf dem Balkon dummerweise erkältet, darum werde er sich, um kein Aufsehen zu erregen und die Freude nicht zu stören, ganz heimlich entfernen.

— Das ist aber schade, Papa! Aber riesig vernünftig, — meinte Wolff und wollte den Vater an den Wagen hinunter

begleiten . . . Aber der alte Freiherr litt es nicht. Sie verabredeten noch, daß Wolff erst später den Geschwistern die Mitteilung machen sollte, Grete zu allerletzt, wenn es wirklich nötig sei. Ihr sollte die Freude nicht verdorben werden. Wolff würde sie dann an des Vaters Statt nach Hause bringen.

— Ich werde aber verbreiten — nachher — du wärest ‚unwohl‘. Das macht bessern Eindruck als ‚müde‘, Papa. Denn ‚müde‘ — das glaubt dir — kein Mensch — meinte der Ritmeister.

Die Zeremonienmeister antwortete mit Betonung:

— Du sagst dann auch die Wahrheit, ich fühle mich nicht, ganz wohl!

— Bist du krank, Papa?

— Du brauchst keine Besorgnis zu haben, — antwortete der alte Freiherr, indem er seinem Sohne die Hand drückte.

Wolff ging, doch nach ein paar Schritten rief ihn der Vater noch einmal:

— Noch eins. Ich wollte nachher — wie ich versprochen — noch Miß Bancroft etwas sagen.

— Kann ich's ausrichten?

— Es ist zu viel, Wolff. Sage ihr, daß ich fort wäre. Ich hoffte, sie in den nächsten Tagen einmal zu sehen.

— Gut, Papa. Na, da hab' ich doch Stoff, was mit ihr zu reden, aber natürlich über dich . . .

Der Cotillon sollte beginnen. Wolff eilte in den Saal zurück.

Der Zeremonienmeister schlüpfte in seinen Pelz, ohne die schlafende Alte in der Garderobe zu wecken. Er legte ihr einen Thaler auf den Schoß als Trinkgeld. Dann ging er langsam die Treppe hinab. Er fühlte sich wirklich nicht wohl. Ein Schüttelfrost überlief ihn, und er klappte ehe er in den Wagen stieg, den Kragen hoch.

Er hatte Eva nicht lebewohl gesagt. Es that nichts — sie war ihm immer nah — in seinen Gedanken.

13.

Der Zeremonienmeister war ernstlich krank geworden: eine Rippenfellentzündung hatte sich eingestellt, und zwei Wochen hindurch fieberte der Kranke. Seinen Kindern sagte er, auf dem Balkon des Belvedere müsse er sich erkältet haben, im stillen schob er es der Erregung zu, die ihn an jenem Abend durchzittert und einen furchtbaren Sturm in seiner Seele entfacht.

Und ein Sonderbares hatte sich in der Krankheit eingestellt: eine grenzenlose Gleichgültigkeit. Er fühlte sich immer, immer abgespannt und müde, er nahm kein Interesse an der Außenwelt, und ihn, der immer gesucht, sich den weiteren Blick zu bewahren, beschäftigten fast nur die Ereignisse seiner unmittelbaren Umgebung, die Kleinlichkeiten des Daseins.

Elise war ganz heruntergezogen zum Vater, um Grete in der Pflege zu unterstützen. Täglich mußte sie ihm genau sagen, was er zu essen bekäme. Das umfaßte wie bei einem Kinde sein Hauptinteresse. Ob die Suppe Nudeln enthalten sollte oder „Buchstaben", wurde besprochen. Der alte Freiherr freute sich schon am Morgen auf „sein Hühnchen" zu Mittag. Wie groß es wäre, ob er nur die Brust bekäme, ob er Spinat dazu erhielte oder Kartoffelbrei, das schien das Wichtigste am Tage zu sein.

Er erholte sich nur sehr allmählich. Wie er nun doch mehr Interesse an den Dingen gewann, fragte er nach Eva. Er erfuhr, daß sie täglich selbst vorgesprochen und sich nach

seinem Befinden erkundigt habe, und jedesmal hatte sie auch ein paar Blumen mitgebracht. Nur erhielt er sie nicht wegen des Blumenduftes, den der Arzt im Krankenzimmer nicht litt.

Jetzt begann der Zeremonienmeister allmählich sich zu erkundigen, und einmal sah er die Karten der Leute durch, die nach seinem Befinden gefragt hatten. Als er den Stoß bemerkte, freute er sich:

— Man wird so leicht zum alten Eisen geworfen! — meinte er träumerisch. Behnens und der Kammerherr waren nicht oft erschienen, wie er allmählich erfuhr:

— Die haben zu viel Bälle und Gesellschaften jetzt! — sagte er zu Elise. Sie suchte die Geschwister zu verteidigen:

— Papa, während du Fieber hattest, durften sie dich gar nicht besuchen, und Klara hat jeden Tag geschickt, um fragen zu lassen!

— So, geschickt . . . geschickt also . . . — wiederholte er tonlos. Dann fragte er:

— Und Wolff?

— Wolff ist immerfort gekommen, Väterchen, beinahe so oft als Miß Bancroft! — rief eifrig Grete. Der Zermonienmeister erinnerte sich der Abneigung, die sein Töchterchen zuerst gegen die Amerikanerin gehegt. Er fragte leise:

— Nun, vertragt ihr euch denn?

Sofort fiel ihm Grete um den Hals, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte und Elise den Vater schützen mußte, weil er noch schwach war vom Liegen:

— Väterchen, wir haben Eva so lieb . . . Eva heißt sie . . . wirklich, sie ist gut . . . und denke dir nur, sie ist immer bei uns beiden geblieben, um ganz genau zu wissen, wie es dir ginge. Sie hat mich immer getröstet und gemeint, so schlimm, wie ich dächte, könnte es gar nicht sein. Du müßtest gesund werden, du hättest eine so gute Natur, du

wärest so stark und frisch. Väterchen, Eva ist sehr gut zu mir. Ich habe Eva sehr gern.

Das freute ihn, aber er gab keine Antwort darauf, nur als Elise allein im Zimmer war, weil Grete sich anzog, um zu Klara zu gehen, mit der sie einen Besuch machen wollte, meinte der Zeremonienmeister:

— Sind Blumen von Miß Bancroft gekommen?

— Heute morgen, Papa.

— Gieb sie mir.

— Ich weiß aber nicht, ob du darfst?

— Ich will nur daran riechen.

Da brachte ihm Elise einen dicken Strauß Veilchen, die so stark dufteten, daß er sofort sagte, ehe er noch gesehen, welche Blumen es wären:

— Ach, Veilchen! Die habe ich gern.

Er nahm sie in die Hand, und Elise erklärte, sie müsse ihn allein lassen eine Weile, um nach Grete zu sehen. Lautlos war sie verschwunden, nachdem sie ihm noch eine silberne Glocke auf das Tischchen gestellt neben seinem Stuhl, in dem er mit warmer Decke zugedeckt saß.

Der alte Freiherr betrachtete nachdenklich die Blumen. Langsam führte er sie zum Gesicht und sog den Duft ein. Langsam ließ er die Hand wieder sinken. Er sann.

Vor ihm lagen die kahlen, erstorbenen Bäume der Bürgerwiese, die den Winterschlaf hielten. Der Himmel war grau, einfarbig, düster, trostlos. Warum uns ein solches Klima beschieden sein muß? dachte er. Die Hälfte des Jahres fast ist die Natur tot. Er dachte an die Blumen in seiner Hand, die hier nicht gewachsen sein konnten, die unter einer milderen Sonne entsprossen sein mußten. Und die alte Sehnsucht nach dem Süden überfiel ihn wieder.

Und dann kam ihm Eva von neuem in den Sinn. Es

hatte ihm angenehm in den Ohren geklungen, zu hören, daß sie seiner gedacht, täglich nach ihm gefragt, täglich ihm Blumen gebracht. Die Zeit, die er krank gewesen, erschien ihm so lang und, was vorher geschehen, so weit entfernt. Nur ihr Bild ward ihm wieder deutlich, immer in dem Augenblick, als sie mit den angsterfüllten, verzweifelten Augen gesagt, jener andre, den sie liebte, liebe sie nicht.

Er war dreiunddreißig Jahre! Über dreißig Jahre jünger als er.

Als der Zeremonienmeister das Auge auf die Decke sinken ließ, die seine Kniee umhüllte, erblickte er seine Hand. Ihre durchsichtige Weiße, ihre Magerkeit fiel ihm auf. Er ließ die Blumen los und wendete die Hand hin und her, betrachtete die langen, schmalen Finger und fand sie alt. Er ließ sie spielen, krümmte sie, streckte sie wieder. Es schien ihm, als ob sie ein wenig steif wären.

Da lehnte er sich im Stuhle hintenüber und schloß die Augen.

Elise war wieder eingetreten:

— Bist du müde, Papa? — fragte sie weich. Er blieb ruhen, wie er war:

— Nein, Liesel, nein, nein . . . ich denke nach.

— Woran denkst du, Papa?

Lautlos nahm sie neben ihm Platz. Immer noch behielt er die Augen geschlossen, während er halblaut zu erzählen begann:

— An vieles. Wie soll man das so gleich sagen können? An dies und das. Mir fiel so manches ein von früher und manches von heute. Und ich finde, es ist doch immer dieselbe Geschichte. Ein Auf- und Abwogen, Kommen und Gehen. Ein neues Geschlecht wächst heran. Das alte steigt langsam abwärts, und wenn es fort ist und das neue alt wird, so tritt wieder ein neues, wieder ein verjüngtes an seine Stelle. Und

jedes hat einmal Kraft und Recht gehabt, und jedes hat es einmal nicht mehr. Die ganz Jungen haben noch nicht recht, die ganz Alten nicht mehr. Das kommt einem doch, wenn man so darüber nachsinnt, wie ein Mysterium vor.

Dann öffnete er die Augen, hob den Oberkörper etwas und sprach lebhafter:

— Siehst du, Liesel, wenn man das so überdenkt, dann kommt man immer zu der Philosophie zurück, die mein guter Freund Denger äußert: Carpe diem. Fasse das Glück beim Schopf, halte dich an die Minute, denn niemand bringt sie dir wieder.

Gräfin Scheppang hatte ruhig zugehört, nun meinte sie einfach:

— Das ist sehr richtig, Papa, nur muß man das Glück auch finden. Wer es nun einmal nicht hat, für den ist die Philosophie wertlos! Woran soll der sich halten?

Der Zeremonienmeister war ganz erregt geworden. Seine Augen leuchteten jung wie früher:

— Der muß es sich suchen, gewinnen, erobern! Dem Faulen fällt es nicht in den Schoß. Man muß sich auch darum bemühen. Das ist das Geheimnis. Man muß die Natur sein, es empfinden zu können, es sich herauszugestalten. Wir sollten uns alle daraufhin erziehen, es in uns zu tragen, es aus uns heraus auszubauen. Sieh mal, Liesel, ich war jetzt doch etwas niedergedrückt von der Krankheit, und nun, wo ich mir meine Lebensweisheit zusammennehme, da ist mir's ordentlich, als wäre es wieder hell in mir geworden. Ich war so gleichgültig vorhin und mißmutig, so griesgrämig, müde, weiß Gott wie ... und jetzt ist mir wieder ganz anders zu Mut, wie neugeboren.

Sie nickte und starrte vor sich hin. Da fühlte der Vater, als er sie ansah, daß ihr und ihrem Kummer alle seine Lebens-

weisheit nicht zu helfen vermöchte. Er wußte keinen Trost für sie: wenn sie ihn nicht in sich selber fand, gab es keinen. Aber irgend etwas ihr zu sagen, war ihm Bedürfnis, darum meinte er zuredend:

— Liesel, du bist noch jung, du bist noch jung. Ihm kann nicht geholfen werden, und er wird einmal glücklich sein, wenn er nicht mehr ist. Das ist das beste für ihn und für dich. So hart es klingt, das muß man auch wünschen.

Aber sie, die ihren unglücklichen Gatten doch niemals sah, hing verzweifelt an seinem Leben. Sofort traten ihr die Thränen in die Augen, sie faßte des Vaters Hand, ängstlich, verstört, als wolle man ihr das Liebste nehmen:

— Ich will ihn behalten, ich will ihn behalten.

Da war der alte Freiherr nahe daran, ihr von Eva zu erzählen, daß er sie auch aufgeben müsse, daß auch er vom Schicksal getroffen würde. Doch wie es ihm auf den Lippen lag, unterdrückte er es wieder, indem ihm jäh der Gedanke kam, noch sei gar nicht alles verloren, er würde sie wieder gewinnen können. Der andre liebte sie nicht. Es war kein Gedanke daran, daß sie zusammen kämen. Da konnte er Eva seine Liebe anbieten, und sie möchte vielleicht darein willigen, wenn auch sie nicht glücklich werden könnte, doch ihr „Idol" glücklich zu machen.

Elise war ans Fenster getreten und blickte hinaus. Sie hielt das Taschentuch in der Hand, nahm einen Zipfel zwischen die Zähne, den sie langsam durchzog.

Aber würde er glücklich sein, wenn er wußte, daß Eva ihn nicht liebte?

— Da kommen Behnens! — sagte Elise, sich umdrehend, und nickte dann vom Erker aus denen unten auf der Straße zu.

Bald darauf trat Klara mit ihrem Manne ein, gefolgt von Grete, die schon Hut und Jackett trug. Sie rief erstaunt:

— Ich denke, ich soll dich abholen, Klara?

— Gewiß, das solltest du auch, aber es ist etwas dazwischen gekommen.

Sie blieb mitten im Zimmer stehen, außer Atem, weil sie die Treppe heraufgelaufen war, während Graf Behnen, nachdem er seinem Schwiegervater mit einem kurzen, mechanischen: „Wie geht es dir? Gut?“ die Hand gedrückt, sich schon nach irgend einer Sitzgelegenheit umsah.

Der Zeremonienmeister wurde einen Augenblick heftig, weil seine Tochter dermaßen von dem beherrscht schien, was ihr geschehen, daß sie ihrem kranken Vater noch nicht einmal die Hand zur Begrüßung entgegenstreckte. Er erhob sich, warf die Decke beiseite, richtete sich hoch auf und sprach mit blitzenden Augen:

— Ich lebe auch noch, Klara!

Gräfin Behnen sah ihren Vater ganz erstaunt an, lächelte dann, bot ihm ihr Antlitz — diesmal sogar die Wange — zum Kuß und meinte mit größter Liebenswürdigkeit:

— Abah, mein liebes Papachen, wie kannst du nur denken, daß ich dich vergessen könnte! Wir kommen ja eigens her, um uns zu erkundigen, wie es dir geht. Sie mal an, du stehst ja aufrecht und brauchst dich gar nicht einmal anzuhalten. Das ist ja alles Mögliche. Nun, dann wird es ja auch von Tag zu Tag besser gehen, und dann . . .

Sie zögerte und warf, ehe sie fortfuhr, einen Blick zu ihrem Mann, wie um sein Einverständnis zu erhaschen. Doch Graf Behnen achtete nicht auf seine Frau, sondern saß in der Ecke beim Ofen und strich sich über die kahle Stirn, als ob er schwer nachdenken müsse. Aber er betrachtete nur seine Stiefel. So nahm sie denn wieder das Wort, indem sie gleich mit den ersten Sätzen ihre Behauptung widerlegte, daß sie eigentlich blos gekommen sei, um nach dem Befinden ihres kranken Vaters zu sehen:

— Und nun, da es dir so gut geht, kann ich auch sagen, was uns dazwischen gekommen ist.

Aber noch einmal mußte sie sich unterbrechen, denn ihr fiel ein, es möchte wohl besser sein, wenn Grete das nicht hörte, was sie zu sagen hatte.

Das junge Mädchen ahnte, als Klara sie bat, ein paar Minuten auf ihr Zimmer zu gehen, um was es sich handelte. Sie hatte Graf Steffecks Anfrage am Tage nach dem Balle erwartet, aber da die Krankheit dazwischen gekommen, hatte er sich nicht erklären können. Wie er nun nichts von sich verlauten ließ, freute sie sich eigentlich, denn sie hatte eine fürchterliche Angst vor der Verlobung, weil sie sich doch, so glücklich sie war und so gern sie Fritz Steffeck leiden mochte, auch von der Liebe etwas viel Überwältigenderes erwartete.

Als Grete gegangen, setzte sich der Zeremonienmeister. Er hatte sich mehr zugetraut, als er zu leisten vermochte: die Krankheit hatte ihn Kräfte gekostet, und jetzt zitterten ihm die Kniee. Elise deckte ihn sorgsam zu. So lange wartete Klara, die, wenn sie sprach, ihrer Wirkung auch gewiß sein wollte und dazu immer vollkommene Ruhe verlangte. Nachdem das Rauschen der Decke und das Rücken der Kissen aufgehört, fing sie an zu reden:

— Also, eben war Graf Steffeck bei uns, der Rittmeister von Wolffs Regiment, und hat uns eine große Geschichte erzählt. Er hat schon lange zu dir kommen wollen. Vom Schreiben, meinte er, wäre er kein Freund. Aber jetzt, natürlich, hat er nicht kommen können. Da hat er sich nun Wolff anvertraut. Es handelt sich nämlich um Grete, wie du längst erraten haben wirst, Papa . . . Wolff hat jedes Intervenieren abgelehnt . . .

Der alte Freiherr war so erstaunt, daß er gar nicht begriff, wie ihm geschah. Seine erste Empfindung war das Gefühl,

daß der Werber den Umweg über seine Kinder nicht nötig gehabt hätte. Noch war er da. Er sagte auch sofort:

— Wozu braucht es da einer Vermittlung? Wenn er meine Tochter haben will, mag er sich doch gleich an die einzig richtige Adresse wenden — den Vater — an mich.

Nun erklärte Klara, das würde er auch gethan haben, wenn er nicht gemeint hätte, es ginge jetzt nicht wegen der kaum bestandenen Krankheit. Aber der Zeremonienmeister entgegnete:

— Dann soll er doch warten.

— Das kann er nicht mehr, hat er gemeint.

— Er wird, wenn er nun einige Wochen gewartet hat, wohl auch noch ein paar Tage warten können.

— Verzeih, Papa, er meinte, und wenn es ihm den Kopf kostete, jetzt schösse er los. Das Leben wäre so kurz, daß man nicht wissen könnte, was ihm noch alles dazwischen käme, darum wartete er nun nicht mehr. Das hat er uns ganz einfach gesagt.

Gräfin Behnen sah sich um, welchen Eindruck ihre Rede auf Elise und auf ihren Mann gemacht hätte. Der Graf erhob seinen Kopf mit den Worten:

— Ich muß gestehen, das hat mir riesig gefallen an ihm.

Klara verbesserte:

— Ja, aber das ist wohl auch das einzige, was einem dabei gefallen kann.

Nachdenklich blieb der Zeremonienmeister sitzen. Diese Eröffnung kam ihn sehr unerwartet. Er mußte sich erst mit dem Eindruck abfinden. Also hatte er seine Augen nicht offen gehabt, daß ihm alles das so völlig entgangen! Er war zu sehr mit sich selber beschäftigt gewesen. Und er kam sich nun schlecht vor, nicht an das Glück seines Kindes gedacht zu haben. Über der eignen Liebe hatte er das Schicksal Gretes übersehen.

Während er in Gedanken blieb, sprachen die andern. Klara setzte genau die Vorteile und Nachteile der Partie auseinander:

— Es ist ja eine gute Familie, und außerdem sind die Steffecks meist in annehmbaren Verhältnissen. Keiner ist darunter, der eine dumme Heirat gemacht hat, keiner, der um die Ecke gegangen wäre. Die Leute haben gute Verbindungen, sind angesehen. Alles würde passen, nur eines muß ich gestehen: Ich meine, Grete könnte wohl eine bessere Partie machen.

Da horchte der Zeremonienmeister auf:

— Wie verstehst du das, Klara?

— Nun, lieber Papa, man kann nicht gerade sagen, daß Graf Steffeck eine besonders gute Figur macht.

— So! Inwiefern?

— Er hält nicht sehr auf sich.

Graf Behnen fügte hinzu:

— Vornehm sieht er nun nicht gerade aus. Wenn ich ihn mir in Zivil denke, so würde ich ihn weder für einen Grafen Steffeck noch für einen Rittmeister halten. Vielleicht für einen braven Gutspächter oder einen Oberförster. Er paßt im Äußern, finde ich, wenig zu euch, zu uns ... und ... und ... und ...

Als er anfing zu stottern, sowie mehrmals und einzulegen, nahm seine Frau wieder das Wort:

— Allerdings ... Wolff sieht doch sehr elegant aus, Erich ... zieht sich sehr gut an und macht eine gute Figur. Von meinem Mann will ich nicht reden, aber Botho und Egbert: das muß doch jeder sagen, die hält man gewiß für das, was sie sind. Dann Elise und Grete ... ich meine, für Köchinnen hält man sie beide nicht. Und nun endlich unser Papa, auf den wir alle stolz sind als den Urtypus des vornehmen ...

Der Zeremonienmeister wehrte ab, blickte Elise an, deren Auge ihn zugleich traf, und meinte lächelnd:

— Du scheinst uns also alle sehr nach deinem Wunsche zu finden!

Gräfin Behnen hörte keinen Spott aus den Worten ihres Vaters. Sie richtete sich im Gegenteil geschmeichelt auf:

— Gewiß, Papa! Ich denke, das ist auch kein unberechtigter Egoismus. Warum soll man immer sein Licht unter den Scheffel stellen? Andre thun es ganz gewiß nicht. Ich weiß genau, was an uns gut ist. Übrigens, das Äußere ist es nicht allein, was ich an Graf Steffeck auszusetzen finde. Weißt du denn, Papa, daß er nicht viel Geld hat?

Graf Behnen meinte:

— Nicht viel Geld kann man wohl nicht sagen. Aber jedenfalls — reich ist er nicht.

Der alte Freiherr klopfte ärgerlich auf die Lehne seines Stuhles:

— Dafür ist es Grete. Wenn sie auch nicht Millionen besitzt, so hat sie doch von ihrer Mutter genug, und von mir bekommt sie so viel wie ihr alle, so daß im ganzen jedenfalls reichlich so viel herauskommt, als irgend ein andres Mädchen hier in Dresden hat! Also darauf braucht Grete nicht zu sehen, Gott sei Dank . . .

Während er gesprochen, war ihm wieder sein eignes Geschick zu Sinn gekommen, und als er daran dachte, wie ihm die versagt bleiben sollte, die er liebte, war es ihm, als müsse er nun seinerseits alles thun, um seinem Töchterchen das gleiche Schicksal zu ersparen. Er war entschlossen, nichts gelten zu lassen als den Willen Gretes. Wen sie haben wollte, den sollte sie auch bekommen; ob er den Geschwistern paßte oder nicht, blieb sich völlig gleichgültig.

Darum schnitt er Klaras Auseinandersetzung, daß im

Leben doch schließlich das Geld die größte Rolle spiele, mit der Erklärung ab:

— Es handelt sich nur um eines: will Grete diesen Mann haben oder nicht? Wenn sie ihn haben will, so bekommt sie ihn auch. Ich will nicht später das Bewußtsein mit mir herumtragen, etwa meine Tochter unglücklich gemacht zu haben. Und nun nehmt sie mit spazieren. Dem Grafen Steffeck könnt ihr in meinem Namen sagen, Grete hätte das letzte Wort zu sprechen. Er soll mir seinen Besuch machen, wenn sie ihn haben will. Ich denke mir, daß er das schon wissen wird. Sagt ihm nur, ich wäre wieder wohl genug, um ihn empfangen zu können.

Er atmete tief auf, erleichtert, es von der Seele zu haben. als ob es eine Sühne wäre dafür, daß er sich bisher nicht genügend um seine Tochter gekümmert.

Seine Sprache war so entschieden gewesen, daß Behnens aufstanden und man nicht mehr davon redete. Klaras Pläne schienen damit zerstört. Das ärgerte sie, deshalb schwieg sie, sagte dem Vater um einen Grad kühler Lebewohl und verschwand mit ihrem Mann. Grete kam nur einen Augenblick hereingehuscht, weil die Geschwister im Flur auf sie warteten. Sie war ein wenig verlegen in der Angst, der Vater möchte sie befragen.

Allein der Zeremonienmeister küßte sie nur herzlich, klopfte ihr die rosig angehauchte Wange und sagte:

— Recht so, Gretl, recht so!

Sie wußte nicht ganz was es bedeuten sollte. Da sie ein schlechtes Gewissen hatte, schämte sie sich ein wenig über das Lob und suchte so schnell als möglich zu entkommen.

Elise blieb mit dem Vater zurück. Er sprach nicht, so sagte auch sie nichts, sondern nahm schweigend ihre Arbeit, eine Stickerei, wieder vor.

Noch immer hatte er Evas Veilchen in der Hand. Nach einer Weile fragte er:

— Kommt Miß Bancroft heute noch?

— Ich glaube, ja.

— Wann?

— Das weiß ich nicht. Aber als sie heute früh die Blumen brachte — sie kommt immer zu mir hinauf —, fragte sie, ob sie dich nicht einmal besuchen dürfte.

— So, hat sie das gefragt?

— Ja, Papa, und ich habe ihr gesagt, du würdest sie vielleicht morgen einen Augenblick sehen können . . .

Gräfin Scheppang schlug die Augen auf ihre Arbeit nieder, als wolle sie den Eindruck nicht bemerken, den ihre Worte hervorbrachten. Er antwortete hastig:

— Aber du sagtest doch, sie würde heute kommen Liesel?

— Sie will selbst nachfragen, ob und wann sie dich morgen sehen kann.

— Also kommt sie heute noch?

— Ja, ich glaube wenigstens.

— So . . . so . . . dann könnte ich sie doch gleich heute sprechen, wenn sie mal kommt.

— Wenn du dich kräftig genug fühlst . . . weil doch schon Besuch da war . . . Klara . . .

Er wurde erregt, rückte im Stuhle hin und her und sprach in der Absicht, sich zu entschuldigen:

— Liesel, es ist bloß, wenn sie einmal doch heute kommt, dann kann ich sie doch auch gleich heute sehen.

— Ja, Papa! — antwortete Gräfin Scheppang, ohne von ihrer Stickerei aufzublicken.

Er nahm eine Zeitung vor und begann zu lesen, aber immer und immer wieder entglitten ihm die Gedanken. Er dachte an das, was er eben gehört, daß Grete vielleicht nun

bestimmt über kurz oder lang von ihm gehen würde. Es kam ihn bitter an, aber er mußte es für das Glück seines Kindes wünschen. Dann würde er ganz allein sein, denn Elise wäre ja doch immerhin nur im selben Haus.

Wie er daran dachte, überkam ihn ein Grauen. Er war keine Natur, um allein zu sein.

Eine unendliche Sehnsucht überfiel ihn, Eva zu sehen. Alle seine Ruhe, seine Gelassenheit und Gleichgültigkeit war dahin.

Am liebsten hätte er zu ihr geschickt und sie holen lassen.

Es klingelte draußen an der Vorsaalthür.

Der alte Freiherr zuckte zusammen. Vielleicht war es Eva. Die Frage unterdrückte er, aber er lauschte gespannt, und als der Diener eintrat, fragte er hastig:

— Wer ist da?

— Ein Brief ist gekommen, Herr Baron.

Ein Blick, dann warf er ihn ärgerlich beiseite. Es war eine Cigarrenofferte aus Bremen.

Er war müde geworden, und die Augen fielen ihm zu.

Er schlief ein.

Die Decke war verrutscht. Elise stand leise auf und schob sie ihm wieder zurecht, wodurch ihm der Veilchenstrauß von den Knieen fiel. Vorsichtich hob sie ihn auf und legte ihn dem Vater zwischen die Finger, ohne daß er erwachte. Sie blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn lange mit zärtlichem Ausdruck, wie er friedlich schlummerte, im Stuhl zurückgelehnt, im Schmucke seines dichten weißen Bartes. Sie fand ihn mager geworden. Seine Schläfen waren eingefallen, er sah blaß aus, und seine Züge waren schärfer und tiefer geworden.

Da ging eise die Thür auf, und der Diener meldete:

— Frau Gräfin, Miß Bancroft ist oben bei der Frau Gräfin. Sind Frau Gräfin zu Hause?

Elise blickte zögernd auf ihren Vater, dann sagte sie nach einer Sekunde Überlegung:

— Sagen Sie, ich würde augenblicklich hinaufkommen.

Und als der Diener das Zimmer verlassen, rief sie mit halber Stimme:

— Papa!

Er rührte sich nicht:

— Papa! Lieber Vater!

Da machte er eine Bewegung. Sie legte ihm die Hand auf den Arm:

— Papa, ich gehe einen Moment zu mir hinauf. Ich habe Besuch bekommen.

Der Erwachende meinte mit halboffenen Augen:

— Du gehst . . .

— Ja, Miß Bancroft ist eben gekommen.

Jetzt wurde er wach:

— Ev . . . Miß Bancroft?

— Jawohl, Papa. Ich gehe hinauf. Gleich komme ich zurück, Papa. Soll ich sie mitbringen?

Er richtete sich auf im Sessel, doch Elise war verschwunden. Da kam eine große Aufregung über ihn, ein Übermaß des Glücks, daß es ihn beinahe überwältigte. Jetzt würde er sie zum erstenmal wieder erblicken seit ihrem Gespräch und Geständnis. Was würde sie sagen? Wie sähe sie aus?

Eine kleine Eitelkeit überfiel ihn: er wollte einen guten Eindruck auf sie machen und zog sich ängstlich den verschnürten Hausrock zurecht, rückte sich in den Kissen und strich die Decke glatt.

Die Veilchen behielt er in der Hand. Das Herz schlug ihm. Er lauschte aufmerksam auf das Klappen der Thür. Seine Hand zitterte. Die Minuten erschienen ihm endlos. Er verstand gar nicht, wo die beiden nur so lange blieben.

Angestrengt horchte er wieder. Er ward unruhig in seinem Stuhl. Er wollte klingeln und hinaufschicken.

Da tönten Schritte. Die Thür öffnete sich. Eva trat ein.

14.

Eva trat ein, und in Erwartung und Freude bemerkte der Zeremonienmeister nicht, daß sich Elise zurückgehalten und sie nicht begleitete. An der Thür blieb sie einen Augenblick stehen, ehe sie näher trat. Ängstlichen Ausdruck trug sie im Gesicht, und mitleidig klang ihre Stimme:

— Geht es Ihnen denn wieder gut?

— Ganz gut.

Er warf die Decke herab und stand auf. Vor einer Dame wäre er nie sitzen geblieben, solange er sich noch erheben konnte. Sie sprang herzu und wollte ihn zum sitzen nötigen, nahm ihn bei den Armen und drückte ihn wieder in die Polster:

— Sie sollen sich schonen! Warum stehen Sie auf? Sie dürfen nicht leichtsinnig sein, denn Sie sollen gesund werden.

— Ich bin gesund. Wieder ganz gesund.

— Aber noch schwach und ruhebedürftig.

— Schwach . . . schwach . . . finden Sie . . .

— Ja, denn Sie sind schmal und bleich geworden. — Miß Bancroft wandte sich gegen das Licht, indem sie den alten Freiherrn aufmerksam betrachtete. Sie schien erschrocken zu sein:

— Sie sind sehr krank gewesen. Sehr krank. Ja, Sie wollen nein sagen, aber ich weiß es, ich sehe es Ihnen an,

und ich habe es gehört, denn ich habe mich immer erkundigt nach dem ... dem ...

Hier fehlte ihr zum erstenmal das Wort. Er half ihr:

— Bulletin, meinen Sie, wie der schöne Ausdruck lautet beim Krankenbefund einer hohen Person. Nun, bei mir werden keine Bulletins ausgegeben. Aber Sie haben mir immer so schöne Blumen gebracht ... hier, die Veilchen ...

Miß Bancroft setzte sich neben den alten Freiherrn während seiner Worte. Sie freute sich, daß er ihre Aufmerksamkeiten bemerkt, und nahm seinen Dank dafür gern an. Da sie gemeint, er würde in der Krankheit von ihren Blumen nichts erfahren haben, so empfand sie es doppelt, daß er davon wußte, und betrachtete den Veilchenstrauß in seiner Hand:

— Haben Sie Veilchen gern?

— Alle Blumen, alle, aber Veilchen besonders. — Er roch daran und sog den Duft ein. Eva sprach in Gedanken:

— Sie sind aus Cannes. Dort ist nun Frühling.

Ein Stillschweigen entstand, bis der alte Freiherr halb traurig, halb bitter sagte:

— Und in Florenz auch ...

Da blickte sie ihn groß an. Sie wußten es beide, wovon sie reden wollten. Die Brücke zur Vergangenheit, zu ihrem Geständnis, zu allem, was noch im weiten lag zwischen ihnen, war damit geschlagen, doch keines von beiden wollte sie betreten. Sie scheute sich, von ihren Herzensnöten, ihrem Jammer zu beginnen, er wollte nicht an den eignen Schmerz rühren. Ihre Worte kamen wie von weitem, wie gleichgültig, wie allgemeine Bemerkungen.

Der Zeremonienmeister versuchte zu lächeln, ein schwermütiger Scherz flog ihm von den Lippen:

— Wir sind ja halb in Florenz, hier in Elbflorenz.

Aber hier ist der Winter so lang. Manchmal glaube ich bei uns wird es gar nicht wieder grün!

— Das ist nur die Krankenstube . . . wenn Sie an die frische Luft kommen . . .

— Sie meinen, da soll alles anders werden? Glauben Sie wirklich, im Leben ändern sich die Dinge so schnell? Der Frühling soll alles neu machen, alles ändern, alles heilen . . . Ev . . .

Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er es doch, und sie schien es natürlich zu finden, wie ein Vater sein Kind nennt:

— Eva . . . dann könnte es ja auch Ihnen Heilung bringen!

Miß Bancroft schüttelte ganz langsam den schönen Kopf und blickte den alten Freiherrn mit ihren traurigen Augen an, so daß ihm Mitgefühl das Bedürfnis eingab, sie zu trösten:

— Wollen Sie denn nicht vergessen? Sie sind noch so jung . . . Sie müssen nicht den Kopf hängen lassen . . . Es ist doch wahrhaftig noch nicht alles verloren, nun können Sie doch nicht Ihre ganze Lebenszeit vertrauern . . . Sehen Sie, einmal muß man sich auch wieder aufraffen können. Gerade Sie . . .

Doch seine Worte machten ihr keinen Eindruck, wie es schien. Da kam er auf den Gedanken, sie zu fragen, wieweit wohl noch das Andenken an den Fremden in ihrer Seele schlummere. Er wollte ihr Trost anbieten. Sie sollte ihr Herz erleichtern:

— Haben Sie Vertrauen zu mir, Eva? Ja? Zu Ihrem Idol?

Da schob sie sich den Sessel ganz nahe zu ihm heran und nahm seine ausgestreckte Hand in die ihre, streichelte sie sanft und sprach:

— Ich kann ihnen alles sagen.

— Es thut Ihnen nicht weh?

— Nein, nein . . .

— So erzählen Sie mir einmal von ihm. Wollen Sie?

— Was soll ich erzählen?

— Alles . . . alles . . . wie er war, wie Sie ihn kennen lernten, wie Sie zusammen waren, was er gesprochen hat, wie . . . wie er ausschaute . . . alles, alles . . . vielleicht wird es Sie frei machen von der Erinnerung. Sie wollten mir ja von ihm erzählen, wissen Sie noch . . . nun lösen Sie Ihr Wort ein . . . Ich höre ganz still zu . . . erzählen Sie mir . . .

Der Zeremonienmeister betrachtete das schöne Mädchen mit wehmütigen Augen, wie sie den dunkeln Scheitel gesenkt hielt und nachzusinnen schien, um den rechten Anfang zu finden. Es that Eva wohl von ihrer Liebe zu erzählen, ihrem „Idol,“ dem alternden Manne an ihrer Seite, den sie lieben gelernt wie ein Kind seinen Vater. Sie war glücklich, ihre Seele entlasten zu können. Sie hatte so viel auf dem Herzen, das sie bedrängte. Sie kämpfte nur noch um den Anfang.

Endlich schmiegte sie sich ganz eng an ihn an, nahm seine Hand und begann mit gesenktem Kopf, vor sich hin sprechend, erst leise und undeutlich, dann immer sicherer und fester, ihm von ihrer Begegnung mit jenem Fremden zu erzählen.

Sie beschrieb seine Gestalt, sein Wesen, seine Art. Er war nicht hübsch, hatte nichts Anziehendes auf den ersten Blick, nichts das die Augen eines Mädchens auf ihn lenken konnte. Aber er war zuverlässig, ruhig und gut, treuherzig und lieb. Der Kunst hatte er sein Leben gewidmet, sie zu erforschen, sie zu genießen, aus ihr zu lernen, sich an ihr zu begeistern. Und wenn er von seinem Studium sprach, dann wurde er warm und feurig, dann war es, als ob der Geist über ihn käme und ihm, der sonst kein Schwätzer und Allerweltsmensch war, die Zunge beflügelte.

Auf den langen Spaziergängen nach Samaden, nach Sils-Maria, nach Pontresina, war ihm das Herz aufgegangen. Dort hatte er Eva eingeweiht in die Tiefen seines Studiums. Einmal hatten sie von den Holländern gesprochen, dann von Velasquez, Michel-Angelo wechselte mit dem Tiefpunkte der Malerei um Cornelius. Über die Japaner war sie belehrt worden wie über Burne-Jones. Von Filigranarbeiten wurde eines Tages geredet und beim nächsten Spaziergang von etrurischen Vasen.

Dann kamen Schwerterformen an die Reihe, Schliemanns Ausgrabungen, die Bildhauerkunst der Franzosen von heute, Fächer von Watteau, eine Hostiensammlung, Malereien der Azteken, älteste Porzellane, und das Werk Menzels.

Eva erzählte und erzählte. Immer näher kam sie dem Zeremonienmeister. Sie hielt ihn beim Arm, sie sprach erregt mit blitzenden Augen, begeistert und feurig.

Wie sie dann aufgezählt, was sie alles von ihm gelernt, wie viel sie zum ersten Male gehört, worüber sie Klarheit bekommen durch ihn, da schlug sie um im Ton. Das Äußerliche war vorüber, nun konnte sie von ihrer Liebe reden.

Jetzt neigte sie leise das Haupt, dämpfte die Stimme und sprach ganz anders, nicht mehr im Feuer, nicht mit leuchtenden Augen, sondern wie eine, die dem alten Priester im Beichtstuhl ihre Seele entblößt, um Ruhe zu finden vor der Gestalt, die ihr Herz zittern und beben läßt, die sie am Tage umgaukelt und ihr nachts in den Träumen erscheint.

Und wie sie flüsterte, saß der alte Freiherr unbeweglich an ihrer Seite, ließ die Worte an sein Ohr schlagen, lauschte ihrem leisen Geständnis, das ihm ins Herz drang, das ihn gefangen nahm und ihm doch Wunden schlug, spitze, scharfe, tiefe, unauslöschliche Wunden mit jedem Worte, das sie von dem andern sprach.

Seine Hoffnung, sie zu gewinnen, sank und sank. Es war ihm so bitter, gerade von dem fernen Nebenbuhler zu hören, sich beichten zu lassen über ihn.

Er, der dies junge Mädchen liebte mit aller Leidenschaft seiner Seele, mußte von ihr das Geständnis ihrer Liebe zu einem andern vernehmen. Und er mußte andächtig lauschen und sich beichten lassen, in sich aufnehmen jede Silbe, da jede Silbe ihm ein Stich war ins Herz.

Unbeweglich blieb er, aber es kam ihn manchmal an, als müsse er laut schreien, um sich Luft zu schaffen, als müsse er ihre Worte betäuben durch den Klang ihrer Stimme, die da rief:

— Lasse mich! Lasse mich! Rede nicht weiter! Ich kann's nicht hören! Du erstickst meine Seele.

Unbeweglich blieb er, aber es kam ihn manchmal an, als müsse er die Beichtende an seiner Seite wild und rauh von sich stoßen, als müsse er ihr den Arm entziehen, an den sie sich klammerte, um ihm das zersetzende Gift ins Ohr zu träufeln, daß sie nicht ihn, sondern einen andern liebte.

Unbeweglich blieb er, aber ihm war zu Sinn, als werde ihm das Herz bei lebendigem Leibe aus der Brust gerissen und zerstückelt. In seiner Qual zuckte ihm die Hand und zitterte, seine Kniee bebten, die Füße rutschten ihm fort, er atmete tief. Aber Eva spürte nichts davon. Mit zitternden Lippen, wie im Fieber kamen ihr die Worte, immer schneller, weicher, glühender. Sie hatte für alles den Ausdruck gefunden, für das erste Erwachen ihrer Leidenschaft, für den Schmerz der Trennung, für die Trauer um den Verlorenen. Als sie nun endlich in die Worte ausbrach:

— Er kommt nie, nie wieder. Nun ist alles verloren ... alles ... alles ... alles ... —, da ward sie ihrer Empfindung nicht mehr Meister. Sie war jetzt ganz verändert:

nicht mehr die ruhige Schönheit, wie verzerrt schauten ihre Züge aus, ihre Augen hatten wieder jenen angstvollen Ausdruck, weit aufgerissen, wie damals auf dem Balle, ihr Atem flog, ihre Worte klangen abgerissen, undeutlich, durch die Leidenschaft auseinandergezogen.

Sie umschlang krampfhaft seinen Arm, senkte den Kopf ganz herab, schmiegte sich eng an ihn und begann plötzlich laut zu schluchzen. Da schlug er die Augen auf und sah zu ihr herab. In diesem Weinen ward es ihm klar, daß er sie nicht gewinnen konnte. Das war keine Wunde, die sich bald zur Narbe schloß, das war eine offene Stelle, die noch blutete, warm und weich.

Und wie er im Gedankenblitz, in der Erleuchtung einer Sekunde diese Erkenntnis gewann, da überwältigte auch ihn die Empfindung: er neigte sich schnell zu ihrem Scheitel herab und drückte die Lippen auf ihr schwarzes Haar. Ein Wonneschauer durchbebte ihn schmerzlich-süß. Er legte die Hand auf ihren Kopf und streichelte sie.

Eva blickte zu ihm auf. Ihr Antlitz war gerötet, Thränen zitterten in ihren Augen und perlten ihr die Wange hinab. Mit umschlagender Stimme sagte sie:

— Sie sind so gut.

— Ich bin nicht gut, — wehrte er ab, doch sie wiederholte:

— Doch, Sie sind gut.

Dann warf sie die weiche Stimmung mit einem Male ab, schüttelte sich, als wolle sie etwas von sich thun, und meinte scharf, während noch eine vereinzelte Thräne ihr über die Backe rollte:

— Man muß nicht daran denken!

Der Zeremonienmeister hatte noch immer die Hand auf ihren Kopf gelegt, ließ sie herabsinken, auf ihrer Schulter

ruhen, blickte sie ernst an und wiederholte ihre Worte, als sollten sie für ihn selbst Geltung haben:

— Ja, man muß nicht daran denken!

Ein wehmütiges Lächeln flog über ihre Lippen:

— So, nun habe ich meine Beichte abgelegt . . . jetzt ist mir wohl . . . ah, so frei . . . so leicht . . . Und nun sehen Sie auch, daß man mir nicht helfen kann! Aber ich bin glücklich, daß ich mein Herz erleichtern durfte. Es ist so schwer, wenn man nie mit irgend einer Seele sprechen darf über das, was einem am meisten beschäftigt.

Er antwortete nicht, betrachtete sie nur ganz von der Nähe, Auge in Auge, so nah, wie er sie noch nie gehabt. Da meinte Eva, indem sie des alten Freiherrn Hand leicht mit ihren Händen umschloß:

— Wie habe ich nur das alles so sagen können? Es ist mir selbst wunderbar. Aber Ihnen kann ich ja alles sagen, meinem . . . Idol . . . nicht wahr?

— Mir können Sie alles sagen, Eva. Und Sie müssen mir alles sagen. Immer! Wollen Sie?

— Immer, immer!

Dann erhob sie sich, griff nach ihrem Haar, das in Unordnung geraten war, rückte es sich zurecht, zog eine Schildpattnadel heraus, drückte den englischen Knoten an den Kopf und steckte die Nadel um. Darauf betupfte sie mit dem Taschentuch die Augen und sprach, noch halb unter Thränen lächelnd:

— Man soll nicht sehen, daß ich geweint habe.

Der Zeremonienmeister saß noch immer unbeweglich auf seinem Platze. Er starrte vor sich hin und sann und sann. Hoffnungen waren in wilder Folge in ihm auf und nieder gegangen — nun war alles vernichtet. Das konnte er noch nicht fassen, noch nicht glauben, daß es Wahrheit sei. Und doch gab es keinen Ausweg mehr. Seit dieser Minute wußte

er es, daß es ganz gleich war, ob jener Fremde sie wiederliebte oder nicht, sie blieb ihm doch verloren.

Eva gewahrte die Geistesabwesenheit des alten Freiherrn, und verwirrt, weil er gar nicht wieder aus seinen Träumen erwachen wollte, meinte sie:

— Ich weiß nicht, was mir war . . . wirklich . . . es kam so über mich . . .

Er hatte ihre Worte vernommen.

— Was soll . . . was ist . . .

Auch er war unsicher. Er konnte sich noch nicht darein finden, daß nun wirklich alle Hoffnung verloren sein sollte, und er wollte ihr doch nicht zeigen, was sein Herz erzittern ließ. Sie half ihm dazu, denn sie setzte sich wieder an seine Seite, schaute ihn ruhig mit ihren klaren, nußbraunen Augen an und sprach, als ob nicht eben der Sturm der Leidenschaft über sie gebraust wäre, sondern als hätten sie von unscheinbaren, gleichgültig alltäglichen Dingen gesprochen:

— Passen Sie auf, wenn der Frühling kommt, dann werden Sie wieder frisch und kräftig.

Wehmütig antwortete ihr der Zeremonienmeister:

— Was soll mir der Frühling helfen?

— Sie gesund machen.

— Mir ist es, als ob für mich kein Frühling mehr gewachsen wäre.

— Sind Sie traurig?

— Ja, ich bin traurig . . .

— Weil Sie sich noch nicht wohl fühlen?

— Vielleicht.

— Sie werden schon wieder ganz gesund, frisch und wohl. Der Frühling soll so schön sein in Dresden. Warum soll Ihnen kein . . . keiner mehr gewachsen sein, wie Sie sagen?

Dabei kam sie ihm ganz nahe, der warme Hauch ihres Mundes traf ihn, die wirren, wehenden, losen Haare ihrer Stirn streiften seine Wange, als er eine Bewegung machte, und ein übermächtiges, bitteres Leid durchzuckte seine Seele. Die Schwäche, die ihm noch von der Krankheit geblieben, die Erregung des Augenblicks, sein Gefühl der Entsagung, der Verlassenheit, der Öde, die Ohnmacht, sich dagegen wehren zu können, zu wissen, daß es eben keine andre Möglichkeit gab, daß es für ihn nun verzichten hieß, das alles vereinigte sich und stürmte auf ihn ein, so daß er plötzlich nicht mehr anders konnte und ihn die Weichheit bezwang.

Ganz langsam und leise stiegen die Thränen in seinen Augen auf und glänzten als zwei kleine Perlen.

Eva erhob ihr Gesicht zu ihm:

— Sie weinen? Nein . . . mein Idol . . . weint . . . weshalb . . . weshalb weinen Sie . . .?

Er schüttelte langsam den Kopf. Eva fragte in jäher Eingebung:

— Weinen Sie um mich?

Da nickte der alte Freiherr, und Miß Bancroft schaute ihn ängstlich an, mit Rührung in den Augen. Sie verstand etwas andres als er: sie meinte, er weine um ihr Unglück, und wußte nicht, daß er um sie weinte, weil sie ihm nicht zum Glück werden konnte. Darum nahm sie wieder seine schmale, bleiche Hand, drückte sie sich an die Wange und blieb unbeweglich an seiner Seite niedergebeugt.

Der Zeremonienmeister überwand seine Weichheit, er kämpfte seine verzweifelte Stimmung nieder und blickte auf Evas Scheitel herab, zärtlich wie einer, der mit dem Schicksal eines andern Menschen tiefstes Mitleid empfindet. Dann löste er sanft seine Finger aus den ihren, nahm sie bei den Schultern, richtete sie empor, hob ihren Kopf und küßte sie lang auf die Stirn.

Eva blieb ganz ruhig, und lange, lange, ließ er seine Lippen ruhen, während sie die Augen schloß und sich an ihn schmiegte, hingebend wie ein zärtliches Kind.

Sein Kuß war nicht stürmisch, nicht verlangend, nicht der Kuß der Liebe, er war wie der eines Vaters, dessen Gedanken nicht bei der Berührung sind, sondern weitab, weit fort in der Zukunft. Er dachte nicht mehr an ihre Person, er dachte darüber hinaus an ihr Schicksal, wie er es wenden könnte, wie er es freundlich zu gestalten vermöchte. Und in diesem Kuß, bei dem er sich Eva genähert mit halbeingestandener Leidenschaft, läuterte er sich in seinem Herzen zu jener Liebe, die da nicht für sich begehrt, sondern nur allen Segen, alles Glück dieser Erde herabwünscht auf das einzig geliebte Wesen.

Als seine Lippen sich von ihr trennten, kam ihm ein jäher Entschluß: er wollte ihr helfen zu ihrem Glück. Jetzt war er fest, liebkoste sie freundlich, indem er ihr das Haar aus der Stirn strich, und sagte:

— Eva, ich will Ihnen helfen.

— Helfen? — Es klang ungläubig und traurig.

Ein freundliches Lächeln flog um seinen Mund. Er streifte die Decke von den Knieen, erhob sich, richtete sich auf, zog den Rock glatt und strich mit kleiner Pose den Schnurrbart keck in die Höhe, ganz der alte in Wesen und Haltung mit seinen leuchtenden, jungen, scharfen Augen:

— Eva, mir ist noch so vielmal der Frühling gewachsen, bis ich weiß, daß Sie glücklich sind!

Wehmütig gab sie zurück:

— Dann könnten Sie Ahasver werden . . .

— Ewig leben . . . nein . . .

Damit waren sie wieder auf den Gebieten, die sie liebten, bei den allgemeinen Fragen, den weiten Fernblicken in das Leben. Wie sie den Gedanken des Ahasverdaseins ausspannen,

schien es, als verlören sie die Erinnerung an das eigne Leid. Er zeigte ihr einen alten Fayenceteller, der in einer Ecke seines Zimmers an der Wand hing, den ewigen Juden darstellend, wie er, von der Last des Alters gebeugt, doch ruhelos wandern mußte, den Sack auf dem Rücken, den Stab in der Hand. Durch eine enge Gasse schritt die Gestalt. Im Fenster eines der niedern Häuser war einedicke Alte zu sehen, die ihm nachstarrte, stumpfen, blöden Ausdrucks, während in der Thür eine Range stand, die grinsend mit dem Finger nach dem Pilger wies.

Miß Bancroft schaute erstaunt den Teller an:

— Denselben Teller, genau denselben kaufte er in Florenz.

— Denselben? . . . Sie irren sich.

— Nein, genau denselben. Bestimmt. Ich weiß es so genau, und ich weiß noch, wie er sagte, der alte Meister hätte nur wenige Exemplare gemacht. Es ist eine Serie, drei oder vier. ‚Ahasver beim Kreuzgang Christi‘, dann ‚Ahasver auf der Wanderung‘ und noch ein ‚Ahasver erlöst‘ oder ‚Beim jüngsten Gericht‘ . . . ich kann mich nicht mehr genau entsinnen . . .

Als sie davon sprach, leuchteten ihre Augen auf, und sie ließ die letzten Worte sinken, gedehnt, in Gedanken.

Der Zeremonienmeister wußte, daß er in jenem Teller etwas Kostbares besaß, und früher war es einmal, als er die Fayence eben erworben, sein Wunsch gewesen, auch die übrigen fehlenden zu besitzen. Er griff etwas Neues, das ihm von schönen, seltenen Dingen gezeigt ward, immer schnell auf. Später ließ er es dann liegen und wandte sich etwas anderem zu. An diesen Teller hatte er seit Jahren nicht mehr gedacht. Er war gewöhnt, ihn in seinem Zimmer hängen zu sehen, aber er interessierte sich nicht mehr dafür.

Nun kam ihm plötzlich der Gedanke: Helfen wollte er

Eva, versuchen, sie glücklich zu machen. Wie, das wußte er noch nicht, darüber mußte er noch nachdenken, mit Eva sprechen. Das mußte die Zeit geben und die Gelegenheit.

Doch das erste, das notwendig schien: er mußte wissen, wer der Mann war, den sie liebte. Das konnte er sie nicht fragen, es wäre ihm gegen das Gefühl gegangen, und erfahren wollte er es.

Da zwang sich der alte Freiherr, Interesse zu zeigen, und that erstaunt:

— So, das ist kein Unikum? Es giebt noch solche Teller?

— Bestimmt.

Er wagte esnicht, sie anzublicken, in der Furcht, sich zu verraten.

— Das wäre mir doch interessant ... wenn er sich nur nicht etwa irrt, denn mir ist versichert worden, ich hätte ein Unikum. — Sie wurde ganz erregt über den vermeintlichen Zweifel:

— Er irrt sich nicht. In solchen Sachen weiß er alles. Das ist ja sein Fachstudium.

— Ich werde ihn fragen. Ich werde ihm schreiben.

Eva schlug die Augen zu Boden. Überzeugt von seinem Wissen, seiner Unfehlbarkeit, antwortete sie:

— Er kann genaue Auskunft geben.

— Dann sagen Sie mir seine Adresse.

Sie zögerte, und der Zeremonienmeister fühlte, wie es ihr peinlich war, den Namen zu nennen, darum fügte er schnell hinzu, während sie noch immer vor dem Teller standen:

— Gehen Sie an meinen Schreibtisch. Dort finden Sie Papier und Bleistift. Schreiben Sie es mir auf!

Eva trat hastig vor den Schreibtisch. Eine leichte Röte bedeckte ihre Wange. Sie nahm einen Bleistift, aber ehe sie sich zum Schreiben niederließ, bat sie hastig:

— Aber Sie müssen sich wieder setzen. Sie stehen schon viel zu lange. Bitte . . . bitte . . .

Gehorsam ging er zu seinem Lehnstuhl zurück. Nicht einen Moment ließ er sie unbeachtet. Er umschlang ihre Gestalt mit den Blicken, er verfolgte genau jede ihrer Bewegungen, wie sie sich niederbeugte, ein Stück Papier vornahm und mit fester Hand, kurz und in rasender Eile schrieb, den Bleistift fortwarf, sich eiligst erhob und dann mit wenigen Schritten an seiner Seite war.

Der Zeremonienmeister wollte aufstehen, um den Namen zu lesen, doch das Gefühl, sie in Verlegenheit zu setzen, ließ ihn seinen Wunsch bekämpfen. Aber zum erstenmal, seit er mit Miß Bancroft sprach, wußte er nicht, was er sagen sollte. Ihm fehlten die Worte, er dachte unausgesetzt an die wenigen Zeilen, die jetzt drüben auf dem Papier standen, das auf dem Schreibtisch lag. Er konnte nicht davon loskommen, als beherrsche nur dieser Gedanke sein ganzes Sein.

Und auch Eva war befangen, nicht bei der Sache, abgeschweift mit ihren Gedanken. Neben dem Stuhl des alten Freiherrn blieb sie stehen und starrte zum Fenster hinaus.

Endlich zuckte sie zusammen. Sie erinnerte sich des langen Schweigens, und wie sie zu ihrer eignen Verwunderung bemerkte, daß es draußen schon anfing zu dämmern, daß die Zeit entflohen sei, ohne daß sie eine Ahnung gehabt, wie lange sie eigentlich da war, da sprach sie etwas unsicher mit einer Handbewegung ins Weite:

— Wie es dunkel geworden ist!

Der alte Freiherr blickte zum Fenster:

— Ja, es ist dunkel geworden.

Eva meinte:

— Nun habe ich Sie müde gemacht!

— Mich müde gemacht? Warum?

— Es hat so lange gedauert.

— Ich habe es nicht lange gefunden . . .

Jetzt ward er eigentlich erst gewahr, daß Elise noch immer nicht erschienen war . . . und da sie beide nicht wußten, was sie sprechen sollten, fragte er:

— Wo ist denn meine Tochter?

— Gräfin Scheppang?

— Ja . . . Sie waren doch bei ihr . . .

Eva sah sich erstaunt um:

— Sie hatte mich bis zur Thür begleitet. Aber es ist unverantwortlich, wie spät es geworden ist!

Und jetzt nahm sie eiligst Abschied. Sie zwang ihn, im Stuhle zu bleiben. Sie dankte ihm für seine Teilnahme mit ein wenig hastigen Worten, und dabei schielte sie immer hinüber nach dem Schreibtisch, wo das Blatt lag.

Den Blick erhaschte er und fragte:

— Sie haben doch gesagt, Eva, mir könnten Sie immer alles sagen? Nicht?

Nur eine Sekunde zögerte sie, dann gab sie einfach zurück:

— Ja.

Sie hatte ihn verstanden. Jetzt blickte sie ihn wieder gerade an und streckte ihm die Hand entgegen:

— Ich muß wirklich gehen. Ich werde längst erwartet.

— Wann kommen Sie wieder?

— Morgen.

— Schön, morgen.

— Also gute, gute Besserung!

Wie zwei Männer schüttelten sie sich die Hand. Der alte Freiherr stand wieder auf, aber ehe er Zeit gehabt, bis zur elektrischen Klingel zu gehen, damit der Diener ihr öffnen sollte, da er selbst sie nicht hinausbegleiten durfte, hörte man draußen die Thür ins Schloß fallen.

Der Zeremonienmeister blieb mitten im Zimmer stehen und blickte zur Tischplatte hinüber, wo das Papier lag, das den Namen des Mannes enthielt, der glücklicher war als er. Ein paar Schritte nur, und er konnte ihn lesen. Aber er zögerte, heranzutreten, als fürchte er sich davor. Und doch bedeutete dieser Name ja nichts, er würde klingen wie ein andrer, nichts würde er daraus schließen und entnehmen können. Was sollte er damit anfangen, um Eva zu ihrem Glücke zu führen?

Endlich überwand er sich und trat zum Schreibtisch.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, Einzelheiten an der Häuserreihe drüben jenseits der Bürgerwiese konnte man nicht mehr zu erkennen, nur ein grauer Strich lag dort. Auf dem Papier unterschied er bloß langgezogene, stark geneigt liegende Schriftzüge. Er nahm den Zettel in die Hand und fand die Worte:

Dr. Ernst Oster.
13 Lungarno Amerigo Vespucci
Firenze.

Allerdings, wie er es sich gedacht, ein Name wie andre, der nichts bedeutete, der wie irgend ein andrer klang. Aber es war ihm dennoch ein eignes Gefühl, diesen Namen hier von ihrer eignen Hand geschrieben zu sehen. Wie ein fortwährendes Geständnis und Bekenntnis erschien ihm dieser kleine Zettel, den er zwischen den Fingern drehte. Er las ihn immer wieder. Er war ihm süß, er kam von ihr, enthielt ihre Schrift, die er zum erstenmal erblickte. Er war ihm bitterschmerzlich, er bezeichnete den, der vor ihrem Herzen stand.

Und mit dem Papier in der Hand setzte sich der Zeremonienmeister in seinen Stuhl und zog die Decke fest um die Kniee, denn ihn fröstelte. Er wollte nachdenken. Es sann sich gut

in der Dämmerung. Aber die Aufregung, das jetzt noch ungewohnte Stehen, die lange Dauer des ersten Besuches übermannte ihn.

Er schlief ein.

15.

Am nächsten Tage kam Graf Steffeck und hielt um Grete an.

Der alte Freiherr hatte mit seiner Tochter vorher nicht gesprochen. Jetzt fragte er nur den Rittmeister, der in wenigen energischen Worten seine Absicht kund gethan:

— Und Sie wissen, daß das Mädel einverstanden ist?

— Jawohl.

— Gut. Wir werden sie also selbst fragen.

Er klingelte und sagte dem Diener, das gnädige Fräulein möchte mal einen Augenblick kommen. Beide Herren standen sich gegenüber. Der Zeremonienmeister, leicht die Hand auf den Tisch gestützt, der Rittmeister, den Helm in der Hand, mit rotem Kopf und nervös spielenden Fingern.

Als eine Weile verstrich, ehe Grete erschien, meinte der alte Freiherr, um über die Lage hinwegzuhelfen, erklärend:

— Mein Grundsatz ist: meine Töchter mögen selbst entscheiden. Ich will nicht, daß sie durch mein ‚Nein' etwa unglücklich werden.

Da antwortete Graf Steffeck treuherzig:

— Die soll schon glücklich werden! Der Teufel soll uns holen, wenn wir's nicht werden!

Nun mußte der Zeremonienmeister lächeln, sein Ausdruck ward wehmütig:

— Mit dem Glück der Menschen ist es so ein eigen Ding! Kommandieren läßt es sich nicht.

— Man muß nur glücklich sein wollen. Keine Gedanken soll man sich machen. Ich bin nicht der Mann dazu. Ich habe mir gesagt: Die gefällt mir, die paßt für mich. Nun los.

In diesem Augenblick trat Grete ein. Sie wußte, was ihr bevorstand, und war fast noch röter, als Graf Steffeck. Sie wagte es gar nicht, ihn anzusehen, sondern blieb verschüchtert in der Nähe der Thür stehen.

— Komm mal her, Gretl! — meinte der Vater.

— Ja, Väterchen! — und sie stürzte auf ihn zu in überhastigen Bewegungen, schmiegte sich an ihn und drehte ihrem Bewerber den Rücken.

— Graf Steffeck hat mir eine Frage vorgelegt, auf welche du die Antwort geben sollst. Willst du seine Frau werden?

Sie antwortete nicht, sondern versteckte den Kopf an der Brust des Vaters, der noch einmal fragte:

— Willst du?

Es war Grete so unerwartet gekommen, und sie hatte sich so gefürchtet vor diesem Augenblick, daß sie meinte, in den Boden sinken zu müssen. Als der Vater nun aber zum drittenmal fragte, konnte sie nicht anders als antworten. Sie mußte wohl ja sagen, denn sie hatte es nun einmal so weit kommen lassen. Und wenn sie es sich überlegte: sie wollte auch gar nicht „nein“ sagen, wenn sie schon eigentlich sich zum „Ja“ ebensowenig zu entschließen vermochte.

Da antwortete sie denn endlich zögernd:

— Ja, Väterchen.

Und als hätte blos dieser Augenblick abgewartet werden sollen, wurden Stimmen im Flur vernehmbar. Man konnte Wolffs Lachen unterscheiden, ein Säbel stieß auf den Fuß-

boden, dann sprach Gräfin Behnen. Sie drohten jeden Augenblick einzutreten, deshalb legte der Zeremonienmeister schnell die Hände der beiden in einander und sprach:

— So, Gretl, so, mein lieber Sohn, da gebt euch einen Kuß.

Graf Steffeck nahm seine Braut herzhaft beim Kopf und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen. Sie ließ es geschehen, erwiderte ihn nicht, aber sträubte sich auch nicht. Es kam ihr zu schnell, das alles. Sie hatte es sich so gänzlich anders gedacht. Halb fürchtete sie sich vor dem Verlobten, halb schlug ihr das Herz hoch im Gedanken, Braut zu sein.

Nur über eines war sie sich sofort klar: jetzt die Geschwister zu sehen, wäre ihr fürchterlich gewesen. Darum fühlte sie sich erlöst, als der Vater die Thür zum Salon öffnete und die beiden mit gelindem Zwang hineindrängte, während er schmunzelnd sprach:

— Ihr habt euch wohl noch über einiges auszusprechen ... mündlich. Ich rufe euch später.

Grete wurde jetzt ihre Lage klar, und nun wäre sie doch lieber beim Vater geblieben, auch wenn sie die Geschwister sehen mußte, denn sie fürchtete sich, mit dem Verlobten allein zu sein. In der Thür sperrte sie sich, hielt sich am Arm des alten Freiherrn fest und wollte nicht hineingehen, bis er sie sanft abschüttelte. Sie schlug, dicht am Eingang des Salons stehen bleibend, die Hände vor das purpurglühende Gesicht, während Graf Steffeck den Arm um ihre Schultern legte.

Noch einen Blick warf der Zeremonienmeister auf die beiden, dann schloß er die Flügel. Er blieb stehen, um Wolff und Klara zu erwarten, und in den wenigen Sekunden bis zu deren Eintritt zuckte ihm die Betrachtung durch den Sinn, wie ruhig er sei. Es handelte sich um Zukunft und Lebensglück seines Kindes, und sein Herz schlug nicht schneller, Rührung

und Ergriffenheit bemächtigten sich seiner nicht. Es war ganz still in seiner Seele. Er machte sich den Vorwurf, zu teilnahmlos zu sein, zu gleichgültig, aber nichts regte sich.

Ihm schien der ganze Verlauf dieser Verlobung natürlich. Er wunderte sich nicht, fühlte sich nicht überrascht, nicht ergriffen, er freute sich nicht einmal besonders. Es war eben so gekommen und damit gut. Der Eigensucht zieh er sich, nicht richtig teilnehmen zu können am Schicksal seiner Lieben, doch es war ihm, als dünke ihm Evas Geschick wichtiger denn alles. Darum bangte und zitterte er allein.

Die ganze Nacht hindurch hatte er sich damit beschäftigt. Nur kurz und unregelmäßig war sein Schlummer gewesen; die Sorge, wie er Eva helfen könnte, hatte den Schlaf immer wieder von seinem Lager verscheucht.

Und er konnte ihr doch nicht helfen.

Wolff, der Kammerherr, Graf und Gräfin Behnen traten ein. Sie erkundigten sich kurz, wie es dem Vater ginge, und da sie ihn frischer fanden, herumgehen sahen und seine Stimme wieder heller und kräftiger klang, fragte Wolff sofort:

— Papa, ist Steffeck schon dagewesen?

Der Zeremonienmeister legte nur den Finger auf den Mund und deutete nach dem Salon. Nun war Klara nicht mehr zurückzuhalten. Sie erkundigte sich sofort mit möglichst gedämpfter Stimme nach allen Einzelheiten: wann er gekommen, wie er angezogen gewesen, ob er wenigstens heute seine Kommißstiefel abgelegt, ob er den Helm trüge, wie Grete die Sache aufgefaßt, wann sie Graf Steffecks Anfrage erfahren, ob sie erschrocken gewesen, ob sie geweint, ob sich das junge Paar schon geküßt hätte und so weiter.

Der Kammerherr klemmte sein Einglas ein:

— Also ein fait accompli. Bist du denn einverstanden, Papa?

— Durchaus. Warum nicht?

— Ich weiß nicht ... Steffecks sind ja eine gute Familie.

Nun, wo die Verlobung einmal Thatsache war und mit Graf Steffeck gerechnet werden mußte, waren alle Sonntheims auch entschlossen, die besten Seiten des neuen Schwagers herauszufinden. In ihrem ausgeprägten Familiengefühl bemühten sie sich jetzt, an ihm das, was ihnen genehm war, ins rechte Licht zu rücken, was ihnen bisher ein Nasenrümpfen abgerungen, zu erklären und zu entschuldigen.

Graf Behnen, der einzige, der saß, meinte wichtig:

— Eins glaube ich bestimmt, unser neuer Schwager ist ein Charakter. Übrigens hat immer ein Steffeck, wenn nicht gar mehrere, in der Ersten Kammer gesessen!

Klara sagte in mütterlichem Wohlwollen:

— Was an seinem Äußeren fehlt, werden wir schon noch hineinbringen. Und er ist nicht häßlich.

Dann setzte sie auseinander, wie gut es sei, daß ihr Sohn Botho der alten Gräfin Steffeck, geborenen Uhlemann aus Leipzig, die bei Liebertwolkwitz, gerade wo Murats große Reiterangriffe stattgefunden, eine Besitzung hatte, erst vorigen Herbst seine Aufwartung gemacht.

— Von der stammt das Geld! — belehrte Graf Behnen. Doch Erich runzelte die Stirn:

— Viel kann's wohl nicht sein bei den vielen Geschwistern.

Der Zeremonienmeister unterbrach die Unterhaltung seiner Kinder mit der trockenen Mitteilung:

— Es genügt für beide.

Sie wußten, daß ihm Geldgespräche verhaßt waren, deshalb brachen sie kurz ab, nachdem Wolff seufzend erklärt hatte:

— Es ist ein Jammer mit den Lappen. Die hübschesten Mädel haben meist keine fünf Groschen.

Er dachte an Miß Grosvenor. Der Kammerherr, der immer noch keinen Mut gefunden, mit Prinzessin Trenn, der älteren, Ernst zu machen, brummte, indem er, wie immer in traurigen Lagen, sein Einglas fallen ließ:

— Oder es giebt andere Schwierigkeiten und Bedenken!

Graf Behnen hatte eine Zeitung aufgegriffen und las den Bericht über die letzte Reichstagssitzung. Klara und Erich stellten miteinander flüsternd fest, mit wem von der neuen Familie nun Beziehungen angeknüpft werden müßten.

Der alte Freiherr träumte. Er dachte daran, was Eva wohl zur Verlobung sagen würde. Mit ihr hätte er darüber sprechen mögen, ihre Ansicht zu hören, wäre ihm das wichtigste gewesen, und dann fiel ihm plötzlich Elise ein. Die wußte es ja auch noch nicht, sie, die einzige der Familie, die hier fehlte.

Er wandte sich sofort an Wolff:

— Wir haben ja Liesel ganz vergessen. Willst du sie nicht holen, Wolff?

Der Rittmeister war sofort bereit, nur die erste Begrüßnng des jungen Paares wollte er nicht versäumen:

— Papa, das ‚Tableau‘ muß ich aber erleben!

— Ich habe versprochen, die beiden zu rufen, und ich warte natürlich, bis ihr zurück seid.

Während Wolffs Abwesenheit wurde fast nicht geredet. Alle waren gespannt auf den Eintritt des jungen Paares. Es berührte den Zeremonienmeister wie etwas Feierliches dieses Warten, und jetzt dachte er wieder an sein armes, häßliches kleines Entlein. Wie gern hätte sie das mit angesehen, sie, die nun schon seit siebzehn Jahren diese Erde verlassen! Er, der sich damals überlegt, ob er nicht zu alt sei für die junge Frau, war übrig geblieben, und sie ein halbes Menschenalter ihm geschieden.

So gingen menschliche Berechnungen zu Schanden. Und da kam er sich plötzlich doch nicht zu alt vor für Eva. Er fühlte die Lebensgeister wiederkehren, die ihn während der Krankheit zu verlassen gedroht, er war so viel kräftiger heute, so lange hatte er gestanden, und es strengte ihn nicht an! Aber es hatte ja alles keinen Zweck, er hatte doch versprochen, ihr zu ihrem Glück zu verhelfen.

Es that ihm leid, und die ganze niedergekämpfte Leidenschaft stieg von neuem in ihm auf. Immer wieder erblickte er sie vor sich.

Er schaute zum Fenster hinaus — da war es ihm, als ginge sie drüben in den Anlagen und grüße herauf — doch der Platz war leer.

Aber die Sonne schien, und alles draußen dünkte ihm heller und freundlicher zu sein. Der Winter war überwunden, nun ging es schon dem Lenze zu. Vielleicht war doch noch ein Frühling für ihn gewachsen.

Und er, der sich den Kopf zerquält, wie er Eva helfen könnte, ohne auch nur die Andeutung eines Weges zu entdecken, er, der eben noch in schwacher Regung es bereut, sie nicht für sich gewinnen zu wollen, hatte hinausstarrend in den werdenden Lenz dort draußen mit dem Blitzschlage eines Gedankens gefunden, was er für Eva thun wollte.

Fortwährend war er darauf hinausgegangen, wie es ihm gelingen möchte, den andern in Florenz ihr geneigt zu machen, sein Herz ihr zu beugen. Nun dachte er jäh an etwas, das er bisher übersehen: Eva hatte ihm doch erzählt, wie er ihr gesagt, sie solle nicht glauben, er ginge darauf aus, eine reiche Heirat zu machen. Dann war er Knall und Fall abgereist.

So handelte nicht ein Gleichgültiger, denn dem wäre es einerlei gewesen, was man dachte oder nicht, der hätte seinen Verkehr einschränken oder allmählich kühler werden

können, und wäre dann nach einigen Tagen, vielleicht erst nach einigen Wochen abgereist.

Nur eine Erklärung gab es dafür: er liebte sie.

Er liebte sie, fürchtete bloß, sie möchte die groben Bemühungen der Schwester bemerkt haben und sie für eine Spekulation auf ihr Geld halten. Daran glaubte der alte Freiherr fest. Wie eine Binde war es ihm von den Augen gefallen, und er begriff jetzt nicht, daß er nicht gleich zu dieser Erkenntnis gekommen.

Mit dieser Gewißheit sah er aber auch seinen Weg vor sich: er brauchte nur das zu thun, was Eva nicht thun konnte, was sie nie gethan hätte, wovon sie keine Ahnung haben durfte, daß er es unternähme. Der andre sollte die Wahrheit erfahren.

Er wollte ihm schreiben.

Das empfand er als Erlösung, nun sah er die That vor sich, jetzt konnte er das Größte thun, was entsagende Liebe zu leisten vermochte: er würde dem unbekannten Nebenbuhler für Eva ihre Liebe gestehen.

Der alte Freiherr atmete tief, entlastet. Langsam rieb er sich die Hände und wandte sich zum Zimmer zurück, das Glück der Selbstüberwindung in den Augen. Und so strahlend war sein Ausdruck, daß Klara erstaunt fragte:

— Was hast du denn, Papa?

Er antwortete, sich aufrichtend, indem er ein paar Schritte ins Zimmer that:

— Ich freue mich, weil ich andre glücklich machen kann!

Graf Behnen und der Kammerherr standen auf. Erich näherte sich dem Vater:

— Du siehst wirklich wieder ganz wohl aus, Papa!

— Mir geht's auch gut, Erich, und wenn das Wetter so bleibt, gehe ich morgen aus.

— Schon morgen?

— Gewiß, es ist warm, und ich gehe lieber, als daß ich fahre.

— Und wann ist das offizielle Verlobungsdiner? — warf Gräfin Behnen ein.

Der Zeremonienmeister, der wußte, daß dieser Augenblick mit dem Toast auf das junge Paar eigentlich seiner Tochter das allerwichtigste an der ganzen Verlobung dünkte, wollte sie necken:

— Wißt ihr, so wie der Bräutigam ist — er liebt die Formen nicht —, halte ich eigentlich ein Verlobungsdiner gar nicht einmal für unbedingt nötig.

Dagegen erhoben sich sofort alle drei:

— Erlaube einmal, Papa, das ist doch wohl nicht ganz angängig! — gab Graf Behnen mit einem Ausdruck am Schluß zu bedenken, den er mit Vorliebe bei seinen Reden anwandte, wenn er einen gegnerischen Antrag bekämpfen wollte. Erich lachte nur:

— Papa macht einen Scherz, merkst du's denn nicht, Klara?

Gräfin Behnen konnte nicht mehr antworten, denn Wolff und Elise waren erschienen. Sie hatte Thränen der Rührung in den Augen, umarmte die Geschwister und blieb dann lange am Halse ihres Vaters hängen:

— Das habe ich mir gewünscht! Das ist der für Grete, den ich haben wollte.

— Gerade den? — fragte Gräfin Behnen etwas erstaunt.

— Ja, gerade den! Er hat bei der ersten Schwadron gestanden, daher kenne ich ihn und weiß, was für ein famoser Mensch er ist . . .

Die erste Schwadron hatte Graf Scheppang bis zu seinem Sturze geführt. Als nun auch Wolff in das Lob einstimmte, meinte Erich, aus der Dienstzeit her habe er nur noch

eine schwache Erinnerung an Graf Steffeck, der damals, als er in Bautzen gestanden, eben erst Leutnant geworden.

Während man vorher wegen der Nähe des Brautpaares im anstoßenden Salon nur leise gesprochen hatte, war die Unterhaltung jetzt lauter geworden, so daß sich Wolff die Ohren zuhielt und lachend rief:

— Kinder, schreit doch nicht so! Die verstehen ja jedes Wort nebenan.

Schmunzelnd antwortete der Zeremonienmeister:

— Wolff, du Menschenkenner, glaubst du wirklich, die hätten nichts Besseres zu thun, als zu horchen, was wir sagen?

— Wir wollen mal sehen, Papa!

Und Wolff ging zur Thür, während die übrigen sich hinter ihm aufstellten. Klara führte ihre Lorgnette an die Augen, Erich klemmte das Einglas fest, Graf Behnen hob sich neugierig auf die Zehen, um über seinen Schwiegervater hinwegsehen zu können, der ihm mit seiner Größe die Aussicht nahm. Nur Elise hielt sich zurück.

Als alle in gespannter Aufmerksamkeit auf die Thür blickten, gab der Vater dem die Klinke haltenden Wolff den Befehl:

— So, nun auf!

— Aber leise, keinen Lärm machen, — flüsterte Graf Behnen aus dem Hintergrund.

Vorsichtig öffnete Wolff die Thür. Sie musterten den ganzen Salon, ohne etwas zu entdecken. Er war leer, aber die Thür zum Boudoir nebenan stand offen, und dort erschienen Graf Steffeck und Grete ganz ruhig, Arm in Arm. Beide waren zwar rot, vor allem das junge Mädchen, dessen Wangen wie im Fieber brannten, aber sie hatten sonst nichts Verlegenes an sich.

— Ihr seid aber gerissen! — rief Wolff ihnen entgegen.

Dann strömte die ganze Familie in den Salon, und Graf Steffeck ward als neuer Schwager begrüßt. Der Zeremonienmeister und Wolff gaben ihm einen herzhaften Kuß, die andern schüttelten ihm die Hand.

Grete stand kleinlaut dabei und wußte nicht, wie sie sich benehmen sollte. Das machte Wolff solchen Spaß, daß er zum Bräutigam sagte:

— Ihr habt uns vorhin um die Freude gebracht. Jetzt müßt ihr es nachholen. Also, Kinder, nun kommt mal her. Komm her Gretl, komm Steffeck, Pardon, Hans . . . also, nun gebt euch mal 'n Kuß, aber coram publico. Wir wollen auch was davon haben. Na, na, ihr schwindelt euch nicht drum. Nun los, eins, zwei . . .

Doch sie waren nicht dazu zu bringen. Klara fand das Begehren Wolffs sehr empörend:

— Was ist das nur für eine Idee, Wolff!

— 'ne großartige Idee. Ach, wer auch erst so weit wäre!

Er that ganz traurig, wischte sich mit dem Taschentuch die Augen:

— Ich habe, weiß Gott, ein zu gemeines Pech: die erste heiratet einen Geheimrat, und die zweite . . . Mädel die gar nichts haben, die sollten, finde ich, entweder auf Staatskosten ausgestattet oder einfach . . . einfach totgeschlagen werden!

Das Brautpaar hörte nichts davon. Man setzte sich noch ein paar Augenblicke, mehr um anstandshalber überhaupt gesessen zu haben, als weil es allgemeines Bedürfnis gewesen wäre, dann gab nach einer Weile Gräfin Behnen einen Wink, und die ganze Familie erhob sich. Für heute war es reichlich genug, was der Vater erlebt hatte, denn er war immerhin noch in der Genesung. Elise drängte in seinem Interesse die Geschwister zum Gehen. Sie wollte das Braut-

paar mit zu sich hinaufnehmen, aber die beiden Rittmeister mußten nach Bautzen zurück, wegen eines Nachtfelddienstes im Regiment.

— Jetzt Nachtfelddienst? — fragte der Zeremonienmeister.

— Der Kommandeur hat vor acht Tagen eine Broschüre über die Vorteile und Notwendigkeit des Nachtfelddienstes der Kavallerie gelesen! Darum! — erklärte Wolff ganz wütend, und Grete meinte kleinlaut:

— Aber wenn sich einer verlobt?

— Das ist kein Entschuldigungsgrund! — antwortete Graf Steffeck, während sein Regimentskamerad zu Grete sagte:

— Siehst du, da lernst du gleich am ersten Tage die Freuden des Soldatenstandes kennen.

Die Abschiedsstunde war da, und das Paar wurde einen Augenblick allein in dem Salon zurückgelassen. Gräfin Behnen fand, ein andrer Tag, wo mehr Zeit gewesen wäre, hätte sich zur Verlobung besser geeignet, aber der alte Freiherr, dem des neuen Schwiegersohnes derbes Wesen gefiel, verteidigte ihn: sobald er erfahren, daß er anhalten könne, sei er eben sofort gekommen, dem Zuge seines Herzens folgend, ohne erst lange Betrachtungen anzustellen.

Als das Brautpaar auf den Flur trat, besah Wolff seine Schwester von allen Seiten:

— Ein paar rote Flecke hast du doch noch auf den Backen. Nun, wie fühlt man sich denn, wenn man verlobt ist?

Sie wurde ärgerlich:

— Wolff, du fragst zu dumm manchmal!

Dann gingen Behnens mit den beiden Rittmeistern und dem Kammerherrn, während der Zeremonienmeister mit seinen

Töchtern ans Fenster trat, um ihnen nachzusehen. Der Vater fragte Grete:

— Wann kommt er denn wieder, dein Hans?

Sie war sehr erschrocken: das hatte sie vergessen zu fragen. Er begann von neuem:

— Hast du denn ausgemacht, daß er dir schreiben soll?

— Nein.

— Ja, was habt ihr denn dann eigentlich geredet?

Darauf wußte sie keine Antwort. So betrübt schaute sie darein, daß Elise, die man fast nie lächeln sah, herzlich zu lachen anfing. Jetzt erblickten sie die Geschwister auf der Straße. Sie gingen auf die andre Seite, grüßten und nickten herüber. Als sie stehen blieben, machte der Zeremonienmeister am Fenster die Gebärde des Schreibens, indem er auf Grete deutete. Graf Steffeck nickte eifrig. Ängstlich fragte die Braut:

— Väterchen, ob er morgen kommt? Bitte bitte.

Er nahm den großen Abreißkalender vom Schreibtisch, zeigte ihn, riß das Datum des Tages ab und deutet mit fragender Gebärde auf die neue Zahl. Die unten schienen nicht gleich zu begreifen, beratschlagten eine Weile, dann nickte Hans heftig und lange.

Grete winkte mit dem Taschentuche, bis sie aus dem Gesichtskreise entschwunden waren. Noch lange blieb sie am Fenster stehen und starrte ihnen nach.

— Er ist fort! — sagte sie traurig, dann begehrte sie allein zu sein, und ging auf ihr Zimmer.

Der Zeremonienmeister blieb mit Elise zurück. Er fühlte sich in gehobener, feierlicher Stimmung. Das Glück seines Kindes, der Sieg über sich selbst stimmte ihn so. Er dachte daran, daß er für sich selbst nichts mehr gewann, sondern für andre und sprach nachdenklich:

— Wenn man alt wird, beginnt man sein Glück darin

zu finden, andern Glück zu bereiten. Die Sache bleibt, nur die Ziele verändern sich mit den Jahren. Man begehrt eben weniger für sich als für andre.

Elise schwieg dazu. Sie fühlte, daß er keine Antwort hören wollte, daß es nur allgemeine Betrachtungen waren, die er gab. Sie verstand, daß es eine Abrechnung mit sich selbst bedeutete.

Sie setzten sich, und der alte Freiherr zündete sich eine Cigarre an.

Mit leisem Schmunzeln sagte er her:

„Drei Tage war der Frosch nun krank,
Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!“

Er versank ganz in Gedanken. Er dachte an den Brief, den er nach Florenz schreiben wollte. Dann wieder kehrte er zu Grete zurück, zur Verlobung, und obgleich er bisher nur den Grundsatz hatte gelten lassen, daß seine Tochter nach ihrer Wahl heiraten sollte, kam ihm doch plötzlich die Angst, ob er nicht vielleicht dennoch in eigenen Seelennöten die Augen zu wenig offen gehalten hätte für sein Kind:

— Liesel, glaubst du, daß Grete wirklich glücklich wird?

— Ganz sicher, Papa.

Er erinnerte sich an Gretes Wesen und das Gesicht, das sie gemacht. Da ward er mit einmal zweifelhaft:

— Ich weiß nicht . . . ich weiß nicht, ob sie so glücklich aussah.

Elise schlug die Augen nieder, indem sie halblaut antwortete, wie immer wenn es etwas betraf, das ihr aus dem Herzen kam:

— Es wird schon noch kommen. Man muß es ja nicht immer zeigen. Und sie kennt vielleicht noch gar nicht so recht das Glück, sie hat es sich ganz anders gedacht.

— Anders gedacht?

— Sie hat mir einmal erzählt, das Glück müßte so sein, daß es einen überwältigt. Ob sie's gelesen hat oder von einer Freundin gehört, weiß ich nicht, aber sie behauptete, ein großes Glück könne man gar nicht überleben, sondern müsse sofort vor Freude tot sein.

— Das Kind! — sagte der alte Freiherr gedehnt, aber er fand etwas Wahres darin, das ihm gefiel. Nur meinte er, man müsse ein junges Herz haben zu solchem Empfinden. Aber ihm ward bange davor, und er sagte, gegen seine Überzeugung gewiß, indem er sich zu schroffem, bestimmten Tone zwang:

— Das tiefste Glück ist still. Es muß ein Ruhen im Glück sein, ein Versenken, kein Begehren . . .

— Für junge Menschen? Die wollen nicht verzichten, Papa . . . Wollen junge Menschen nicht ihr Teil Glück? — fragte Elise traurig, und die Stirnfalte ihres gewöhnlichen ernsten Ausdrucks trat scharf hervor. Sie sah, daß ihre Worte den Vater unangenehm zu berühren schienen, deshalb setzte sie hinzu, in ihrem Bedürfnis, weich zu sein, zu versöhnen:

— . . . Solange das Lämpchen glüht . . .

Dabei versuchte sie zu lächeln, aber es gelang ihr nur halb, denn der alte Freiherr war aufgestanden, und eine innere Bewegung malte sich auf seinen Zügen. Er wendete sich ohne ein Wort, ab und trat ans Fenster, um in den einbrechenden Abend hinauszustarren.

Auch Elise erhob sich.

— Ich muß nach dem Theewasser sehen, Papa! — Damit ging sie lautlos hinaus.

Nun war es, als ob die junggebliebene Kraft im Herzen des Zeremonienmeisters aufflackernd, sich gegen den Verzicht

auf Glück aufbäume, den er mit dem Briefe nach Florenz aussprach. Reue überkam ihn wegen seines Entschlusses. Er meinte, von Eva doch nicht lassen zu können: sie sollte seine Frau nicht werden, wenn sie den andern liebte — aber den Brief wollte er doch nicht schreiben, der ihm erschien wie ein Uriasbrief für seine Seele.

Wieder dachte er daran, daß er doch versprochen, ihr zu helfen. Im Zwiespalt schwankte er hin und her, aber er blieb dabei: er wollte sie in seiner Nähe wissen, er wollte sie sehen können, mit ihr sprechen, von ihr hören, wenn sie auch nicht sein war.

Mit diesem Entschluß ging er zum Thee hinüber und konnte nicht dagegen an, daß, während die Schwestern Zukunftspläne entwarfen, von Hans redeten, vom Regiment, von der Einrichtung und Ausstattung, seine Gedanken abglitten.

Sie gingen wieder hinüber in des Zeremonienmeisters Zimmer, und die Schwestern sprachen weiter, während der alte Freiherr meist nur zuhörte, wie Grete, immer aufgeweckter werdend und sicherer, schon begann, allerlei aufzuzählen, was bei ihnen „bestimmt so würde und auf keinen Fall so“.

Schnell verging die Zeit. Elise sagte Gute-Nacht und ließ sich, wie immer abends, die Treppe hinaufbringen.

Auch Grete rüstete sich zum Schlafengehen. Jetzt wo sie mit dem Vater allein war, schien ihr Übermut etwas gewichen: Sie war auch müde von den Erlebnissen des Tages, neigte sich zu ihm, der im Sessel saß, die Zeitung haltend, und sagte:

— Gute Nacht, Väterchen!

Er zog sie an sich und küßte sie zärtlich:

— Gute Nacht, Gretl, nun träume von deinem Hans!

Da umschlang sie den Vater mit den beiden Armen:

— Ich habe dir ja noch gar nicht gedankt, Väterchen, daß du's erlaubt hast.

— Glaubst du denn, ich hätte nein sagen können?

Sie rümpfte etwas das Näschen:

— Man kann's nie wissen.

Da fragte er sie:

— Gretl, thu ich denn recht, es zu erlauben?

— Wie meinst du das, Papa?

— Ich meine, liebst du ihn denn wirklich?

Während sie miteinander sprachen, hatte sie sich neben dem Vater auf den Teppich gekniet und stützte die Arme auf seine Kniee. Nun beugte sie den Kopf und blieb die Antwort schuldig. Er strich ihr das Haar mit leiser Hand, weich und zärtlich, blickte sie liebevoll an und fragte ein zweites Mal, flüsternd, als sollte es niemand hören:

— Gretl, sag mir's mal: liebst du ihn denn auch wirklich?

Wieder antwortete sie nicht, sondern verbarg ihr Gesicht an seinem Rock.

Der alte Freiherr meinte, es sei die Scham des jungen Mädchens, zu gestehen, daß sie sich hingezogen fühle zu einem Manne, und versuchte sie aufzurichten, indem er fragte:

— Du kannst es doch deinem Vater sagen, Gretl, ob du ihn liebst. So sage doch einfach ‚ja' . . . ich will ja keine großen Erklärungen, nur möchte ich wissen, ob ich recht thue, dir diesen Mann zu geben. Du sollst nur den haben, der dir gefällt, den du liebhaben kannst. Eine Ehe ohne Liebe, Gretl . . . nein . . . nein . . . nein . . . Zwei, die sich nicht lieben, dürfen auch nicht zusammenkommen, und zwei, die sich lieben, die sollen sich auch finden . . .

Während er sprach, fiel ihm wieder der Brief nach Florenz ein, und sein Versprechen brannte ihm auf der Seele. Er durfte seine eignen Worte nicht Lügen strafen. Nun fühlte er sich von neuem überwunden.

Aber Grete gab noch immer keine Antwort. Er redete ihr zu, mit sanften Worten sprach er in sie hinein, er streichelte und liebkoste seine Tochter, bis sie endlich mit erschrockenem Gesicht gestand:

— Väterchen, ich weiß nicht.

— Du weißt nicht, ob du ihn liebst?

— Nein, ich weiß es nicht.

— Und da sagst du ja?

— Ich mußte doch!

— Wieso mußtest du?

— Ich hatte es ihm doch versprochen.

— Wann?

— Auf dem Ball, auf unserm Ball.

— Was hast du versprochen?

Sie richtete sich auf und begann ihm zu erzählen, wie Hans sie auf dem Balle ausgeforscht, wie ihr das so unerwartet und plötzlich gekommen und daß sie einverstanden gewesen sei, als er schließlich gefragt, ob er mit ihrem Vater reden dürfe. Der alte Freiherr sagte erstaunt:

— Und darauf hast du zugestimmt, Grete?

— Ja.

— Dann hast du's ja aber gewollt!

— Ich konnte doch nichts anders!

Nun fragte er, was sie denn an ihm auszusetzen habe. Nichts weiter, meinte sie, als daß sie nicht bestimmt wisse, ob das Liebe, wie sie sein müsse, sei die sie für ihn empfinde. Er wollte wissen, warum, und Grete erzählte von ihren Zweifeln, wie sie sich die Liebe gedacht:

— Die Mademoiselle Le Coultre hat mir gesagt, wenn man liebte, wäre man krank.

— Gehörte das auch zum Unterricht?

Er wollte einen Scherz machen, aber ihre Antwort summte

ihm doch in den Ohren. War er nicht krank? War er nicht aus dem Gleichgewicht gebracht, seit er Eva gesehen? Aber es ging wohl nicht allen Menschen so. Jeder empfand anders, nach seiner Art. Er nahm das blonde Köpfchen seiner Tochter zwischen die Hände:

— Und weil du nicht krank bist, Gretl, weißt du nicht, ob du ihn liebst?

— Nicht bestimmt.

— Wenn es nun bei allen Menschen verschieden wäre? Glaubst du, daß dein Hans krank ist? Er macht mir nicht den Eindruck. Und ich glaube ganz gewiß, daß er dich liebt. Glaubst du's nicht?

Sie hob das Gesicht, und ihre Augen strahlten:

— Ja, Väterchen, das glaube ich.

— Nun, Gretl, möchtest du denn einen andern haben?

— Nein.

— Gefällt dir einer besser?

— Nein.

— Glaubst du nicht, daß Hans ein guter, fester, starker Mensch ist?

— Ja, das glaube ich, o ja, ja, ja . . .

— Glaubst du, daß er dich lieb haben wird?

— Ja, Papa.

— Immer lieb behalten?

— Immer, immer das glaube ich!

Der Zeremonienmeister schaute seinem Kinde zärtlich in die Augen:

— Das ist dir noch nicht genug? Das ist das beste, alles, was du dir nur wünschen kannst, Gretl. Ein ehrlicher, gerader, fester Mann, der dich liebt. Wenn du auch nicht krank bist, wie du — oder vielmehr Mademoiselle sich das eingebildet hat. Du wirst den Wert dieses Mannes schon

erkennen, denn alle vernünftigen, ernsten Leute wissen, was an ihm ist. Wenn du krank wärst, Gretl, möchte es vielleicht nur ein Strohfeuer sein, das hell brennt, aber nicht wärmt und bald verlöscht. Du bist siebzehn Jahre. Nun überlege dir, wie lange das Feuer noch brennen soll. Ein halbes Jahrhundert bestimmt. Denn . . .

Er wurde nachdenklich, strich sich mit der linken Hand den Bart und legte die rechte auf Gretes Schulter:

— Denn in fünfzig Jahren bist du erst siebenundsechzig . . . siebenundsechzig . . . das ist noch kein Alter . . . nein, nein, mit siebenundsechzig bist du noch frisch und rüstig . . . keine Alte . . . wenn schon fünfzig Jahre eine lange Zeit sind. Siebenundsechzig, ... dann wärst du so wie ich Gretl und hättest gewiß noch fünfzehn Jahre vor dir. Wenn wir achtzig rechnen wollen, dreizehn. Nun denke dir, so lange soll es vor halten. Da muß es langsam und stetig fortglimmen und brennen . . .

Seine Worte wurden immer gedehnter, und er hörte es kaum, wie die Tochter, deren Kopf er an seine Brust gezogen, murmelte:

— So alt will ich gar nicht werden!

Erst nach einigen Augenblicken ward er sich ihrer Worte recht bewußt. Er hatte unwillkürlich das Bedürfnis, das Alter in Schutz zu nehmen:

— Das ist doch nicht so alt!

Des Vaters Alter fiel ihr ein, und sie fürchtete, ihn verletzt zu haben:

— Nein, Väterchen! Nein, das ist nicht so alt, aber . . . aber dann braucht man ja auch keine Liebe mehr . . . Ich verstehe das nicht, ich habe nicht darüber nachgedacht . . . und ich habe ja noch Zeit, so viel Zeit. Ich bin doch noch so jung . . . Väterchen . . . Denke dir mal . . . siebzehn . . .

ach, ich möchte so gern, so furchtbar gern noch ein bißchen älter sein. Ich weiß es gar nicht, ob Hans es eigentlich weiß, wie alt ich bin. Ich glaube . . . ich . . . ich . . . habe immer Angst, daß er böse wäre, wenn er es wüßte, daß ich noch so dumm und unerfahren bin . . .

— Also möchtest du ihm doch gern gefallen?

— Ja, ja, ja . . . das möchte ich gern . . .

— Um die andern ist dir's nicht zu thun? Du möchtest nur ihm gefallen?

— O ja.

Der alte Freiherr küßte seine Tochter leise lächelnd:

— Geh zur Ruhe jetzt, Gretl! Mache dir keine Sorgen, es wird schon der Rechte sein. Geh schlafen, mein Kind, du wirst müde sein nach dem heutigen Tag!

Sie erhob sich und ging zur Thür. Noch einmal drehte sie sich um:

— Nicht wahr, du bleibst nicht mehr lange auf? Du mußt dich noch schonen, hat der Doktor gesagt.

Er antwortete nicht auf ihre Bitte, sondern fragte nur:

— Bist du jetzt glücklicher, Gretl, weißt du's jetzt?

Statt aller Antwort fiel sie ihm um den Hals. Vater und Tochter blieben lange umschlungen, Wange an Wange gelehnt. Die Arme hatte er um sie gelegt und klopfte ihr liebkosend auf die Schulter, während sie schmeichelnd bat:

— Väterchen, du sollst nicht so spät zu Bett gehen! Nicht war, du kommst bald?

Der Zeremonienmeister sprach sicher und fest, wie einer, der von der Notwendigkeit einer Pflicht überzeugt ist:

— Ich habe nur noch einen Brief zu schreiben.

16.

Als er nun allein war im Zimmer und vor sich auf dem Schreibtisch den weißen Bogen Papier sah, den er rasch ergriffen; als er die Feder eintauchte, um zu schreiben, da hatte er doch wieder alles das vergessen, was er dem Fremden sagen wollte. Er quälte sich, den Anfang zu finden, setzte ab, versuchte von neuem, und schließlich blieb er bewegungslos sitzen.

Er sah Eva vor sich — welchen Ausdruck ihre Züge wohl annähmen, wenn sie wüßte, daß er dem andern schrieb? Und die Großmut machte ihn ein wenig stolz, die er zeigte, wenn er sich zum Werber hergab bei dem glücklicheren Manne, für die, die er liebte. Bitterkeit überschlich ihn, zog ihm das Herz zusammen, brannte ihm in der Kehle, daß er schlucken mußte. Entsagungsnot und Märtyrergefühle stiegen in ihm auf, wie er daran dachte, was er zu thun im Begriffe stand. Seine Seele ergriff das bittersüße Leid des Mannes der sich opfert für die Geliebte.

Ihm war in diesen Stimmungen und Gefühlen so wohl und wehe, daß er zögerte, zur That zu schreiten.

Immer wieder überdachte er den Brief: er wollte nicht verraten, wie er zu Eva stand, und doch begründen, erklären, wie gerade er dazu käme, zu schreiben. Er wollte schreiben wie ein väterlicher Freund, aber aus den Zeilen sollte es klingen, daß er nicht ein kaltes Greisenantlitz trüge, sondern daß sein Herz noch imstande wäre, zu verstehen und zu empfinden.

Während er hin und her sann, fiel seine Phantasie immer wieder zurück zum eignen Geschick. An ihr Alter dachte er und an seines. Vierzig Jahre lagen dazwischen. Bis zu achtzig Jahren hatte er vorhin mit Grete gerechnet. Das

kam ihm doch alt vor. Er, der sich den Siebzigen in wenigen Sommern näherte, fand etwas Greisenhaftes in dem Klange „achtzig“. Dann, meinte er, sei es doch vorbei, und wenn es bald Matthäi am letzten geworden, dann wäre Eva eine Frau gewesen von kaum vierzig Jahren.

Darüber setzte er die Feder an. Das Datum stand in der Ecke, und nun kam ihm der Entschluß: er begann die Anrede zu schreiben, die erste Zeile wuchs daraus, die folgenden reihten sich daran. Wie er nun einmal im Zuge war, kümmerte er sich nicht mehr darum, was er eigentlich schrieb, er führte den begonnenen Gedanken fort, die Feder flog über das Papier, kaum zum Ablöschen der noch nassen Seiten ließ er sich Zeit, bis auf den Blätten vor ihm der ganze Brief stand:

Sehr geehrter Herr!

Diese Zeilen werden Sie zuerst in Erstaunen versetzen und in Verwunderung, ja möglicherweise werden Sie meinen Brief unwillig aus den Händen legen. Darauf bin ich gefaßt, aber ich bitte Sie herzlich, ihn nicht, der ersten Stimmung folgend, beiseite zu thun, sondern ihn wieder vorzunehmen nach einigen Tagen. Vielleicht gelangen Sie dann zu einem andern Ergebnisse als dem des ersten Eindrucks, vielleicht hören Sie dann aus meinen Worten heraus, daß sie von Herzen kommen und zum Herzen sprechen wollen.

Ich bin ein alter Mann, der im Laufe eines Lebens, (das dem Dienste Seiner Majestät in Offiziers= wie Hofjahren, der Kunst, Natur, Schönheit gewidmet war), gar viele Briefe geschrieben hat, und doch, glaube ich, ist mir noch keiner so schwer geworden als diese Zeilen.

Das macht: ich schreibe für mich.

Das macht: ich muß bitten.

Das macht: ich kenne Sie nicht.

Diese drei Dinge zusammen sind es, die mir die Feder stocken lassen. Und doch stimmt es nur halb. Ich schreibe nicht ganz für mich allein, denn ich kämpfe um das Glück eines andern, dessen Glück allerdings das meine ist. Ich bitte nicht nur, ich will auch fordern. Ich kenne Sie nicht und habe doch genug von Ihnen gehört, um diesen Brief zu schreiben.

Lassen Sie mich erklären.

Ich habe hier in Dresden diesen Herbst eine junge Dame kennen gelernt, an deren Wiege die Natur in der Gebelaune gewesen. Sie schenkte ihr Schönheit, Anmut und Liebreiz des Angesichts, der Gestalt. Vor allem gab sie ihr Geist und Herz, eine Seele, wie sie in den Gesellschaftspuppen, die unsre heutige Erziehung heranbildet, sonst nicht lebt.

Dieser jungen Dame kam ich näher im Lauf der Zeit. Durch einen Zufall waren wir bekannt geworden, aus oberflächlichem Sehen ward eine nahe Beziehung. Wir gingen zuerst umeinander herum und kamen nicht dazu, uns ganz voreinander die Seelen zu entschleiern, bis sie mir eines Tages sagte, was ihr das Herz bezwang: sie hat eine Begegnung in ihrem Leben gehabt, die für sie entscheidend geworden ist. Sie hat ihr Glück gefunden, und es ist ihr wieder unter den Händen zergangen.

Nun meint sie, es könne nie wiederkehren. Ich aber glaube das nicht. Ich möchte sie glücklich sehen, und ich bin entschlossen, ihr zu helfen, soweit es mir möglich ist.

Sie sind der Mann gewesen, der ihr Glück wurde und jetzt ihr Unglück.

Ich glaube nicht, daß es eigentlich nötig wäre, Genaueres auseinanderzusetzen, wir verstehen uns auch so. Sie wissen, welches Mädchen ich meine. Sie wissen, von wem Sie geschieden sind ganz plötzlich mit jener Erklärung, Sie liebten sie nicht.

Wer wie ich die Menschen seit beinahe zwei Menschenaltern kennt, kann an Ihre Erklärung von damals nicht glauben. Es liegt nicht fern, zu erraten, weshalb Sie damals so sprachen, und darum kann, darf und muß ich Ihnen sogar diesen Brief schreiben.

Sie haben damals aus Stolz das Mädchen verlassen, weil Sie nicht in den Verdacht kommen wollten, als näherten Sie sich ihr um des Geldes willen. Wenn ich Ihnen nun heute sage, daß Sie sich irrten, daß die junge Dame Ihnen niemals solche Absicht zugetraut hat, daß sie heute noch gar nicht recht zu begreifen scheint, was Sie eigentlich von ihr getrieben, so werden Sie erkennen, daß es noch Zeit ist, gut zu machen.

Warum sollen zwei Wesen, die sich lieben, getrennt voneinander sein, während doch nichts im Wege steht, sie zu vereinen?

Unser Dasein ist so verzweifelt kurz, wir sind so bald am Ende, daß wir alle, alle die Zeit nützen sollten, die uns gegeben ist auf dieser Erde. Was verloren ist, bringt niemand wieder. Wenn Sie sich eines Glückes berauben, das nur Ihrer wartet, so heißt das eigensinnig sein, mißverstehen, thöricht (zürnen Sie mir nicht wegen des harten Wortes) die kurze Spanne vergeuden, die Ihnen gegönnt ist.

Ich bin ein alter Mann — ich glaubte bis jetzt noch mitgehen zu dürfen auf den Wegen, die der Kraft, der Jugend, den besten Mannesjahren gehören — ich habe in schwerem Kampfe mich überwunden und bin zur Erkenntnis gelangt, daß ich heute jenseits von Gut uud Böse stehen muß, wie es der Philosoph genannt hat, den die junge Generation auf ihren Schild erhoben. Er ist jahrelang Sommer für Sommer dorthin gekommen — ins Oberengadin — wo Sie beiden Menschen, die füreinander bestimmt scheinen, sich haben mißverstehen wollen.

Verstehen Sie sich, kommen Sie zu einander, finden Sie sich. Verlieren Sie keine Zeit. Ich habe Jahre meines Lebens vergeudet, ich bin erst spät zur Erkenntnis gelangt, in einem Alter, wo andre oft nicht mehr die Fähigkeit besitzen, sich neuen Gestirnen zuzuwenden. Heute bin ich auf die Schwelle des Greisenalters getreten. Es beginnt mählich zu dunkeln. Die Nacht ist nicht mehr weit. Der Winter bricht an.

Gegen das Verblühen und Vergehen habe ich mich gesträubt, aber es hat nicht gehört auf meine Abwehr, es ist ruhig seinen Gang geschritten. In diesen Tagen war die Entscheidungsschlacht. Ich habe sie verloren, ich bin ein alter Mann.

Wenn ich Sie einmal sehen sollte, Auge in Auge, dann will ich Ihnen das alles erzählen, was Sie so in diesen Andeutungen vielleicht nicht ganz verstehen. Es könnte scheinen, als gehörte meine eigne Geschichte nicht in diesen Brief, aber ohne mein eignes Erleben würden Sie wohl niemals diese Zeilen von mir empfangen haben. Sie gehört also hinein, so gut wie ein junges Geschlecht nicht denkbar ist ohne das alte, das vor ihm war.

Ich habe Fehler gemacht — Ihnen sollen sie erspart bleiben.

Des Lebens letzte Greisenerkenntnis, die mir geworden, lautet wieder und immer wieder: ‚Pflücket die Rosen‘. Wenn ich überschaue, wie viel Zeit ich verloren, welchen ‚Aufwand verthan‘, wie viel Jahre ich streichen könnte aus meinem Dasein, ohne daß ich das Gefühl hätte, wirklich etwas verloren zu haben, dann möchte ich bitterlich weinen.

Ich habe den Frühling nicht freudig genug begrüßt, der vielleicht der letzte war, den ich erlebe. Ich habe den Schnee nicht in die Hand genommen, zu fühlen, wie er mir schmolz zwischen den Fingern, obwohl er vielleicht der letzte war,

der für mich gefallen. Ich habe das Sterben der Natur nicht aufmerksam genug betrachtet im Blätterfall des Herbstes, und ich gehe vielleicht hin, ehe wieder das Laub dorrt. Ich habe den Sommer nicht mit Atemzügen tief, heiß genug genossen, das Gedeihen, in Frucht- und Ähren-Stehen, das volle Sein überall, denn ich weiß nicht, ob ich noch zwischen den Garben stehe, wenn das nächste Mal die Sense klingt.

Mir ist einmal die Liebe reich beschert worden, einmal habe ich verstanden, was es bedeutet, wenn zwei Seelen eins sind. Diese Zeit des Glückes hat nur kurz gedauert, aber sie hat mich in die Periode meines Lebens geführt, in der ich sehen gelernt, in der ich zur Erkenntnis kam, als ich die ‚Auferstehung‘ feiern konnte.

Was dann gekommen, pflege ich die ‚Jahre der Gnade‘ zu nennen.

Und in diesen Jahren der Gnade habe ich einen Fund gethan, einen neuen, der mir leuchten soll für den Rest meines Lebens. Ich habe gelernt, daß das höchste Gut ist, das Beste, das wir erwerben können: die Selbstzucht! Nicht für sich begehren, sondern für andre. Nicht seiner Eigensucht den Lauf lassen, sondern sich bezwingen.

Andrer Glück wiegt schwerer als eignes.

Junger Mann, der Sie gut sind, der Sie klug sind, der Sie reichen und reines Herzens sind, wie mir die sagt, die Sie von sich gestoßen haben, hören Sie auf einen alten Mann, der sich gern einen Lebenskünstler nennt: bauen Sie sich Ihr Leben, schmücken Sie es sich aus zu einem traulichen Heim, greifen Sie schnell zu, ehe noch mehr kostbare Zeit verrinnt.

Sie weiß es nicht, daß ich Ihnen schreibe, aber sie wartet auf Sie.

Sie hat mir gesagt, sie warte vergebens, nie würden Sie wiederkommen.

Kommen Sie, kommen Sie, verlieren Sie keine Minute, Sie haben schon lange genug gezögert. Das Leben ist so kurz, Sie dürfen keine Zeit mehr zum Glücke versäumen.

Der Verstand hat mir eingeblasen: Und wenn er sie nun nicht mehr liebt? Und wenn er sie nun nicht geliebt hat?

Aber mein Herz antwortet mir: Er liebt sie, er wird kommen.

Schreiben Sie, wann Sie kommen,

Ihrem
sehr ergebenen
Frhrn. von und zu Sonntheim.

Adresse:
Zeremonienmeister a. D. Frhr. v. Sonntheim
Dresden-Altstadt.
Bürgerwiese.

Der Zeremonienmeister hatte keine Zeile wiedergelesen. Nun nahm er den Brief und überflog ihn. Einzelnes wiederholte er. Die Stellen von seinem Alter las er mehrmals. Und eine große Rührung bemächtigte sich seiner. Er lehnte sich in den Stuhl zurück und betrachtete die Blätter, die vor ihm lagen, die das Schicksal von drei Menschen enthielten.

Er dachte daran, was Eva sagen würde, wenn die Antwort einträfe, er käme. Aber vielleicht — nein, er mußte kommen, und er war gespannt, wie der wohl ausschauen möchte, den sie liebte.

Dann kehrten seine Gedanken wieder zum eignen Geschick zurück, und Evas Gestalt verschwand. Ja, er fühlte es, mit diesem Briefe der Selbstüberwindung war er in eine neue Periode seines Lebens getreten. Er hatte aufgehört zu begehren, er lebte nicht sich allein, sondern für andre. Mit

seinen Enkeln, Klaras Kindern, war er nicht wieder jung geworden, denn damals hatte er sich noch jung gefühlt, und als sie heranwuchsen, war er zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Eine Generation hatte er überschlagen, jetzt konnte er teilnehmen am Wachsen der kommenden. Heute hatte er Abstand von ihr gewonnen.

In dieser Stunde dachte er an den Tod.

Wenn er nun stürbe! Es überrann ihn ein Schauer. Er war vielleicht jetzt nahe daran gewesen. Während seiner Krankheit hatte ihn der Tod gestreift: die erste Mahnung der Vergänglichkeit.

Er wollte nicht daran denken, darum nahm er von neuem den Brief vor und las. Er versenkte sich hinein, und wie er ihm klang als Abschied vom Leben, rührten ihn die eignen Worte, und er ward weich. Nun würde sie ihn bald verlassen, denn wenn Eva des andern Frau wurde, so blieben sie kaum in Dresden. Dann ging Grete aus dem Haus, bald schon, sehr bald. Still würde es um ihn werden, ganz still, wie er es noch nie gekannt. So still wie heute abend, wo er hier am Schreibtisch saß und das ganze Haus schlief. Mancher gute Bekannte war schon hinausgetragen, es würden andre folgen, es würde leer um ihn.

So nahe war ihm der Tod noch nie getreten.

Zum erstenmal fiel ihm ein, daß er noch kein Testament gemacht. In der Stimmung, in der er sich befand, hätte er am liebsten gleich einen Bogen Papier genommen und hätte begonnen mit Notizen. Es schien ihm plötzlich notwendig und hohe Zeit. Doch er hatte ja seinem Gretl versprochen, nur den Brief zu schreiben, dann zu Bett zu gehen. Da blickte er nach der Uhr und fand, daß es fast eins war. Er horchte: draußen auf der Straße rollte kein Wagen mehr.

Schnell schrieb er die Adresse, schloß den Umschlag,

zündete das Licht an und stand auf. Nachdenklich schritt er seinem Schlafzimmer zu, den Brief in der Hand. Er wollte ihn selbst morgen früh — wo er zum erstenmal ausging — in den Kasten stecken.

17.

Jetzt kam Hans Steffeck, so oft er konnte, von Bautzen herüber, um seine Braut zu besuchen, und immer auch erschien Eva. Sie hatte sich zuerst, als es dem alten Freiherrn nach mehreren Ausgängen wieder leidlich ging, bescheiden zurückhalten wollen, aber er bat sie immer, am nächsten Tage wieder zu erscheinen. Er meinte, lange besäße er sie ja doch nicht mehr, denn jeden Tag mußte ja die Antwort aus Florenz eintreffen.

Es ward ihm schwer, ihr nichts davon zu sagen, daß er geschrieben, aber er überwand sich, denn nur mit der Antwort in der Hand wollte er vor sie treten. Aber die Antwort verzögerte sich von Tag zu Tag, bis der Zeremonienmeister schließlich auf die Vermutung kam, der Brief könne nicht an seine Adresse gelangt sein. Doch er kehrte auch nicht zurück. Vielleicht war er verloren gegangen, oder vielleicht wollte der junge Kunstgelehrte nicht antworten.

In diesem Gedanken fiel dem alten Freiherrn die Herzlichkeit seiner Zeilen aufs Gewissen. Er hatte geschrieben im Überschwang seiner Gefühle. Die Form, der Schritt war ungewöhnlich, der Inhalt erhob sich über das, was man sonst einem andern sagt. Vergeblich anzuklopfen: das auch nur zu denken, schmerzte ihn.

Nun zog der Frühling ins Land.

Die Bäume zeigten sich in den ersten Knospen, der Rasen der Anlagen vor dem Fenster des Zeremonienmeisters begann sich langsam grünlich zu färben, es wurde wärmer, auf den Straßen verschwand der Winterüberzieher.

Ein blauer Himmel lachte über Dresden.

— Jetzt wird es schön bei uns! — sagte der alte Freiherr zu Eva, während Hans mit Grete ein Dutzend Schritte vor ihnen die Anlagen hinunterging. Sie liebten es nicht, mit dem Vater allein spazieren zu gehen, weil sie sich dann nicht ungestört unterhalten konnten, sondern sie suchten es immer so einzurichten, daß Elise dabei war oder Miß Bancroft. Die war ihnen am liebsten, denn mit der unterhielt sich der Vater unausgesetzt. Darum schrieb ihr Grete immer eine Karte, wenn sie wußte, daß ihr Hans von Bautzen kam.

Eva war glückselig, wenn sie gerufen wurde. Sie schritt an der Seite ihres Idols einher, als wäre sie stolz auf den alten Herrn, den sie geleitete. Im Anfang hatte sie ihm, wie sie es von Elise gesehen, öfters den Arm angeboten, um ihn zu führen. Er hatte gern angenommen, denn nach dem Krankenlager und wochenlangen Zimmeraufenthalte war er doch weniger kräftig, als er geglaubt.

Nun hatte er es nicht mehr nötig, doch er that noch so, als bedürfe er einer Hilfe. Dann fühlte er sich ihr ganz nah, dann streifte er sie, dann empfand er die Zugehörigkeit zu ihr.

Aber er zitterte immer vor dem Augenblick, wenn er seinen Traum ausgeträumt hätte, wenn der erschiene, den er selbst gerufen. Daß er immer noch nichts von sich hören ließ, empfand er nun, nachdem einmal die erste Ungeduld vorüber, beinahe als Erlösung. Er sollte nur schweigen, so lange als möglich, er würde ihm nicht wieder schreiben. Er sollte ihm

Eva noch lassen, die er ihm dann doch für alle Zeiten nahm. Diese Tage waren nur einmal, die kehrten nie wieder. Sie bedeuteten das Abendrot seines Lebens.

Er hatte sich ja überwunden, ihr zu entsagen, aber an ihrem Liebreiz entzündete sich dennoch sein Herz jeden Tag von neuem. Und er kämpfte nicht dagegen an, denn er wußte daß es aus sein würde mit einem Schlage, wenn die Antwort kam.

— Gehen wir auch nicht zu schnell? — fragte Eva besorgt, wenn sie nebeneinander herschritten, und dabei sah sie ihn mit so ängstlichem Ausdruck von der Seite an, daß er lächelnd antwortete:

— Trauen Sie mir so wenig zu?

— Sie dürfen sich nicht überanstrengen!

— Wenn wir so schleichen wie die Schnecken?

— Graf Steffeck und Grete gehen auch so schnell.

— Ja, die haben sich aber auch so viel zu sagen.

— Und wir nicht? — meinte Eva und machte ein schmollendes Gesicht. Der Zeremonienmeister schaute ernst darein:

— Wir auch, Eva! Wir auch. Und was haben Sie mir noch zu sagen?

Sie lachte:

— Tausend Sachen. Immer habe ich etwas zu fragen vergessen. Wenn ich nach Haus komme, fällt es mir ein. Ich kann den ganzen Tag fragen, und habe doch die Hälfte noch übrig.

Dabei schob sie in der Zerstreuung ihren Arm in den seinen, merkte es jedoch sofort, zog ihn heraus, krümmte ihn, nahm des alten Freiherrn Hand und legte sie in ihren Arm hinein:

— So müssen wir gehen. Immer so.

Da kamen wieder traurige Gedanken über ihn:

— Immer? Wie lange noch?

— Wie lange? Warum?

— Und wenn Sie fort sind?

— Fort?

Er mußte sich beherrschen, keine Andeutung zu machen, und sagte gedehnt:

— Nun ja . . . Sie gehen doch bald fort von Dresden, nach Paris, erzählte Ihre Mutter neulich.

— Aber wir kommen wieder.

— Wissen Sie das bestimmt?

— Jawohl, im Herbst. Ich habe es Mama schon gesagt.

— Wer weiß, ob wir uns im Herbste wiedersehen!

Nun blickte sie ihn erstaunt an:

— Warum sollen wir uns nicht wiedersehen?

Er fürchtete, die Wahrheit zu sagen. Es drückte ihm das Herz ab, zu sprechen. Nur schwer überwand er sich, und fand einen Ausweg:

— Vielleicht lebe ich nicht mehr!

Eva blieb stehen:

— Sagen Sie so etwas nicht!

Bitter, nur mit erzwungener Ruhe, antwortete er:

— Ich bin siebenundsechzig Jahre!

— Das ist doch nichts! Sie sind so frisch und wieder ganz gesund. Und so lebensfroh. Sie müssen hundert Jahre werden. Wissen Sie noch, wie wir vom Ahasver sprachen . . . Aber das ist ja Unsinn. Wir brauchen gar nicht darüber zu reden. Ich muß Sie im Herbste wiedersehen. Im Herbste, wenn wir wieder nach Dresden kommen . . . Sehen Sie nur, wie alles schön grün geworden ist. Diese Luft, so warm, so köstlich. Hören Sie die Vögel? Alles freut sich. Ich habe manchmal darüber nachgedacht, wie das nur ist mit dem Frühling, warum man da ganz anders wird,

wieder Mut bekommt. Ich glaube, es geht allen Menschen so, man liest es, man hört es. Mama sagt es auch, und der sind eigentlich sonst solche Empfindungen ziemlich gleichgültig.

Der Zeremonienmeister nickte bedächtig, während sie weiterschritten. Sie wurden durch das Brautpaar unterbrochen, das wissen wollte, ob sie rechts oder links gehen sollten.

— Wohin ihr wollt, Kinder!

Dann wandte sich der alte Freiherr wieder zu Eva:

— Sie haben gut reden vom Frühling — macht er es denn auch, daß Sie den vergessen in Florenz?

Sie blickte zu Boden und schüttelte langsam den Kopf:

— Nein! Das kann auch der Frühling nicht. Aber man kann nicht fortwährend daran denken. Und ich thu's auch nicht. Wenn mir die Natur hilft, und wenn ich mit Ihnen bin, dann wird es mir leichter zu vergessen. Dann kann ich wohl einmal einen Tag ganz vergessen. Nur abends, wenn ich einschlafe, dann kommt es wieder . . .

Ein paar Kindermädchen kamen vorüber, die in den Anlagen ihre Wagen fuhren, und Eva dämpfte die Stimme:

— Dann frage ich mich, warum das sein muß, warum man so hoffnungslose Gedanken haben muß, warum einer dem andern so weh thun muß! Ist das nicht sonderbar? Das müßte doch eigentlich nicht so sein. Warum kann der Mensch nicht vergessen? Ich weiß alle meine Gedanken nützen nichts, werden nie etwas nützen, und ich bleibe dabei . . . Soll ich Ihnen ein Geständnis machen?

Der Zeremonienmeister hatte mit klopfendem Herzen zugehört, wie sie ihm wieder ihr Herz ausschüttete. Er mußte ihren Jammer aufnehmen und stumm verschließen in seiner Seele, und er hätte ihr jetzt doch so gern über alles einen Hoffnungsstrahl leuchten lassen. Dann dachte er daran, wie Grete ihm von der Liebe gesprochen, und dem Vater ihr

scheues, jungfräuliches Herz enthüllt — aber er war eben der Vater. Eva jedoch, die in die Abgründe ihrer Seele blicken ließ, die sie keinem öffnete auf der ganzen Welt — Eva, wie konnte sie anders ihre Scheu ablegen, als daß sie immer wieder den in ihm sah, der ihr den Vater ersetzte.

Nun fragte sie noch einmal und fuhr fort:

— Wollen Sie etwas hören? . . . Wissen Sie, daß mein Idol mir zum Vergessen verhelfen sollte?

— Ich?

— Ja.

— Wieso?

— Durch die Beichte. Ich hoffte, damit hätte ich mich frei gemacht, ganz frei, und dann könnte ich allmählich vergessen.

Sie nahm heftig seinen Arm. Niemand kam des Weges, nur weit drüben fuhr ein Wagen auf der Straße, und auf einem Parallelpfade gingen ein paar alte Damen spazieren. Doch die Stimme reichte nicht bis dahin. Da gestand sie glühend, stoßweise mit kurzen Sätzen, die sich jagten:

— Sie sollten mich retten vor mir selbst. Ich war einmal drauf und dran, mir das Leben zu nehmen. Ich konnte es nicht mehr aushalten. Und die Beichte rettete mich. Aber ich bin immer krank, wie vergiftet. Eine Zeitlang war ich ganz tiefsinnig geworden. Ich redete kein Wort mehr, mit niemand. Denken Sie, Mama wollte mich in eine Anstalt thun, eine Nervenheilanstalt. Wie sie mir's sagte und zuredete, da kam ich wieder zur Vernunft. Können Sie das verstehen? Ich glaube, das kann ein Mann nicht begreifen. Ich war ja krank, wie vergiftet. Jetzt bin ich ruhiger. Manchmal nur kommt es wieder über mich, daß ich diesen Mann haben muß. Und er liebt mich nicht! Sie müssen mich ja auslachen deswegen. Heute lacht ja jeder darüber,

wo alles nur nach Berechnung geht. Sie können's ja nicht begreifen, wie ein Mensch wegen so etwas so sein kann.

Der Zeremonienmeister richtete sich gerade auf, drückte fest ihre Hand und sprach:

— Ich kann's begreifen. Sie glauben's nicht?

— Nicht böse sein!

— Sie glauben's nicht, weil Sie meinen, ein alter Mann kann nicht . . . ich . . . will sagen . . . ich will sagen . . . Ich habe mit Ihnen gefühlt, ich habe Sie nicht ausgelacht, ich nicht . . .

Sie mußten die Straße überschreiten und gingen nun am Zoologischen Garten entlang, der rechts nur durch ein Gitter von ihnen getrennt war. Einen Augenblick schwiegen sie beide. Von selbst, wie im Einverständnis, verlangsamten sie noch mehr ihren Schritt, um hinter den beiden andern zurückzubleiben.

Der alte Freiherr rang mit sich ein paar Sekunden, dann fragte er plötzlich scharf:

— Ist er noch in Florenz?

— Ja!

— Die Adresse ist dieselbe geblieben?

— Ich glaube wohl.

— Ich . . . ich habe ihm geschrieben.

Eva drehte sich kurz zu ihm, ihre Augen waren groß nud starr geworden, es zuckte um ihren Mund:

— Meinetwegen?

— Ja.

Sie blieb stehen, als versagten ihr die Füße den Dienst, und fand nur das Wort:

— Geschrieben?

— Ja, geschrieben. Um Sie, um meine Eva geschrieben, — antwortete der Zeremonienmeister. Eva griff an die Schläfen

mit beiden Händen, wie in der Gebärde des furchtbarsten Schreckens, nestelte sich am Kleid, strich ihr Haar, nahm ihr Taschentuch, tupfte sich damit den Mund, dann setzte sie, die Augen zu Boden geschlagen, den Weg fort, und sie gingen stumm nebeneinander her.

Mit tonloser, trockener Stimme fragte sie nach geraumer Weile:

— Hat er geantwortet?

— Nein.

— Hat er den Brief bekommen?

— Ich weiß es nicht.

Wieder setzten sie den Weg fort, bis sie nochmals fragte:

— Er hat nicht geantwortet?

— Nein, er hat bis jetzt nicht geantwortet, — sprach der Zeremonienmeister mit zitterndem Laut. Sie hatten die Arme losgelassen, und er sah, daß ihr unaufhörlich unter dem Schleier die Thränen über die Wangen liefen. Er war bewegt mit ihr. Er setzte an, etwas zu sagen, doch er fand nicht den richtigen Ausdruck und schwieg. Alles schien ihm in diesem Augenblick albern und banal. Das waren die Schmerzen der Seele, die, wie es schien, auf der Erde alle Menschen einmal durchkämpfen mußten. Die einen thaten es mit kurzem Schauer ab, bei den andern ward ein Sturm entfacht, bei manchen fraß es fort unter der Oberfläche.

Er dachte: Wenn wir das nicht hätten, wären wir ja wie der tote Stein, Menschenlust ist Menschenleid gegenübergestellt, daß eines nicht Geltung haben könnte ohne das andre. Er dachte an die eigne Qual, an eigne Kämpfe und Nöte, an eigne Überwindung, und das goldene Wort „Selbstzucht“, der Fund seines Eintrittes in die Greisenzeit, leuchtete vor seiner Seele.

Es war ihm einen Augenblick nur ein eignes Gefühl wie

Vergeltung, daß sie nun das empfand, was sie ihn hatte fühlen lassen. Aber er schämte sich der Regung, die ihm unedel schien, legte leise ihren Arm in den seinen und flüsterte ihr zu mit einem äußerlich gleichgültigen Gesicht, weil ein paar Spaziergänger vorüberkamen:

— Eva, er wird antworten.

Sie schüttelte den Kopf.

— Doch, er wird, er muß antworten!

Da regte sich in ihr das Weib:

— Sie haben mich bloßgestellt vor ihm.

Der Zeremonienmeister fragte nur vorwurfsvoll:

— Bin ich nicht mehr Ihr Idol?

Noch konnte sie sich nicht überwinden und sprach traurig:

— Wie konnten Sie mir das anthun!

Aus ihrem Tone hatte eine solch unendliche Qual geklungen, solcher Jammer, solche Müdigkeit, solcher Schmerz, daß ihn ein jäher Gedanke durchzuckte: er wollte das Äußerste für sie thun, was er konnte. Heute abend fuhr er nach Florenz. Und mit scharfer Stimme rief er das Brautpaar an, das ahnungslos vor ihnen ging, so vertieft in das Gespräch, daß er zweimal rufen mußte:

— Hans! Hans! Bitte, nehmt doch den nächsten Weg, der links abgeht nach Hause. Es wird ein bißchen weit für meine Kräfte.

— Schön, Papa! — klang es zurück.

Auf dem Heimwege wurde kein Wort gewechselt. Eine Verstimmung lag zwischen den beiden. Der Zeremonienmeister machte sich Vorwürfe, daß er die Wahrheit gesagt und schwatzhaft gewesen wie ein Kind, aber wie er in Gedanken die Möglichkeiten erwog, meinte er doch, es sei gut, wie es war: wenn Eva noch irgendwelche Hoffnung gehabt, so war sie genommen dadurch, daß er nicht antwortete. Jetzt schien es

ziemlich gewiß zu sein, und eine Sicherheit dünkte ihm besser als jeder Zweifel.

Das Brautpaar schritt vor ihnen, ohne sich um irgend etwas zu kümmern, außer dem Gespräch, das es führte. Auf der Parkstraße kamen, nur durch eine schmale Buschreihe von ihnen getrennt, ein Paar Wagen vorüber, in denen Bekannte saßen.

Es war die Clique mit einigen Herren. Sie machten eine Fahrt nach Pillnitz und entwickelten schon jetzt eine Lebhaftigkeit und Aufregung, daß für den Rückweg noch ganz andrer Lärm zu erwarten stand. Von einem Wagen rief man sich zum andern etwas zu, lachte, scherzte, schrie. Poldi Derndorff war natürlich dabei. Er fuhr mit Fräulein von Cypriani, Miß Grosvenor und Miß Heinemann, die in Trauer zu sein schien und deshalb wirklich ausschaute wie ein kleiner schwarzer Teufel. Sie war die lustigste von allen:

— Dort geht das Brautpaar! — rief sie. Fräulein von Cypriani erhob sich und winkte den Wagen vor ihnen zu, nach links zu sehen. Dort saß Miß Tyndal mit ein paar Freundinnen englischen Stils, sowie dem Amtshauptmann von Adamczyk, dem langen und langjährigen Brautsucher. Die beiden älteren Damen, die aus Anstand mitgenommen waren, fuhren ganz an der Spitze, so daß sie von den jungen Mädchen nichts sehen konnten.

Die Cypriani meinte:

— Wie kann die kleine Sonntheim nur solchen Bauer nehmen!

Und Poldi Derndorff bezwang ein wenig seine Schläfrigkeit indem er sich zu den Worten emporraffte:

— Der alte Zeremonienmeister steckt doch immer mit der Bancroft zusammen! Die wird wohl bald seine Schwiegertochter sein.

Aber Miß Grosvenor, die Wolffs wegen nicht gern so

etwas hörte und nichts auf die Sonntheims kommen ließ, sagte schnell:

— Oder seine Frau!

Die andern lachten. Poldi Derndorff legte sein müdes Gesicht in noch abgespanntere Falten:

— Zu alt! Zu alt!

Dann wurde das Gespräch abgebrochen, denn der Wagen hinter ihnen, der Gräfin Hoyn, Fräulein von Eichapfel II. und zwei Leutnants enthielt, tauchte an ihrer Seite auf, um sie zu überholen, worauf unter Gekreisch, Gelächter Miß Grosvenor ihrem Kutscher großmütig, wenn er schneller führe, eine Mark bot, die Poldi Derndorff hergeben mußte, da sie selbst, wie immer, keinen Pfennig bei sich hatte.

Als Hans und Grete vor dem Sonntheimschen Hause standen, drehten sie sich nach dem Vater um, der mit Eva zwanzig Schritte hinterher kam. Er machte ihnen das Zeichen, weiterzugehen, und sie traten in den Flur ein.

— Ich gehe nach Haus, — sagte Eva, ohne den alten Freiherrn anzublicken.

— Darf ich Sie begleiten?

— Nein, bitte nicht, Sie sind müde. Sie sind genug heute gegangen.

— Sie kommen nicht ein bißchen mit herauf? Eva kommen Sie. Ich habe Ihnen doch nicht weh thun wollen. Es sollte doch nur Ihr Bestes sein. Kommen Sie mit. Bitte . . .

Miß Bancroft gab ihm die Hand:

— Ich bin nicht mehr böse, aber ich kann jetzt nicht mit andern Menschen sprechen.

— Hatte ich nicht versprochen, Ihnen zu helfen?

— Sie können mir ja nicht helfen.

— Doch, denn Sie haben jetzt Gewißheit!

Sie meinte nur noch:

— Die hatte ich auch vorher.

Dann ging sie die Straße hinab, ohne sich umzusehen. Er blickte ihr nach und stieg die Treppe zur Wohnung hinauf, so langsam, daß er beinahe auf jeder Stufe halten blieb, und Elises Diener, der gerade von oben herabkam, ihm den Arm bieten wollte, weil er meinte, der Zeremonienmeister sei noch schwach von der Krankheit:

— Herr Baron befehlen, geführt zu werden?

— Danke, Ludwig, danke, es geht schon so.

Er stieg schneller und klingelte, denn die Thür hatte sich schon hinter dem Brautpaar geschlossen. Als er eintrat, kam ihm Grete entgegengesprungen, ein Papier in der Hand:

— Väterchen, ein Teleramm!

Gleichgültig nahm er es in die Hand:

— Ich komme gleich in den Salon. Ist Liesel da?

— Sie spricht eben mit Hans.

— Und du läßt ihn allein?

Schnell huschte das junge Mädchen in den Salon während der Vater in sein Zimmer ging, bedächtig die Handschuhe auszog und das Telegramm in die Hand nahm. Er kam wahrscheinlich von Wolff, der seine Ankunft anzeigte. Er brach es auf. Die ganze Seite war gefüllt, eng geschrieben. Der alte Freiherr überflog die Zeilen, sah nach der Unterschrift und fand: Ernst Oster. Mit zitternden Händen nahm er das Blatt auf, durchjagte die Sätze, ohne recht zu verstehen, nur daraus entnehmend, daß es Glück bedeute.

Es war so plötzlich gekommen, daß ihm die Aufregung in die Glieder gefahren war und er sich setzen mußte. Nun nahm er wieder das Telegramm vor und las, las es immer wieder, bis er ganz den Sinn begriff:

Madrid.

Zeremonienmeister Freiherr von Sonntheim,
Dresden Bürgerwiese.

Habe eben Ihren lieben Brief erhalten, verspätet und nachgeschickt, weil keine bestimmte Adresse. Brief folgte mir von Florenz, Paris, Sevilla, Madrid, Sevilla wieder Madrid. Bin hier zu Studien für Monographie des Velasquez. Reise sofort ab. Würde gleich Dresden kommen, muß jedoch im Auftrage des Ministeriums nach Paris zur Versteigerung des Nachlasses des Kunsthändlers Bouillot in Vertretung des erkrankten Geheimrats Schuckmann-Berlin. Bin unglücklich, aber muß Versprechen einlösen. Pflicht. Warte seit zwei Jahren auf diesen Augenblick. Sie sind mein Retter. Verzweifelt, daß ich so blind war. Warum hat sie nichts gesagt? Geben Sie ihr das Telegramm. Wenn doch erst in Dresden wäre. Vor acht Tagen nicht möglich. Tausend, tausend Grüße an sie. Bin sehr unglücklich gewesen. Warum hat sie mich nicht zurückgehalten damals? Pfui, keine Vorwürfe, nur Glück. Schreiben Sie mir, bitte, Genaues, Paris, Hotel de Bade, Boulevard des Italiens. Muß alles wissen. Kann's nicht mehr erwarten. O Gott, wie glücklich. Tausend, tausend Dank.

Ernst Oster.

Der Zeremonienmeister lachte laut auf. Er ballte die Faust, schlug auf die Tischplatte, fuhr sich durchs Haar, strich sich den Bart. Dann nahm er das Telegramm wieder vor und las es von neuem. Eine unmenschliche Freude trieb ihm das Blut ins Hirn, ließ seine Pulse stärker schlagen, benahm ihm den Atem. Er hätte laut schreien mögen vor Wonne. Er dachte nur an Eva, was sie dazu sagen würde, und in der freudigen Erregung des Augenblicks vergaß er ganz sich selbst.

Sie wurde glücklich. Ihr würde die Stirn geglättet, das

Herz geheilt. Und sie ahnte nichts davon, sie meinte gar, es sei nun gerade alles verloren! Er mußte es ihr sagen! Er mußte sie sehen, sofort, sofort. Keinen Augenblick durfte er es ihr verbergen.

Aber er wollte keine Erklärungen gegen seine Kinder, die doch nicht gleich begreifen würden, um was es sich handelte. Er durfte es ihnen ja gar nicht einmal sagen, sie teilnehmen lassen an seiner Wonne. Er mußte fortgehen, ohne daß sie es bemerkten.

Leise ging er auf den Flur hinaus, nahm Hut und Stock, öffnete die Thür und schlich sich fast die Treppe hinab. Ängstlich fühlte er während des Weges an seine Brusttasche, wo das Telegramm steckte, in der Befürchtung, er möchte es vergessen haben oder etwa verlieren.

Unterwegs traf er den Major von Santerski, der wie gewöhnlich, ziellos in der Stadt umherbummelte. Eilig drückte er sich an ihm vorbei und grüßte hastig, um nicht aufgehalten zu werden. Der Major drehte sich erstaunt um: so hatte er den Zeremonienmeister noch nie laufen gesehen, der sonst immer in seiner gemessenen, schönen, geraden Haltung auf der Straße einherschritt.

Im „Europäischen Hof“ fragte der alte Freiherr, ob Mistreß und Miß Bancroft zu Haus wären. Der Portier meinte, die ältere Dame sei bestimmt noch nicht zurückgekehrt, die jüngere wahrscheinlich. Ein Kellner konnte es bestätigen und führte den Zeremonienmeister hinauf bis an die Thür.

Er klopfte.

— Herein! — klang es von innen, und nachdem sich die Doppelthüren geschlossen, stand er Eva gegenüber. Sie hatte am Fenster gesessen, ohne irgendwelche Beschäftigung, und ins Blaue hinausgestarrt. Erstaunt, mit müdem, traurigem Tone fragte sie:

— Sind Sie es? Ich bin ja nicht mehr böse!

Nun erst bemerkte sie seinen verstörten Anzug, der nicht so in peinlichster Ordnung war wie sonst. Die Krawatte war verschoben, und er trug die Handschuhe in der Hand. Aber seine jugendlichen, dunklen Augen strahlten und leuchteten. Ein verklärter Zug ging über sein Gesicht.

Er wollte es ihr gleich sagen, doch er meinte, er müsse sie vorbereiten, sie würde sonst vor Freude erschrecken:

— Ich habe eine Botschaft mitgebracht.

Eva fragte unsicher:

— Eine Botschaft?

— Ja, und eine gute, eine sehr gute, die beste . . .

Sie trat zitternd auf ihn zu:

— Aus Florenz?

— Nicht aus Florenz, aber von ihm.

Sie war bleich geworden. Kein Wort wagte sie zu sagen, bis er das Telegramm aus der Tasche geholt. Dann sprach sie tonlos:

— Er hat geschrieben.

Und während der alte Freiherr das Telegramm gab, sagte er nur:

— Er kommt.

— Er kommt?

Groß schaute sie ihn an, als könnte sie es noch gar nicht glauben. Dann versuchte sie, die Depesche zu überfliegen, aber die dicken Thränen waren ihr in die Augen gestiegen, und sie vermochte kein Wort zu entziffern.

Der Zeremonienmeister griff nach dem Papier und las es ihr langsam vor, während sie sich wieder auf den Stuhl am Fenster setzte. Als er geendet, bat sie, er möchte es wiederholen. Dann blieb sie sitzen, starrte vor sich hin und rührte sich nicht, so daß der alte Freiherr erst meinte, die

Freude habe ihr Schaden gethan. Endlich sprach sie lächelnd, während noch immer die Thränen perlten:

— Dann ist ja alles gut!

Sie erinnerte sich der Vorwürfe, die sie ihrem Idol gemacht, stand auf und trat zu ihm:

— Und ich bin schlecht gegen Sie gewesen.

— Es ist ja nun alles wieder in Ordnung.

— Ich kann's noch gar nicht glauben. Gar nicht glauben . . .

Sie griff nach dem Telegramm und las es nun selbst, dann legte sie es langsam auf den Tisch, schaute ihn beschämt an und fragte kleinlaut:

— Wollen Sie mir verzeihen?

Der Zeremonienmeister öffnete die Arme, und Eva barg sich an seiner Brust. Wie er sie an sich drückte, war es ihm zu Sinn, als sei damit all sein Zweifeln und Begehren gelöscht. Sie schien ihm die Braut eines andern. Er durfte sich als ihr Vater fühlen, und es war ihm, als wäre das alles nur ein Traum gewesen, daß er sie einmal für sich selbst begehrt. Sein eignes Streben schien ihm so fern und weit. Er fühlte ein leises Brennen in der Kehle: die Rührung stieg in ihm auf, die Freude.

Das Entsagen, das er geübt, kam ihm nicht mehr groß vor, sondern natürlich. Er hatte wohl eine Zeitlang andres geträumt, aber so war es doch gut.

Sie lag tief atmend an seiner Brust und rührte sich nicht. Die Augen waren geschlossen, er sah auf ihr schwarzes, dichtes Haar herab, und eine ruhige, unendliche Zärtlichkeit überrann ihn, daß er mit leiser Hand ihren Scheitel zu streicheln begann. Er war seines Empfindens so Herr, daß ihm der Gedanke kam, ihr zu erzählen von seiner späten Liebe, die sie ihm in sein Greisenherz gezaubert. Aber er wollte lieber nicht, daß

ihre Unbefangenheit gestört werde, und er nahm sich vor, das Geständnis seiner Seelenkämpfe mit ins Grab zu nehmen.

Es war besser so, sie sollte nicht irre werden in ihrer kindlichen Zuneigung, denn ihr zweiter Vater wollte er sein und bleiben.

Damit fand er seinen Lebensmut wieder, sein naives, gläubiges Kinderherz, das die Schönheiten dieser Welt bestaunte wie täglich neue Entdeckungen. Und derselbe heiße Wunsch nach dem rechten Erfassen des Glückes, der ihn immer beseelt in den Jahren der Gnade, machte ihn bange, ob Eva auch die Größe ihres Glückes erfasse.

Darum fragte er, indem er ihren Kopf zu sich hob:

— Eva, ist es nicht doch schön auf der Erde? Jetzt fühlen Sie sich doch wieder jung?

— Ja, jetzt wieder.

— Und wir wollen noch lange leben!

Da gedachte sie wieder ihres Idols und schlug die Augen zu ihm auf:

— Wie soll ich dafür danken?

— Behalten Sie mich immer ein wenig lieb, Eva.

Glück und Dankbarkeit ließen ihr das Herz schwellen, sie bog seinen Kopf zu sich herab und küßte ihren zweiten Vater auf beide Wangen. Dann aber machte sie sich los, nahm das Telegramm und eilte ans Fenster. Dort legte sie es aufs Fensterbrett, rückte einen Stuhl heran und begann Wort um Wort immer und immer wieder zu lesen.

Der Zeremonienmeister blieb eine Weile stehen, dann schlich er sich zur Thür, öffnete sie leise und ließ Eva allein mit ihrem Glück.

Gar langsam und bedächtig stieg er die Treppe hinab. Freundlich erwiderte er den Gruß des Portiers, blieb vor einem Spiegel stehen, rückte sich die Krawatte zurecht und zog

sich sorgsam die Handschuhe an. Dann strich er sich den Rock glatt und zog einen kleinen Zipfel des Taschentuches aus der Brusttasche, daß es kokett hervorlugte, wie er es von seinen jungen Jahren her aus alter Gewohnheit that.

Die Pragerstraße ging er hinunter, hoch aufgerichtet, die meisten Vorübergehenden um einen Kopf überragend. Ein paar Geschäftsleute, die in der Thür ihrer Läden standen, grüßten ihn höflich. Er zog lächelnd den Hut. Als er vorüber war, sagte der Inhaber eines Wäschieladens, zum Hofschuhmacher in der Nebenthür:

— Der Zeremonienmeister ist seit seiner Krankheit eher zwanzig Jahre jünger geworden.

— Das wollt' ich eben sagen, Herr Nachbar.

Und sie blickten dem alten Freiherrn nach, wie er dahinschritt, elastisch und kräftig gleich einem jungen.

Der aber fühlte wieder den ganzen Lebensmut in den Adern. Er freute sich über die köstliche Frühlingsluft. Das Getriebe der Straße, das er lange Zeit nicht mehr gesehen hatte, ergötzte ihn. In mehreren Läden fand er neue Sachen ausgestellt, die er noch nicht kannte. Da mußte er stehen bleiben und betrachten. In einer Auslage entdeckte er ganz neue photographische Aufnahmen aus den deutschen Kolonien, die er aufmerksam besah, im Gedanken, daß dieses ein Gebiet sei, mit dem er sich noch nicht vertraut gemacht. Über kurz oder lang mußte er sich doch dahin einmal wenden.

Es gab soviel, das er noch nicht kannte. Die Welt umgab ihn in sinnverwirrender Fülle mit ihren Millionen von Erscheinungen, und er dachte immer wieder, zu alten Überzeugungen zurückkehrend: Ein Menschenleben ist ja viel zu kurz, um auch nur flüchtig alles das zu umfassen.

Als er durch die Ferdinandstraße nach Hause ging, wo kein Laden seine Aufmerksamkeit erregte, glitten seine Gedanken

zu Eva zurück. Er malte es sich aus, wenn sich die beiden Glücklichen träfen. Aber acht Tage sollte es noch dauern? Das schien ihm zu lang. Er beschloß, Mistreß Bancroft vorzuschlagen, die Reise nach Paris, die sie doch demnächst angetreten hätten, weil Evas Mutter es für nötig zu halten pflegte, zum „Grand Prix“ anwesend zu sein, sofort ins Werk zu setzen.

Das war ein guter Gedanke. Mit einem solchen Geständnis konnte man doch nicht acht Tage warten. Er wollte Evas Glück beschleunigen. Ihr Glück schien ihm jetzt auch sein Glück zu bedeuten.

Und das Leben war so kurz: sie hatten zwei Jahre verloren, die ihnen keiner zurückgab. Nun sollte auch nicht ein Tag länger unnütz vergehen.

18.

Es stand fest: Mistreß und Miß Bancroft wollten am übernächsten Tage abreisen. Sie bezeichneten dem Zeremonienmeister das Hotel in Paris, in dem sie abzusteigen pflegten, und er telegraphierte die Adresse der Damen nach dem Hotel de Bade. Dann schrieb er an Doktor Oster einen langen Brief, in dem er genau berichtete, wie er gewartet und auf keine Antwort mehr gehofft, wie er Eva von seinen Briefe erzählt und wie sie alle Hoffnung aufgegeben. Er schilderte ihr Glück, ihre Ungeduld, und leise ließ er einfließen, wie nahe sie seinem Herzen gestanden.

Jetzt war er erregt, in Unruhe über ihr Scheiden. Sie hatte mit ihrer Mutter den letzten Abend in Dresden unter

seinem Dach verbringen sollen, aber es gab noch soviel zu ordnen, zu besorgen, zu packen, daß Mistreß Bancroft ablehnte.

Eva hatte gefürchtet, ihre Mutter möchte nicht zu bewegen sein, sofort nach Paris zu fahren, aber Mistreß Bancroft hatte sich sofort bereit erklärt, zu reisen, und freute sich über Evas Glück.

Als der alte Freiherr ihr am letzten Tage im „Europäischen Hofe“ den Abschiedsbesuch machte, zeigte sie sich sehr gefaßt. Sie legte die Hände ineinander und sprach zum erstenmal von ihrer Familie:

— Wissen Sie, Eva ist ein so gutes Kind, daß ich ihr nur Segen wünschen kann. Meine andern Kinder haben sich nicht benommen, wie man sich gegen eine Mutter benimmt, die sie ganz allein erzogen hat und Sorge und Mühe genug damit gehabt hat.

Der Zeremonienmeister fragte, und es war das einzige, das ihm noch einen Zweifel bereitet:

— Gefällt er Ihnen?

— Doktor Oster?

— Ja.

— Das ist ein sehr guter Mensch, ein lieber Mensch. Er ist immer aufmerksam gegen mich gewesen. Aber mußte ich denn nicht so handeln? Meine Tochter war ja ganz krank, richtig krank. Er wollte nichts von ihr wissen, das mußten wir doch wenigstens denken. Und nun sagen Sie einmal selbst: wenn ein Mann nichts von einem Mädchen wissen will, dann ist doch nichts zu machen! Sie kann ihm doch nicht nachlaufen. Und was hätte das für einen Zweck? Sie würde sich doch bloß lächerlich machen! Wohl noch mehr als das. Da ist es doch der Mutter nicht zu verdenken, wenn sie sich dagegen sträubt und gar nichts davon hören will. Ich bin eine vernünftige, praktische Frau, ich habe die Kunstbegeisterung

Evas nie ganz mitmachen können. Mein Mann war ein Geschäftsmann, und der ist nie in ein Museum gelaufen, sonst würde er uns am Ende in Not zurückgelassen haben. Ich bin eine gute Frau gewesen und habe genau so gedacht wie mein Mann. Dann geht eine Ehe immer am besten. Eva kam durch den Doktor auf die Kunst. Sie liebte sie ja schon vorher, aber sie verstand doch nicht viel davon, und wenn ich im Champs de Mars oder im Louvre, im Palazzo Pitti anfing, müde zu werden — wissen Sie, in Museen werde ich nämlich immer müde, — dann ging sie auch mit nach Hause. Seit wir den Doktor getroffen haben, ist das anders geworden. Seitdem ist sie nun ganz Kunst geworden. Die Hälfte wirklich Anlage, die Hälfte, weil er Kunstgelehrter ist. Jetzt bin ich ja ganz zufrieden damit, denn sie soll eine gute Frau werden, und die muß genau so denken wie der Mann. Finden Sie nicht auch?

Mistreß Bancroft zeigte lachend die schönen Zähne und betrachtete mit einer gewissen Koketterie ihre kleinen Hände, an denen wertvolle Steine blitzten. Sie that sich etwas darauf zu gute, eine vernünftige Frau eine gute Mutter zu heißen. Der alte Freiherr, der sie neben der Tochter nie beachtet, sie für eine gutmütige Null angesehen, gestand sich, daß sich mit ihr schon reden ließ. Nur kam diese Erkenntnis etwas spät, da sie am nächsten Morgen abreisten.

Doch er antwortete, um ihr eine Artigkeit zu sagen und sein bisheriges Nichtbeachten, so viel als noch möglich war, wieder gut zu machen:

— Gnädige Frau, es muß immer hart sein für eine Mutter, sich von ihrer Tochter zu trennen.

— Aber wenn man weiß, daß sie glücklich wird, dann wird einem die eigene Entsagung leichter.

Er schaute sie bedeutungsvoll an:

— Sie haben recht.

Einen Augenblick hatte er die Idee, daß sie gefühlt habe, was in seinem Herzen diesen Winter vorgegangen war, doch dann kam er zur Überzeugung, daß sie es nicht ahnte. Vielleicht redete sie so, um vernünftig zu scheinen, vielleicht kam diese Wendung gar nicht von ihr, sie hatte sie nur irgendwo gelesen, gehört und wendete sie jetzt an. Ein klein wenig posierte sie doch. Nun, wo ‚das Unvermeidliche Ereignis geworden‘, wollte sie wenigstens die entsagende, aufopfernde gute Mutter sein.

Eva war nicht zu Haus. So empfahl er sich schnell.

Daheim fand er die ganze Familie versammelt. Wolff kam ihm sofort entgegen:

— Papa, Miß Bancroft reist ja ab!

— Allerdings.

— Ich bin infolgedessen sofort aus Bautzen hergekommen, um noch Adieu zu sagen. Morgen früh kann ich nicht an der Bahn sein, denn ich habe Dienst.

Der Zeremonienmeister lächelte:

— Wie hast du denn das schon in Bautzen erfahren?

— Sehr einfach, durch Hans.

— Ach, richtig! Das habe ich ganz vergessen.

Dann traten sie in den Salon. Der Kammerherr ging auf den Vater zu:

— Ich höre eben durch Trenns, daß Mistreß und Miß Bancroft so plötzlich abreisen wollen?

— Ja, Erich, sie reisen morgen früh.

Gräfin Behnen meinte geschmeichelt:

— Sie haben uns einen Abschiedsbesuch gemacht. Ich muß sagen, ich finde das riesig liebenswürdig, denn wie ich eben höre, haben sie fast allen andern Bekannten wegen Mangels an Zeit nur Karten geschickt.

Auch Graf Behnen mischte sich in das Gespräch:

— Werden sie denn nächstes Jahr wiederkommen?

Der alte Freiherr antwortete bedächtig, wie einer, der besser unterrichtet ist als die andern:

— Ich glaube kaum.

— Das wäre ein sehr großer Verlust für unsre Geselligkeit. Solch ein reizendes Mädchen!

Klara rümpfte die Nase, warf die Lippen auf und hob leicht die Schultern:

— Nun, sie sind ja ganz nett, aber es ist früher ohne sie gegangen, und ich denke, es wird auch weiter ohne sie gehen. Dieses Übergewicht der Fremden überhaupt . . .

Da ward Wolff böse:

— Das ist der reine Neid von euch Dresdner Weibern...

Gräfin Behnen fiel ihm ins Wort:

— Weiber — Wolff — Weiber — giebt es, denke ich, nicht in der Gesellschaft . . .

Der Zeremonienmeister ging mit Elise und Wolff in sein Zimmer hinüber. Währenddessen zog der Kammerherr Behnens beiseite und sagte gedämpft:

— Wenn ich offen sein will, so ist mir's nicht unlieb, daß Bancrofts gehen.

— Weshalb?

— Papa macht der Miß so die Cour . . . Ich habe wirklich schon einmal daran gedacht, der liebe gute Papa möchte mit seinem Herzen durchgehen, und wir könnten eine neue Stiefmutter bekommen.

Gräfin Behnen machte ein böses Gesicht. Schon der Gedanke daran, daß ihre Kinder einmal in der Erbschaft beeinträchtigt werden könnten, war ihr unangenehm. Da sie, was ihr nicht paßte, einfach nicht anerkannte, so meinte sie wegwerfend:

— Davon kann ja gar keine Rede sein!

— Nun, das kannst du doch nicht wissen!

— Nein, Erich, das wäre viel zu lächerlich, um möglich zu sein.

— Will ich nicht behaupten.

— Bitte, Papa ist siebenundsechzig Jahre. In dem Alter heiratet man doch nicht mehr.

— Sieht er so alt aus?

— Nein, aber trotzdem, und übrigens ist Papa seit diesem Winter, finde ich, doch eigentlich merklich gealtert.

Graf Behnen trat energisch dazwischen:

— Was streitet ihr euch um des Kaisers Bart? Wenn Miß Bancroft mit dem guten Vater liebenswürdig gewesen ist, so ist sie's mit andern genau so gewesen. Zum Beispiel mit mir. Sie ist einmal charmant, da ist gar nichts dagegen zu sagen, aber deswegen braucht man nicht gleich alles Mögliche zu denken . . .

Während er noch sprach, trat der Diener ein und meldete:

— Mistreß und Miß Bancroft.

Die drei fuhren auseinander, und der alte Freiherr, der in der Thür seines Zimmers gestanden, sagte mit heller Stimme:

— Sehr angenehm.

Während man auf das Eintreten der beiden Damen wartete, erhob sich das Brautpaar und huschte eiligst, in der Befürchtung gesehen zu werden, in das anstoßende Zimmer von Gretes Mutter.

Nach allgemeiner Begrüßung setzte man sich, und sofort kam die Rede auf die plötzliche Abreise.

— Wie ist das nur so schnell gekommen? — fragte Gräfin Behnen. Miß Bancroft unterhielt sich mit Wolff und dem Zeremonienmeister, so übernahm ihre Mutter die Antwort:

— Wir treffen einen lieben Freund in Paris, einen alten Bekannten aus dem Engadin. Er war bisher ein eingefleischter Junggeselle und ist plötzlich auf die Idee gekommen, sich zu verloben. Da möchten wir ihn gern vorher noch einmal sehen. Dazu müssen wir aber schnell machen.

Der Kammerherr klemmte sein Einglas ein:

— Und Sie haben vorher keine Ahnung davon gehabt?

Da er Eva angesehen hatte, so antwortete diese. Ihre Wangen röteten sich leicht, und sie sprach, indem sie einen schelmischen Blick zum Zeremonienmeister hinüberwarf, der ihn mit leuchtenden Augen zurückgab:

— Nein, wir hatten keine Ahnung. Erst vorgestern bekamen wir ein Telegramm aus Madrid.

— Ich denke, er ist in Paris?

— Er ist eigens nach Paris gekommen, um sich zu verloben.

Graf Behnen war neugierig geworden:

— Darf man fragen, mit wem?

Eva that ganz gleichgültig:

— Mit einer Amerikanerin.

— Ah so . . . es leben ja viele Ihrer Landsleute in Paris, — antwortete der Graf und sah sich dabei im Kreise um, als erteile er eine Belehrung über diese volkswirtschaftlich interessante Thatsache.

Der Zeremonienmeister hatte fast noch kein Wort gesprochen. Er hatte, ehe Eva kam, ruhig alles angehört, was seine Kinder über Bancrofts sagten, und blieb auch jetzt stummer Zeuge des Gespräches.

Sie schien ihm sehr verändert, sie hatte das Träumerische, das Sinnende nicht mehr, ihre Augen blickten munter, sie schien den Kopf höher zu tragen, sie lachte heller und heiterer. Sie ging ja dem größten Glück ihres Lebens entgegen.

Als sich die Amerikanerinnen erhoben, um ins Hotel zurückzukehren, und Mistreß und Miß Bancroft noch eine Weile zurückgehalten ward, um Behnens zu danken für die Freundlichkeit, die sie gegen sie und ihre Tochter gehabt, als nun noch eine kleine Verzögerung eintrat, weil das Brautpaar aus dem Nebenzimmer erschien, um Abschied zu nehmen, machte sich Eva los.

Mit dem alten Freiherrn trat sie in dessen Zimmer:

— Ich muß mich noch einmal umsehen überall, denn wer weiß, wann ich wiederkomme.

Dabei machte sie die Runde im Zimmer, nahm Abschied vom Schreibtisch, sah die Bücher an, die rings an den Wänden standen, betrachtete die Stiche und Gemälde, die Porzellane und Fayencen, zuletzt den Teller mit dem Ahasver:

— Der hat eigentlich alles gemacht! Deswegen bekamen Sie seine Adresse, — sagte sie, und der Zeremonienmeister schob seinen Arm in den ihren:

— Eva, haben Sie nie daran gedacht, daß und warum ich die Adresse besitzen wollte?

Ehrlich antwortete sie:

— Nein, niemals.

Sie gingen wieder dem Fenster zu. Am Schreibtisch blieb sie stehen:

— Dort habe ich den Namen geschrieben.

Den Stuhl faßte sie an, in dem er als Kranker gesessen:

— Und hier sind Sie krank gewesen.

Dann traten sie vor ans Fenster:

— Ich muß doch noch einmal hinausgucken und sehen, was mein Idol alles sieht von hier aus, jeden Tag . . .

Die Rührung begann langsam in ihm aufzusteigen.

Es ward ihm schwer, zu sprechen. Er blieb neben ihr stehen. Sie sahen zusammen hinaus in den Frühling, der die Anlagen nun schon mit leuchtendem frischen Grün überzogen. Die Kastanienbäume hatten angesetzt, ihre Blüten wie Kerzen zu entzünden. In satter Farbe schaute der Rasen herauf.

Sie gewahrten es beide wie mit neuen Augen, wie vorgeschritten die Natur war.

— Es ist ja Frühling! — sagte sie fast erstaunt, und als er nicht antwortete, fuhr sie fort:

— Sehen Sie, und Sie meinten einmal, für Sie wäre kein Frühling mehr gewachsen! Wissen Sie's noch?

Der Zeremonienmeister nickte. Träumerisch blickte er in das Grün hinaus. Da fragte sie plötzlich:

— Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?

— Nun — was?

— Nein, erst müssen Sie ja sagen.

— Also ja.

— Geben Sie mir Ihr Bild.

Von Herzen sprach er:

— Gern.

— Aber ganz groß! — bat Eva. Lächelnd gab er zurück:

— Ich habe nur eine Sorte Bilder von mir — Kabinett. Und sie sind schon etliche Jahre alt. Damals war ich — Sie werden's nicht erkennen, Eva — damals war ich noch nicht so weiß wie heute.

Sie hob unwillkürlich die Hand und ließ sie mit dem Rücken leise an der Seite des langen weißen Bartes niedergleiten:

— Das ist doch gerade schön! Ich möchte Sie nicht anders haben.

— Wirklich?

Plötzlich fiel ihr etwas ein, das sie vergessen:

— Aber Sie schreiben mir etwas auf das Bild, etwas Schönes.

— Was denn? Schreiben? Ich kann genießen, Eva, aber nie habe ich selbst schaffen gekonnt. Was soll ich schreiben?

— Einen Abschied an Ihre ... an Ihre Eva. Schreiben Sie, ich nehm' es mit. Bitte, bitte.

Das wollte er nicht. Er sann noch, was er schreiben könnte, aber die Worte waren ihm nicht gleich so zur Hand, und er schlug vor, es ihr Morgen früh an die Bahn zu bringen.

— Aber es steht bestimmt etwas für mich drauf?

Sie gingen wieder zu den anderen hinüber und jetzt brach Evas Mutter wirklich auf. Sie gingen. Einen letzten Blick warf sie noch rundum. Er fragte schnell:

— Und ich bekomme doch auch ein Bild?

Im Eintreten in den Salon wandte sie sich zu ihm mit listig lächelndem Auge:

— Es liegt schon bereit.

— Steht etwas drauf?

— Ja.

Dann gingen die beiden Amerikanerinnen. Wolff fragte noch auf dem Flur Miß Bancroft, wann sie wiederkäme. Sie meinte, sie wisse es nicht und er scherzte:

— Aber passen Sie auf, wenn Sie wiederkommen. Ich werde mir Bücher kaufen über Kunstgeschichte und solchen Schwindel, und wenn Sie wieder in Dresden angebraust kommen, dann sollen Sie mal sehen, wie ich mich mit Ihnen unterhalte!

Als sie verschwunden waren, gaben alle einzeln ihr Urteil über sie ab, nur der alte Freiherr sagte kein Wort. Er bat Elise, als Ehrenwache beim jungen Paare zu bleiben, und

ging aus. Erichs Begleitung lehnte er unter einem Vorwande ab.

Bei seinem Juwelier auf der Seestraße trat er ein. Er wollte Eva ein Andenken mitgeben. Unterwegs hatte er sich allerlei überlegt. Einen Ring, hatte er gedacht — aber das mußte dem Bräutigam überlassen bleiben. Eine Brosche würde sie nicht immer tragen können, so verfiel er auf ein Armband. Es sollte kein schönes sein, mit Perlen oder Steinen: der Preis gab der Gabe nicht den Wert. Es sollte eines sein, das sie immer tragen könnte zu seinem Gedenken.

Dazu mußte es so einfach sein als möglich, damit sie es nie abzulegen brauchte. Und er wählte eine matte, schwere goldene Kette.

Der Juwelier, der von Gretes Verlobung gehört, sagte, während er das Etui in Seidenpapier wickelte, mit einem Gummibändchen schloß und dem alten Freiherrn auf der Glasplatte des Ladentisches zuschob:

— Wohl ein Brautgeschenk, Herr Zeremonienmeister?

— Vielleicht! — antwortete er lächelnd, und der Kaufmann dienerte mit übergroßer Höflichkeit:

— Meinen ergebensten Glückwunsch, Herr Zeremonienmeister!

Abends nahm dann der alte Freiherr, als Grete längst zur Ruhe gegangen war, ein paar Kabinettbilder von sich aus dem Schreibtisch, legte sie in Reih' und Glied vor sich hin und betrachtete sie auf das genaueste. Sie waren noch sehr ähnlich, nur eben der Bart weniger weiß. Der Kopf, der besonders gut die jungen, lebhaften schwarzen Augen wiedergab, sah geradeaus, in ruhiger Haltung. Es war dem Photographen gelungen, den liebenswürdigen Zug um den Mund des alten Herrn festzuhalten.

Der Zeremonienmeister suchte ein Bild heraus. Er

wählte lange: das beste sollte es sein. Endlich hatte er sich für eines entschieden. Er tauchte die Feder ein, zögerte etwas, dann setzte er mit kräftiger Hand darunter in energischen, starken Zügen:

Behalten Sie ein bißchen lieb

das alte

Idol.

In den Kasten mit dem Armband schob er einen Zettel, auf dem die Worte standen:

Seinem Töchterchen Eva mit der Bitte, es immer zu tragen als Erinnerung an

ihren

alten zweiten Vater.

Zeitig ging am andern Morgen der Zug.

Schon eine halbe Stunde vorher war der Zeremonienmeister auf dem Zentralbahnhofe erschienen und schritt wartend, ein paar Rosen in der Hand, den Bahnsteig auf und nieder.

Er hatte Elise gefragt, ob sie nicht mit ihm käme, doch sie war ihm ausgewichen und hatte abgelehnt. Sie hätte von den Damen schon Abschied genommen und fände, zu viel Menschen bei der Abreise störten nur. So wartete er denn ganz allein.

Endlich sah er sie die Treppe zum Bahnsteig heraufkommen.

— Wir haben uns ja schon verabschiedet, und Sie sollten sich doch nicht die Mühe machen ... — meinte Mistreß Bancroft, als er ihr die Rosen gab. Sie roch daran und dankte, während Eva ihn lächelnd ansah. Das junge Mädchen hatte nichts Trauriges, sie sah frisch und fröhlich aus. Das Reisekleid stand ihr gut in seiner praktischen Einfachheit, und

sie heuchelte nicht, wie schmerzlich ihr der Abschied sei, sondern sprach:

— Ich bin so glücklich! So glücklich!

Er war es auch für sie. Aller Egoismus, alle eignen Leidgedanken waren verflogen. Er freute sich nur darüber, daß sie glücklich sei. Noch hundert Dinge hatte er sagen und fragen wollen — er wußte nichts mehr davon. Sie redeten, wie sie zu dritt den Asphaltdamm auf und nieder schritten, von der Reise, von Paris, wo man essen könnte unterwegs, wann sie in Köln ankämen. Tausend Kleinigkeiten und Nichtigkeiten. In dem Lärm und Getriebe des Bahnhofes kam es von selbst, daß sie nicht ihre Seelen öffneten.

Zuzeiten schwieg das Gespräch ganz, dann war jedes mit seinen eignen Gedanken beschäftigt. Aber je näher die Scheidestunde rückte, als der Zug, von Böhmen kommend, in die Halle einfuhr und sie Plätze suchen mußten, desto mehr verließ den alten Freiherrn die Haltung.

Auch Eva ward stiller, und als die Damen nun im Wagen saßen, da blickten sie sich wohl gegenseitig an, Eva am Fenster, der Zeremonienmeister vor dem Abteil auf dem Bahnsteig, aber keines sprach mehr ein Wort.

Er faßte in die Brusttasche, nahm sein Bild heraus und das Päckchen mit dem Armband, das er ihr beides hinaufreichte mit der Frage:

— Und Ihres?

Eva öffnete ihre kleine Reisetasche, und er steckte die Photographie sofort zu sich, weil sie sagte:

— Sie dürfen es erst lesen, wenn wir fort sind.

Da kam der Schaffner und schlug die Thür zu, während er rief:

— Zurücktreten, bitte!

— Fertig . . . fertig . . . — klangen die Rufe den Zug

entlang. Der Zugführer pfiff kurz und schrill, heiser die Lokomotive. Noch einmal trat der Zeremonienmeister schnell heran, und sie reichten sich stumm die Hand.

— Zurücktreten! — tönte es da von neuem. Der Zug setzte sich in Bewegung. Eva hatte einen Augenblick gewinkt, dann sah der Zeremonienmeister, wie sie in ihre Ecke zurücksank und das Tuch vor die Augen preßte.

Es war ihm sehr weh zu Mut, als ob Jahre seines Lebens in dieser Minute verloren gegangen.

Als er die Treppe hinabschritt, dachte er an das Bild. Er fühlte danach, ob er es auch noch in der Tasche habe. Dann stellte er sich unten im Erdgeschoß des Bahnhofes in eine Ecke, wo niemand vorüberkam, und zog die Photographie heraus, um sie zu betrachten. Sie zeigte Eva im Profil, wie er sie zuerst im Theater gesehen, leicht den Kopf vorgebeugt, mit dem Hermelinkragen um die Schultern, als hätte sie gewußt, daß er so den ersten Eindruck von ihr gewonnen.

Auf der Rückseite standen die Worte:

Es war mir immer hart, so förmlich reden zu müssen, aber ich wagte es nicht anders, und ich schämte mich, es zu sagen. Nun, wo wir getrennt sind, darf ich es thun: mein guter Geist, mein Vater, mein Idol

vergiß nicht, behalte immer lieb

Deine Eva.

19.

Nun war es ganz Frühling geworden in Dresden. Die Sonne lachte vom Himmel, die Blumen dufteten in den An-

lagen der Bürgerwiese, überall sangen die Vögel, und aus dem Teiche stieg hoch über die dichten Wipfel der Bäume der starke Springbrunnen empor, der stäubend seine krystallene Wassersäule hinanschleuderte.

In des Zeremonienmeisters Herzen war es Nacht, ihm schien die Stadt so öd und tot, verlassen und langweilig. Er suchte überall Eva. Sie fehlte ihm beim Ausgehen, er vermißte ihre Blumengrüße. Wenn er die Pragerstraße hinunterschritt, so meinte er ihr überall begegnen zu müssen. Nach den Fenstern des „Europäischen Hofes“ blickte er hinauf, wo sie gewohnt. In ihrem Eckzimmer, das die Aussicht nach zwei Seiten geboten, wo einst ihre schlanke Gestalt gestanden, lehnte eine dicke Dame mit weißem Häubchen auf dem Kopf, riesiger goldener Urkette, die Hände über dem Leibe gefaltet.

Und er ging weiter. Mit seinem Dogcart fuhr er hinaus in den ‚Großen Garten‘, ganz allein, denn Hans war gekommen und blieb mit Grete und Elise zu Haus. Es duftete draußen in den Alleen frisch, kräftig. Wie sonst ergingen sich die Leute auf den Wegen, aber er hatte keine Augen dafür.

— Es ist langweilig! — sagte er zum Kutscher an seiner Seite und lenkte aus dem Park hinaus, nach Blasewitz zu. Er wollte an die Elbe, den Strom wieder sehen, der bei dem Frühjahrshochwasser majestätisch breit durch die große, weitspannende Brücke floß. Drüben lagen die Villen und Landsitze am Loschwitzer Ufer die ganze Höhe hinauf. Die Zahnradbahn stieg dazwischen an der Berglehne empor, die Wagen der elektrischen Bahnen schossen hin und her. Die Luft war ganz still, unbewegt, drüben in der Ferne, stromauf, schimmerten die Berge der Sächsischen Schweiz herüber. Deutlich konnte man die Mauern der Feste Königstein erkennen.

Der Zeremonienmeister hatte nur einen Gedanken: Wenn sie das sähe! Er hatte ihr Dresden zeigen wollen im Früh-

jahr, und nun war sie nicht mehr da. Das ganze schöne Bild erfreute ihn nicht mehr, er lenkte um und fuhr nach Hause.

Die Kinder ließ er drüben in den andern Zimmern. Er schloß die Thür zu dem seinigen und blieb dort allein. Ein paar neue Bücher hatte der Buchhändler geschickt: er sah sie kaum an. Professor Denger hatte ihm französische Radierungen gesendet zur Ansicht; sie wären wie er dazu schrieb, „sublim". Doch er fand keine Ruhe, sie zu betrachten.

Langsam musterte er die Teller, Tassen, Fayencen an der Wand: was für einen Zweck hatte es, dieses tote Zeug da, das seine Kinder, wenn er starb, doch nur verkaufen würden, denn sie verstanden nichts davon!

Da dachte er wieder an sein Testament, und am Abend als er wieder allein war, setzte er sich hin und begann seinen letzten Willen aufzuzeichnen. Mit allgemeinen Sätzen begann er, darin er seine Anschauungen niederlegen wollte, über das Leben der Menschen, über die Art, wie er es erfaßte, und wie er wünschte, daß seine Kinder es auffassen möchten.

Weit kam er nicht, dann fand er die Form nicht gut, strich, kürzte, änderte, legte schließlich alles beiseite und ging zu Bett.

Am andern Tage hatte er eine Nachricht aus Paris erwartet, aber er rechnete nicht mit der Entfernung. Ein wenig bitter sagte er sich: in ihrem Glücke jetzt denkt sie nicht mehr an den alten Freund.

Dann nahm er ihr Bild wieder hervor und betrachtete es lange. Hierauf ging er aus, einen Rahmen zu kaufen. Alle Läden suchte er durch, nichts war ihm recht, nichts schien ihm schön genug. Endlich erstand er beim Goldarbeiter einen silbernen Rokokorahmen von besonderer Zierlichkeit.

Darin stellte er Evas Bild auf den Schreibtisch.

Schüchtern kam Grete herein:

— Väterchen, darf ich dich etwas fragen?

— Nun, Gretl?

— Wann soll Hochzeit sein?

Es kam ihm unerwartet und berührte ihn unangenehm:

— Muß das jetzt entschieden sein?

— Väterchen, wir möchten so gern Gewißheit haben.

— Wann wollt ihr denn heiraten?

— So schnell als möglich.

Der Zeremonienmeister mußte lächeln, und als nun auch Hans eintrat, fragte er:

— Bist du auch dafür, so schnell als möglich, Hans?

Graf Steffeck polterte in seiner derben Art heraus:

— Es heißt immer, ein langer Brautstand thut nicht gut. Der Konsens ist da, das Haus kann jeden Tag bezogen werden. Fehlt nur noch die Ausstattung, dann können wir losschießen.

Denselben Nachmittag ging der Zeremonienmeister mit ihnen aus. Elise mußte sie auch begleiten, um ihren Rat bei den Sachen zu geben, von denen die Herren nichts verstanden. Und die ganzen nächsten Tage noch fuhren sie ununterbrochen herum, um zu bestellen, was nötig war: Wäsche, Kleider, Möbel, Küchengeräte.

So verflog die Zeit, und allmählich kam der alte Freiherr über seine trostlose Stimmung hinweg. Er hatte keine Gelegenheit, trüben Gedanken nachzuhängen, der ganze Tag war besetzt. Immerfort kamen Sachen an, die gekauft worden waren. Der Tapezier erschien mit Zeichnungen, die er vorlegte. Geschäftsleute aller Art trafen zu Besprechungen ein, zeigten Proben.

Endlich war es nötig, nach Bautzen zu fahren, um die Wohnung an Ort und Stelle anzusehen. Es wurde ausge-

messen und berechnet, Kostenanschläge gemacht, mit den Handwerkern gesprochen.

Als sie abends nach Dresden zurückkehrten und der Zeremonienmeister wieder vor Evas Bilde stand, mußte er sich gestehen, daß er heute wenig an sie gedacht. Die Geschäfte hatten ihn zu sehr in Anspruch genommen. Aber den nächsten Tag fuhr er wieder nach Bautzen, der Wohnung halber. Dort aßen sie mit Wolff und Hans, denen sich noch ein paar Kameraden anschlossen.

Der alte Freiherr wurde gefeiert von den jungen Herren. Ein Leutnant, der, wenn er ein paar Gläser Wein getrunken, sofort in Begeisterung geriet, brachte ein Hoch auf den „großartigen alten Herrn“ aus, der ihnen allen immer als Vorbild erscheine an Jugendlichkeit und Schneidigkeit. Wolff antwortete im Namen des Vaters:

— Mein Vater hält nie Tischreden, darum, Kinder, rede ich. Ihr habt ganz recht, vollkommen recht. Eigentlich sollte er ein Immediatgesuch machen, um wieder einzutreten. Natürlich bei uns. Aber in welcher Charge?

— Abstimmen! — meinte Graf Steffeck.

— Abstimmen! Abstimmen! — tönte es nun von allen Seiten, und die Herren kamen überein, daß er für einen Regimentskommandeur natürlich viel zu jung sei. Vielleicht käme der Rittmeister in Frage. Doch auch dafür sei er noch zu frisch und jugendlich. Die Charge eines Premierleutnants ward ihm zugebilligt.

Der Zeremonienmeister, der seinerzeit als Premierleutnant den Abschied genommen, ging auf den Scherz ein:

— Meine Herren, mein Sohn Wolff hat zwar vorhin behauptet, ich redete nie, aber Sie werden mir wohl erlauben Ihnen mitzuteilen, daß Ihre freundliche Schätzung meiner Anciennität durchaus der Wirklichkeit entspricht. Ich bin Premier-

leutnant a. D. Wenn ich also wieder eintrete — apropos — vor dem Manöver nicht gern, weil ich erst Zeit haben muß, um mir das neue Reglement anzusehen, da das aus meiner Dienstzeit wohl veraltet ist —

— Total.

— Ganz veraltet.

— Nicht zu brauchen, — antworteten die Leutnants, und der alte Freiherr fuhr fort in steigender guter Laune:

— Wenn ich also wieder eintrete, so hoffe ich, wieder Premierleutnant werden zu können!

Sie riefen „Bravo“ von allen Seiten, und die Gläser klirrten aneinander. Wolff schlug dem Vater vor, zu seiner Schwadron zu kommen, er werde ihn nämlich immer vom Fußdienste dispensieren, und Hans, der diese Großmut noch überbieten wollte, meinte:

— Papa, du brauchst bei meiner Schwadron überhaupt nicht zum Dienst zu erscheinen.

Grete lachte und kicherte fortwährend, und als sie abends mit dem Vater nach Hause fuhr, meinte sie:

— Väterchen, ich habe dich lange nicht so guter Laune gesehen.

Er strich sich den Bart:

— Mit den Jungen muß man auch jung sein! Die Leutnants sind alle in den Zwanzigern, da hat man noch Übermut, Unternehmungsgeist. Von solchen muß man lernen. Wenn man jung bleiben will, muß man zur Jugend halten.

Sie fragte begeistert:

— Ist das nicht ein famoses Regiment?

Er gab nur schmunzelnd zurück:

Na, Gretl, jetzt weißt du's doch, ob du deinen Hans

t aller Antwort fiel sie ihm um den Hals und dankte

ihm dafür, daß er ihr diesen Mann gegeben. Dann ward sie müde von den Aufregungen des Tages und lehnte sich in die Ecke des Coupés, um zu schlafen.

Der Zeremonienmeister saß am Fenster und blickte in den dunkelnden Abend hinaus. Sie fuhren durch Wald. Die Bäume huschten vorüber. In regelmäßigen Abständen tauchte eine Telegraphenstange auf, ein Licht im Bahnwärterhaus, der Durchblick in eine Schneise. Dann kamen Felder, ein Dorf von weitem, ganz nahe eine kleine Blockstation, die der Schnellzug durchsauste.

Jetzt war Eva längst verlobt, vielleicht traf schon am andern Morgen der erste Brief aus Paris ein. Nun war sie glücklich, ganz glücklich.

Und er? Ihm schien die ganze Episode seines Lebens, die abgeschlossen hinter ihm lag, wie ein Traum. „Alte Leute vergessen leichter, alte Leute lassen sich nicht mehr so ergreifen," sagte er sich. Er wunderte sich selbst, wie still es eigentlich jetzt in seinem Herzen war. Und ihm geschah ein Sonderbares: es war ihm, als ob Evas Bild nicht mehr ganz scharf vor seiner Seele stünde. Wenn er versuchte, sie sich zu vergegenwärtigen, so konnte er sie nicht vor seinem geistigen Auge beliebig erblicken, wie sie sich bewegte, wie sie ging, wie sie ausschaute, mit oder ohne Hut, sondern sie stand vor seinen Blicken nur in einer Stellung: genau so, wie sie die Photographie wiedergab.

Jetzt konnte er es fast nicht mehr begreifen, daß er einst gemeint, beinahe zu Grunde gehen müssen, wenn er sie nicht besäße. Aber im letzten Teil des Weges übermannte ihn die Müdigkeit, er war müde vom Fahren, Sprechen, müde von der Unterhaltung. Noch vor einem Jahre hätte ihm solch ein Tag nichts anthun können. Er war alt geworden, er fühlte und wußte es.

Am folgenden Morgen lag der Brief Evas auf dem Frühstückstisch. Sonst hätte er ihn aufgerissen und verschlungen, jetzt schaute er ihn bedächtig schmunzelnd an, drehte ihn hin und her, prüfte die Poststempel und rechnete aus, wie lange Zeit er zur Reise gebraucht. Dann nahm er ihn mit hinüber in sein Zimmer, während er ihn wieder betrachtete, wie der Kenner ein altes Weinchen. Er freute sich auf den Gruß, aber er wollte ihn hinausschieben, um möglichst lange daran zu zehren.

Endlich schnitt er den Brief sorgsam auf, nachdem er sich überzeugt, daß er auch allein sei. Und dann begann er zu lesen, langsam, Wort um Wort.

Eva schilderte in wenigen Zeilen die Fahrt; wie sie, kaum im Hotel angekommen, den Besuch des Geliebten empfangen; wie sich alles aufgeklärt habe. Sie beschrieb ihr Glück nicht, das lag im Ton, im Schwung des Ganzen, sie sagte nur, ihr Bräutigam hätte haarklein sich erzählen lassen, wer ihr Idol wäre, hätte sein Bild besehen und alle Einzelheiten wissen wollen, wie sie dazu gekommen, dem Freunde ihren Gemütszustand zu offenbaren.

Über das Armband schien sie glücklich zu sein. Sie trüge es Tag und Nacht, schrieb sie.

Am Schluß des Briefes fragte sie noch, was er zu den Zeilen gesagt, die sie auf die Rückseite ihrer Photographie gesetzt, und darunter standen die Worte:

Ich küsse mein Idol im Geist. Ernst sendet tausend dankbare Grüße dem Vater

seiner

Eva.

Der Zeremonienmeister legte den Brief aus der Hand und begann zu träumen. Seine Gedanken waren bei Eva, in Paris, gingen zu Grete über, zu ihrer Einrichtung, zur Hoch-

zeit, die bevorstand. Dann dachte er an Wolff. Er hätte ihn auch gern verheiratet gesehen, nur Miß Grosvenor sollte er nicht nehmen. Aber das hatte wohl keine Gefahr.

Und Erich? Vor ein paar Tagen hatte er wieder mit Trenns eine Partie nach Moritzburg gemacht. Vielleicht kam es da endlich zur Entscheidung.

Den folgenden Sonntag war der alte Freiherr an der Reihe, seine Kinder einzuladen. Da wollte er Erich ins Gewissen reden, denn auf ihre sechs Augen war der Name Sonntheim gestellt, und wenn keiner von seinen Söhnen heiratete, so erlosch das Geschlecht.

Am Sonntag war die ganze Familie versammelt, auch Botho und Egbert.

Der alte Freiherr verkündete Evas Verlobung, von der Behnens noch nicht wußten:

— Klara, eine große Neuigkeit: Miß Bancroft hat sich verlobt.

Der Kammerherr fuhr sofort auf:

— Ist nicht möglich, Papa!

Wolff kam wieder mit seiner beliebten Frage:

— Gegen wen denn?

— Er heißt Doktor Oster.

Gräfin Behnen blickte ihren Bruder eingedenk des Gesprächs, das sie mit ihm über Miß Bancroft und den Vater geführt, triumphierend an, während sie in freudig herzlichem Tone sagte:

— Ach, das freut mich sehr für sie.

Jetzt ging dem Kammerherrn ein Licht auf:

— Wetter noch einmal, sie sagte so was, richtig, richtig, und ich verstand es bloß nicht. Deshalb hm, hm, deshalb also ist sie nach Paris gefahren!

Nun ging das Ereignis von Mund zu Mund. Graf

Behnen schien etwas enttäuscht zu sein. Egbert behauptete vorlaut, obwohl er Miß Bancroft kaum gesehen, doch längst etwas Derartiges geahnt zu haben. Wolff fragte:

— Was ist denn dieser Doktor Oster, Papachen?

— Kunstgelehrter.

Jetzt begann der Rittmeister, nachdem das erste Staunen überwunden war, zu lachen. Er schnalzte mit der Zunge und rief ein über das andre Mal:

— Natürlich! Natürlich! Natürlich!

— Warum denn Wolff? — fragte der Zeremonienmeister, den das Gelächter störte, dessen Veranlassung er nicht verstand.

— Na, Papa, Miß Bancroft? Das habe ich mir doch gleich gedacht. Die kann doch keinen Leutnant heiraten, oder hm . . . hm . . . Rittmeister. Die sind für sie zu dumm. Übrigens schaffe ich mir natürlich sofort sämtliche Oster . . . so heißt er doch?

— Doktor Oster . . . — bestätigte der alte Freiherr, und Wolff fuhr fort:

— Ich schaffe mir sofort sämtliche Ostereier an, damit ich bestehen kann, wenn sie nach Dresden kommen.

Gräfin Behnen rümpfte die Nase:

— Warum sollen die Rittmeister für sie nicht gut genug sein? Aber ich finde die Partie sehr passend. Bei diesen Amerikanern kann man nie wissen, was die drüben sind und getrieben haben. Krethi und Plethi kommt hier herüber, um an Hof zu gehen, obgleich sie in Amerika vielleicht Holz verkauft haben.

Der Zeremonienmeister ärgerte sich über seine Tochter. Leichte Röte stieg ihm ins Gesicht, und er fragte ironisch:

— Wäre das wirklich so schlimm?

Dann nahm er Wolff in eine Ecke und begann ihm aus=

einanderzusetzen, wie er sich freuen würde, wenn nun, da er sich den Siebzigen nähere, einer seiner Söhne daran dächte, eine Frau zu nehmen. Bei Erich sei es allerhöchste Zeit, bei ihm zum mindesten der geeignete Augenblick. Der Rittmeister machte ein pfiffiges Gesicht und sprach:

— Papa, sei mal ehrlich, das soll so viel heißen, als: Laß die Geschichte mit der Grosvenor sein?

— Zur Hälfte ja.

— Ich bin auseinander mit ihr.

— Seit wann denn?

— Seit einiger Zeit. Der lange Adamczyk hat mir erzählt, daß sie neulich auf einer Wagenpartie, als man sie mit mir neckte, gesagt habe: ‚Das ist ja Unsinn, ich will mindestens einen deutschen Grafen. Und Sonntheim ist nicht reich genug.‘ Nun habe ich zwar noch keine andere gefunden, aber Papa, ich habe so ein leicht entzündliches Herz, daß es wirklich nicht lange dauern wird, bis ich doch irgendwo wieder festsitze.

Der Zeremonienmeister wollte noch mit Erich sprechen, doch bei dem mußte es die Gelegenheit geben, denn er war nicht so zugänglich wie Wolff, der seine Herzensnöte Sonntags immer der ganzen Familie zu beichten pflegte. Die ältere Trenn sollte Brautjungfer bei Gretes Hochzeit sein, der Kammerherr dagegen ihr Brautführer. Wenn es dann nicht gelang, so glückte es niemals.

Als die Kinder alle gegangen waren, sagte Grete Gute-Nacht und zog sich zurück.

Der Zeremonienmeister blieb mit Elise allein.

Ihr Diener wartete schon, um sie hinaufzugeleiten. Bescheiden, leise und einfach wie immer, trat sie zu ihrem Vater, ihm die Wange zum Kusse zu bieten:

— Gute Nacht, Papa.

Er fragte zerstreut, denn er hatte wieder an Evas Brief gedacht:

— Willst du schon gehen?

— Es ist spät, Papa.

Da erinnerte er sich, wie er heute den ganzen Abend hindurch eigentlich gar nicht mit ihr gesprochen. Er empfand es plötzlich, daß er sie oft übersah, daß er ihre Dienste, als er krank war, eigentlich als etwas Selbstverständliches hingenommen und ihr kaum gedankt hatte. Er kam sich undankbar vor gegen dieses stille, bescheidene Wesen, das nie für sich etwas begehrte, das in seinem Unglück gefaßt dahinlebte, geduckt vom Schicksal.

Welches seiner Kinder ihm am nächsten stand, wußte er in diesem Augenblicke nicht. Vielleicht neigte sich die Wage zu Wolff oder Grete. Des einen aber war er sich im Herzen bewußt: diese, die stumm ihres Weges ging, war das beste, das charakterfeste, das tiefstangelegte seiner Kinder.

Er wollte seine Nichtbeachtung gut machen und fragte:

— Was hast du denn zu Miß Bancrofts Verlobung gesagt, Liesel?

Sie schaute ihn ganz sonderbar an, so daß er das Gefühl hatte, sie wisse von den Kämpfen seines Herzens. Und sie antwortete mit niedergeschlagenen Augen:

— Es ist vielleicht besser so, Papa . . .

Er gab ihr keine Antwort, aber da sie noch immer dastand, meinte er, als spönne er den Gedankengang fort:

— Nun geht Grete, dann wird es recht einsam um mich werden.

Elise sprach:

— Um mich ist es immer einsam, Papa.

— Aber du bist jung und ich bin alt. Und ich fühle mich älter als früher, Liesel. Ich fühle, daß ich gealtert

bin. Dieses Jahr werde ich achtundsechzig. Das ist alt, sehr alt.

Da trat Elise ganz nahe an den Vater heran:

— Wenn Grete fort ist, dann sind doch ihre beiden Zimmer leer!

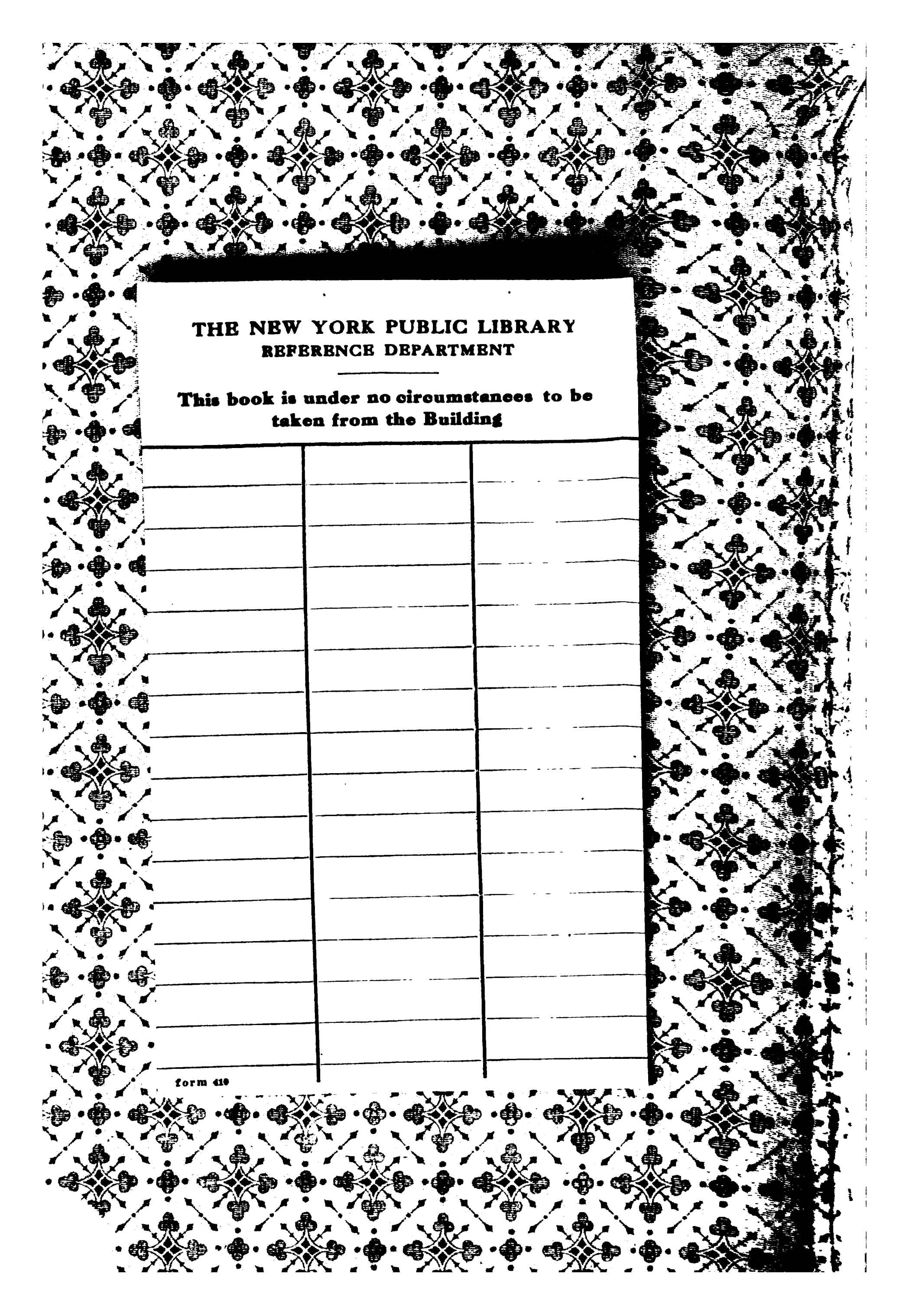
— Ja.

— Dann ist doch mehr Platz hier unten!

— Ja, Liesel.

— Papa, wenn ich nun zu dir herunterzöge?

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

